Heft 1, März 2008/ 88. Jahrgang E 1459

Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND
ISSN 0930-7001

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde,
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

Herausgeber: Landesverein Badische Heimat e. V.
Für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Landesvorsitzender: Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Schriftleitung und Redaktion: Heinrich Hauß
Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe, Tel. und Fax: (07 21) 75 43 45

Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24, Fax (07 61) 7 07 55 06

Geschäftszeiten: Mo., Di., Do., Fr. 9.00–12.00 Uhr

Internet: http://www.badische-heimat.de
E-Mail: info@badische-heimat.de

Die Herausgabe dieser Zeitschrift wird vom Land Baden-Württemberg, vertreten durch das Regierungspräsidium Freiburg, unterstützt.

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 26 €. Preis des Heftes im Einzelverkauf für Nichtmitglieder 10,00 €. Nachbestellung eines Heftes für Mitglieder 6,50 €.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen
des Landesvereins:

Postbank Karlsruhe,
Kto.-Nr. 16468-751,
BLZ 660 100 75

Sparkasse Freiburg – Nördl. Breisgau
Kto.-Nr. 2003201,
BLZ 680 501 01

Gesamtherstellung:
G. Braun Buchverlag
im DRW-Verlag Weinbrenner GmbH & Co. KG
Kaiserallee 87
76185 Karlsruhe
Dorothee Kühnel
Tel. (07 21) 50 98-61
Fax (07 21) 50 98-89
E-Mail: kuehnel@gbraun-buchverlag.de
Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 9 gültig

Unser Partner
Rothaus
TANNEN ZÄPFLE

Titelbild: Oos, Baden-Baden
Foto: Heinrich Hauß

Inhalt

Zu diesem Heft und darüber hinaus
Dr. Sven von Ungern-Sternberg 4

350 Jahre Umbau der Landschaft in der Oberrheinaue
Entwicklungen bei Breisach (Deutschland) und Rhinau (Frankreich)
Helmut Volk 6

Die Barock-Monstranz des Freiburger Priesterseminars Collegium Borromaeum
Hermann Brommer 27

Zum Stand der Reinhold-Schneider-Forschung
Ekkehard Blattmann 34

Die Stadt Baden-Baden im Werk Reinhold Schneiders
Reiner Haehling von Lanzenauer . . 45

Zum Briefwechsel Reinhold Schneiders mit Leopold Ziegler
Reiner Haehling von Lanzenauer . . 57

Baden
Reinhold Schneider 65

Reinhold Schneider zwischen Existenz und Literatur, Andenken und wissenschaftlicher Rezeption
*Reinhold Schneiders „wahrer einziger Beruf“**
Heinrich Hauß 67

650 Jahre Bergfried (1358–2008)
Ein starkes Stück Geschichte in Bruchsals Mitte
Thomas Adam 75

Denn brieffe vnd sigil geloubet man gern …
Versuch eines Siegelnachweises am Beispiel der Gemeinde Hausen im Wiesental (Landkreis Lörrach)
Elmar Vogt 81

Leo Wohlebs Vorstellung von Sozialpolitik und deren Verwirklichung
Hans Zimmermann 91

Gisella Lanz-Giulini (1885–1980)
Lebenslinien in Bildnis und Architektur
Ingeborg Riegl 100

Ein Baum und eine Schaukel
Was Bertolt Brecht mit Achern, und was Marie Luise Kaschnitz mit Karlsruhe verband
Johannes Werner 126

Der Streit um den Hortus Palatinus in Heidelberg
Christoph Bühler 130

Gedenktage Badischer Geschichte
Redaktion: Heinrich Hauß

Vor 75 Jahren
11. März 1933
Ratifikation des Konkordats als letzter Akt der badischen Regierung 138

Vor 75 Jahren
Absetzung der rechtmäßigen badische Regierung
Robert Wagner bildet eine neue Regierung 138

Vor 100 Jahren
Das Jahr 1808 in der badischen Geschichte
Napoleon greift in die badische Innenpolitik ein 139

Vor 160 Jahren
1. März 1848
„Der große Tag von Karlsruhe“: Sturmpetition. 139

Vor 160 Jahren
19. März 1848
Offenburger Volksversammlung
Offenburg wird zum Schauplatz der ersten gesamtbadischen Massenveranstaltung 139

Aktuelle Informationen
Redaktion: Heinrich Hauß

Erzbischof em. Dr. Oskar Saier in der Krypta des Freiburger Münster beigesetzt . . 141

26. Landespreis für Heimatforschung Baden-Württemberg an Kurt Hodapp. . 141

Zum Tod von Karlheinz Scherer
Berthold Hänel 141

Veranstaltung der Katholischen Akademie in Freiburg zum Andenken an Reinhold Schneiders Todestag am 6. April 2008 142

Der Landesverein „Badische Heimat“ auf der Colmarer Buchmesse „Salon du Livre“ 2007
Anton Burkard 142

Die Metropolregion Rhein-Neckar, die geplante trinationale Metropolregion Oberrhein und Karlsruhe 143

Alte Wortlosigkeit und altes Misstrauen zwischen der Landesvereinigung Baden in Europa (Karlsruhe) und Badische Heimat (Freiburg) überwinden. 144

Badischer Würtenberger
Rüdiger Soldt 144

Ausstellungsverlängerung
150 Jahre Badische Amtsgerichte . 144

Johann-Peter-Hebel-Sammlung von Karl Fritz aus Schopfheim im Museum für Literatur am Oberrhein (Prinz Max Palais) in Karlsruhe 145

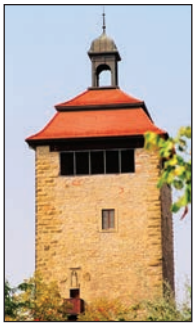
Zum Gedenken an den SPD-Reichstagsabgeordneten vergibt die Karlsruher SPD alljährlich den Ludwig-Marum-Preis. 145

Jahresrückblick der Regionalgruppen auf das Jahr 2008
Baden-Baden 146
Freiburg 146
Karlsruhe. 148
Mannheim 148
Rastatt 150

Buchbesprechungen 151

Briefe an die Redaktion 159

Vorteile für Mitglieder der Badischen Heimat 160



Heinrich Hauß, Adolf Schmid

BADISCHES KALENDARIUM

von Tag zu Tag – von Jahr zu Jahr
Personen und Ereignisse

Ein außergewöhnliches Nachschlagewerk für alle Badener und Baden-Freunde

Buchhandelsausgabe gebunden: 320 S., 166 Abb.
ISBN 978-3-7650-8326-6, € 19,90

„Das Kalendarium soll dem Vergessen entgegenwirken und Identität stiften.“ (BNN)

www.gbraun-buchverlag.de

G. BRAUN BUCHVERLAG

Zu diesem Heft und darüber hinaus

Liebe Mitglieder,
sehr geehrte Leserinnen und Leser,

am 6. April 2008 jährt sich der Todestag von Reinhold Schneider zum fünfzigsten Male. Es ist für die Schriftleitung selbstverständlich, dass sie dem Gedenken an den großen Badener Reinhold Schneider einen Schwerpunkt im Heft 1 / 2008 widmet. Es ist ein geeigneter Zeitpunkt einen Vortrag von Prof. EKKEHARD BLATTMANN über die Reinhold-Schneider-Forschung und jüngere Publikationen zu Reinhold Schneider für das Heft der Badischen Heimat zu übernehmen und damit einem größeren Publikumskreis zugänglich zu machen. REINER HAEHLING VON LANZENAUER hat zwei Aufsätze zum Thema beigesteuert: „Die Stadt Baden-Baden im Werk Reinhold Schneiders“ und einen Aufsatz „Zum Briefwechsel Reinhold Schneiders mit Leopold Ziegler“. Der Philosoph Leopold Ziegler ist im gleichen Jahr wie Reinhold Schneider gestorben (25. November 1958). Die Badische Heimat wird versuchen auch im Heft 3/2008 einen Themenschwerpunkt zu widmen. Und unser Schriftleiter HEINRICH HAUSS versucht, anlässlich des 50. Todestages in dem Aufsatz „Reinhold Schneider zwischen Existenz und Werk, zwischen Andenken und wissenschaftlicher Rezeption“ die Akzeptanz des Schriftstellers heute auszuloten.

Auf einige weitere Aufsätze in diesem Heft sei hingewiesen. HELMUT VOLK untersucht die Landschaftsentwicklung am Beispiel der beiden Abschnitte Breisach und Neubreisach sowie Wittenweier und Rhinau. Das Projekt ist damit oberrheinisch grenzüberschreitend angelegt.

THOMAS ADAM behandelt in seinem Aufsatz ein Symbol der wechselvollen Stadtgeschichte Bruchsals, den 650 Jahre alten Bergfried in der Mitte der Stadt. Gerhard II. von Ehrenberg ließ die Burg 1386 als Verteidigungsanlage, Verwaltungssitz und Kerker neu errichten.

In dem Aufsatz „Denn brieffe und sigil geloubet man gern“ untersucht ELMAR VOGT grundsätzlich den eigenen Quellenwert von Siegeln und verfolgt die Entwicklung des Gemeindesiegels von Hausen im Wiesental.

HANS ZIMMERMANN schreibt über die Sozialpolitik Leo Wohlebs.

INGEBORG RIEGL entwirft ein Lebensbild der Mannheimer Frauengestalt, Großbürgerin und Bauherrin Gisella Lanz-Giulini.

JOHANNES WERNER beschäftigt sich in seinem Aufsatz mit Bertolt Brecht und M. L. Kaschnitz und ihre Beziehungen zu Städten.

Eingedenk unseres Vorsatzes, über die „Erinnerungstradition“ hinaus auch verstärkt zu aktuellen Themen Stellung zu nehmen, befasst sich unser Vorstandsmitglied Dr. CHRISTOPH BÜHLER intensiv mit dem Streit um den Hortus Palatinus in Heidelberg. Christoph Bühler hat sich in den zurückliegenden Wochen engagiert zu diesem wichtigen Thema eingebracht und die Badische Heimat mit überzeugenden Argumenten an die Seite der Bürgerinitiative positioniert. Und es sei verwiesen auf den kurzen Zwischenruf von HEINRICH HAUSS zum Dauerthema Metropolregion in seiner besonderen nordbadischen Ausprägung.

Der Schriftleitung, allen Autoren dieses Heftes und Frau Kühnel vom G. Braun Buchverlag meinen Dank und meine Anerkennung.

Angesichts des bundesweit einzigartigen Erfolges unserer badischen Universitäten bei den Exzellenz-Initiativen wird im kommenden Heft ein von den Universitäten jeweils verfasster Kurzbericht einen besonderen Schwerpunkt bilden. Natürlich wird auch ausführlich über unsere Mitgliederversammlung in Offenburg am 1. März 2008 berichtet werden.

Im Bereich der Personalnachrichten teile ich mit, dass am 23. Januar 2008 GABRIELE

BOHNERT zur neuen Vorsitzenden der Regionalgruppe Lahr gewählt worden ist. Ich bedanke mich bei Ihrem Vorgänger ALOIS OBERT für die geleistete Arbeit und wünsche der neuen Vorsitzenden Erfolg und Freude bei der neuen Aufgabe.

Dann hat uns die Nachricht erreicht, dass Frau Dr. ANNEMARIE HEIMANN am 31. Dezember 2007 verstorben ist. Sie war nicht nur die Tochter unseres langjährigen Vorsitzenden Prof. Dr. Hermann Schwarzweber, sondern auch eine bedeutende Kunsthistorikerin, die sich hohe Verdienste um das Land am Oberrhein erworben hat.

Über die laufende Arbeit wird im kommenden Heft detaillierter berichtet werden. Die Vorbereitungen für das Jubiläumsjahr 2009 laufen „auf vollen Touren", zugleich wird eifrig daran gearbeitet, das „Netzwerk" zu „verwandten und befreundeten Einrichtungen und Vereinen" enger zu knüpfen. So fanden im Januar Abstimmungsgespräche mit dem ALEMANNISCHEN INSTITUT in Freiburg statt, in der eine vertiefte Zusammenarbeit (Hinweise auf Veranstaltungen, Buchbesprechungen usw.) beschlossen wurde. Mit dem Vorstand des HEGAU-GESCHICHTSVEREINS und seinem Präsidenten Wilderich Graf Bodman, fand auf Schloß Bodman ein Treffen statt, bei dem eine gegenseitige korporierte Mitgliedschaft vereinbart wurde und ebenfalls eine vertiefte Zusammenarbeit. Mitte Februar gab es auf Schloß Ebnet in Freiburg eine Veranstaltung mit dem Vorstand vom FORUM CAROLUS, einer grenzüberschreitenden „Denkfabrik", dessen Vorsitzender unser langjähriges Mitglied Nikolaus von Gayling-Westphal ist. Auch hier wurden gemeinsame Aktivitäten im rheinüberschreitenden Miteinander mit dem Elsaß ins Auge gefasst.

All diese Aktivitäten des Vorstandes zielen darauf, dass die Badische Heimat vor allem mit ihrem Markenzeichen, der allgemein sehr anerkannten Vierteljahreszeitschrift, verstärkt eine gemeinsame Plattform für vielfältige und miteinander inhaltlich eng verbundene Einrichtungen und Vereine der Landeskunde und der Heimatpflege in Baden bildet und somit zur angestrebten Vernetzung beiträgt.

Und nun wünsche ich dem geneigten Leser viel Freude und Spaß bei der Lektüre dieses Heftes

Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Mundartausstellung

„Alemannisch dunkt üs guet"

Vom 15. April bis zum 15. Mai veranstaltet die Freiburger Gruppe der Muettersproch-Gsellschaft in Kooperation mit der Sparkasse Freiburg Nördlicher Breisgau in der Meckel-Halle der Sparkasse eine Mundartausstellung unter dem Titel „Alemannisch dunkt üs guet". Gezeigt wird auf 45 von der Freien Hochschule Freiburg für Grafik und Design gestalteten Tafeln und in zahlreichen interaktiven Aktionen, wie stark die alemannische Mundart nach wie vor verwurzelt ist und weswegen es Menschen gibt, die Mundart als eine Bereicherung ihrer Lebensqualität empfinden.

Die Ausstellung ist von Montag bis Freitag zu den Geschäftszeiten der Sparkasse zu besichtigen.

Führungen nach vorheriger Anmeldung
Tel. 0 76 61/12 36 oder E-Mail: Klaus-Poppen@t-online.de

Helmut Volk

350 Jahre Umbau der Landschaft in der Oberrheinaue

Entwicklungen bei Breisach (Deutschland) und Rhinau (Frankreich)

Einleitung

Die Landschaft der Oberrheinaue und ihre Auewälder haben seit dem 30-jährigen Krieg bewegte Zeiten erlebt, über die wenig bekannt ist. Allgemein wird angenommen, die Rheinaue sei bis zur Korrektion des Flusses durch den badischen Ingenieur Tulla unzugänglich, versumpft, häufig überschwemmt und weitgehend untauglich für die Landnutzung gewesen. Deshalb hätten sich auch bis ins 19. Jahrhundert urwaldartige Weichholz- und Eichen-Ulmenwälder halten können, die großflächig bei der Flusskorrektion vernichtet wurden. Eingehende Untersuchungen der Forstlichen Versuchsanstalt in Freiburg haben hierzu neue Erkenntnisse gebracht, über die berichtet wird. Die historische Landschaftsentwicklung der deutsch-französischen Oberrheinaue zwischen Basel und Karlsruhe und die Landschaftsentwicklung der Oberrheinaue zwischen Karlsruhe und Mainz sind an zahlreichen Rheinabschnitten untersucht[1]. In diesem Beitrag wird die Landschaftsentwicklung der Rheinaue am Beispiel der beiden Aueabschnitte Breisach (Deutschland) und Neu-Breisach (Frankreich) sowie Wittenweier (Deutschland) und Rhinau (Frankreich) nachgezeichnet. Das Gebiet der Rheinaue bei Breisach soll für die Landschaftsentwicklung im Umfeld einer bekannten Stadt stehen. Der Auebereich bei Rhinau soll die Verhältnisse eines ländlichen Gebietes verdeutlichen, das frühzeitig (1979) und großflächig zum Aue-Naturschutzgebiet überwiegend mit Auewäldern erklärt wurde (Abb. 1).

Die historische Landschaftsentwicklung großer Flußauen findet neuerdings breites Interesse. Naturschutz und Umweltschutz verändern die Flussauen. Es gibt Naturschutzbemühungen an Rhein, Donau, Elbe und Oder zum Schutz der Auen als Feuchtgebiete von europäischer Bedeutung. Gleichzeitig sollen die Auewälder an den Flüssen als Hochwasser-Rückhalteräume ausgebaut und genutzt werden. Dabei wird für die Rheinaue die Frage gestellt, ob mit den Naturschutz- und Hochwasserschutzmassnahmen Landschaftszustände neu geschaffen werden können, wie sie vor und während der Rheinkorrektion bestanden haben.

Abb. 1: Untersuchungsgebiet deutsch-französische Rheinaue von Basel bis Karlsruhe mit den Beispielgebieten Breisach/Neu-Breisach und Rhinau/Wittenweier (H. Volk 2007)

Die Rheinaue unmittelbar vor der Flusskorrektion (um 1840)

Wie sah die Landschaft in der Oberrheinaue aus als das Großherzogtum Baden mit Frankreich über die Korrektion des Rheins verhandelte, als über den neuen Verlauf des Rheins

Abb. 2: Die historische Rheinaue von 1830 bei Breisach; Gemälde von Maximilian v. Ring. Blick von der Ruine Sponeck bei Burkheim nach Breisach. Die Inseln im Rhein tragen niedriges Gebüsch. nach Bock 1993, Anm. 2, verändert

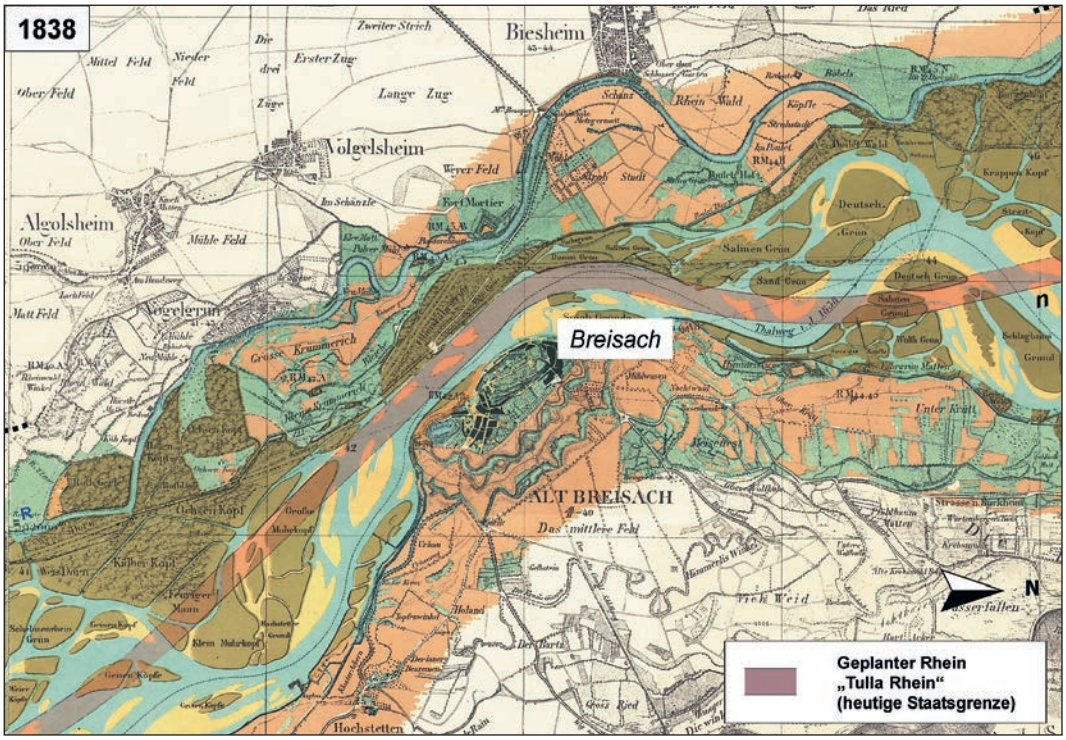


Abb. 3: Untersuchungsgebiet Rheinaue bei Breisach 1838. Ausschnitt aus der Planungskarte von 1838 für die Rheinkorrektion. Die Karte galt bisher als Beleg für den „Wildstrom" Rhein und die naturbelassene Rheinaue.
H. Volk 2007, bearbeitet auf der Grundlage von Rheinlauf 1838

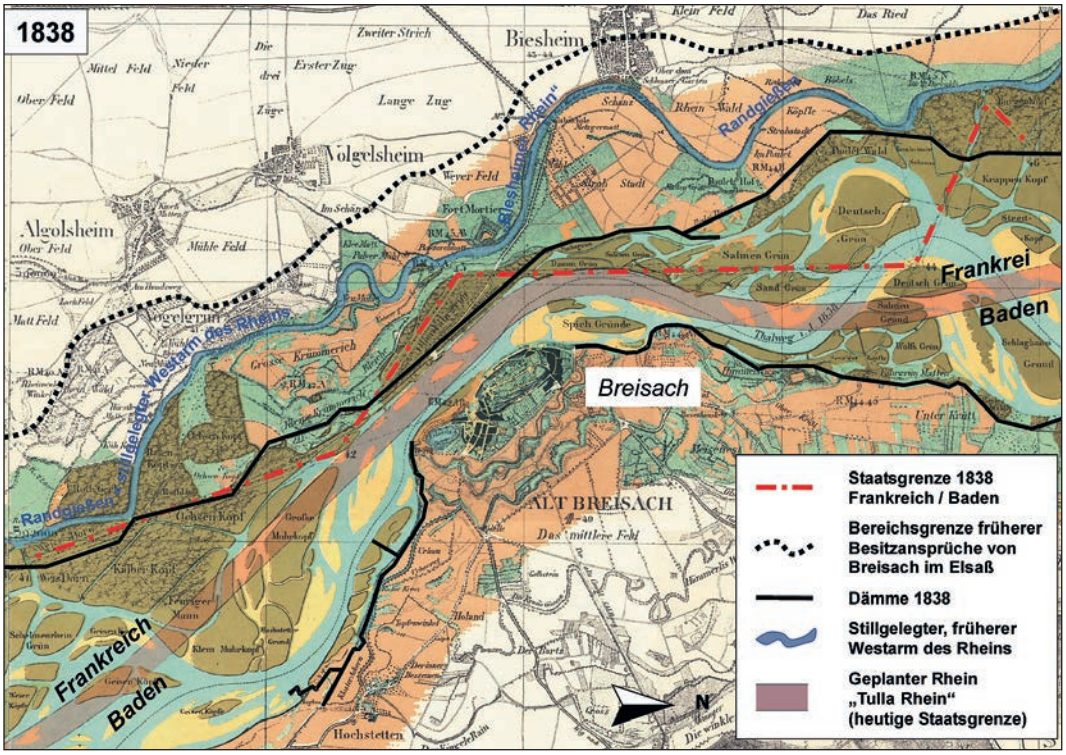


Abb. 4: Untersuchungsgebiet Rheinaue bei Breisach 1838 mit Hinweisen auf Flussverlegung und starke Landschaftsveränderung vor der Rheinkorrektion. H. Volk 2007, thematische Bearbeitung und Veränderung auf der Grundlage von Rheinlauf 1838

bereits weitgehend Einvernehmen erzielt war? Gab es damals noch die vielfach in der Aueliteratur erwähnten uralten, urwaldartigen Eichen- Ulmenwälder? Ein Aquarell von Maximilian v. Ring aus dem Jahre 1830 gibt einen zutreffenden Einblick in die historische Rheinaue bei Breisach[2]. Von der Ruine Sponeck sieht man auf die Rheinaue und den Münsterberg bei Breisach, auf die Wasserflächen des Rheins, auf schmale Inseln mit niedrigem Gebüsch (Abb. 2). Alte Eichen- Ulmenwälder fehlen auf dem Bild.

Als weitere geeignete Quelle zur Rekonstruktion der Auelandschaft bei Breisach um 1840 kann die Planungskarte zur Korrektion des Rheins herangezogen werden[3] (Abb. 3). Sie zeigt den Rhein in einer Breite von 1–2 Kilometern, die Inseln, Kiesbänke und den mit Frankreich abgestimmten, geplanten Verlauf des neuen Rheins (Abb. 3, rotes Band). Auf den ersten Blick präsentiert sich eine sehr naturnahe Landschaft, ein Fluss in mächtiger Breite, der sich seinen Verlauf und seine innere Struktur ohne nennenswerte menschliche Einwirkung suchen könnte.

Dieser Eindruck trügt. Flussverlauf, Dammbauwerke, territoriale Grenzen im Vergleich zur Linienführung des neuen Rheins und der relativ hohe Anteil landwirtschaftlich genutzter Ackerflächen in der Flussniederung sprechen gegen die Vermutung, der Rhein habe vor der Korrektion die gesamte Aue ständig überschwemmt, und der Fluss habe sich noch bis zur Korrektion ausschließlich durch sich selbst, ohne menschliche Einwirkung als „Wildstrom“ sein Bett geschaffen.

Nachweisbare Spuren einer teilweisen Zähmung des Flusses weist die Rheinaue bereits vor der Korrektion auf. In der Planungskarte für die Flussbegradigung (Karte von 1838) sind wesentliche Merkmale hervorgehoben, die gegen ein vom Menschen unbeeinflusstes Pendeln des Flusses vor der Rheinkorrektion sprechen (Abb. 4). Es sind dies die Dämme und Ablenkbauwerke, die den Fluss schon 1838 um etwa 1 Kilometer einengen und die viele der

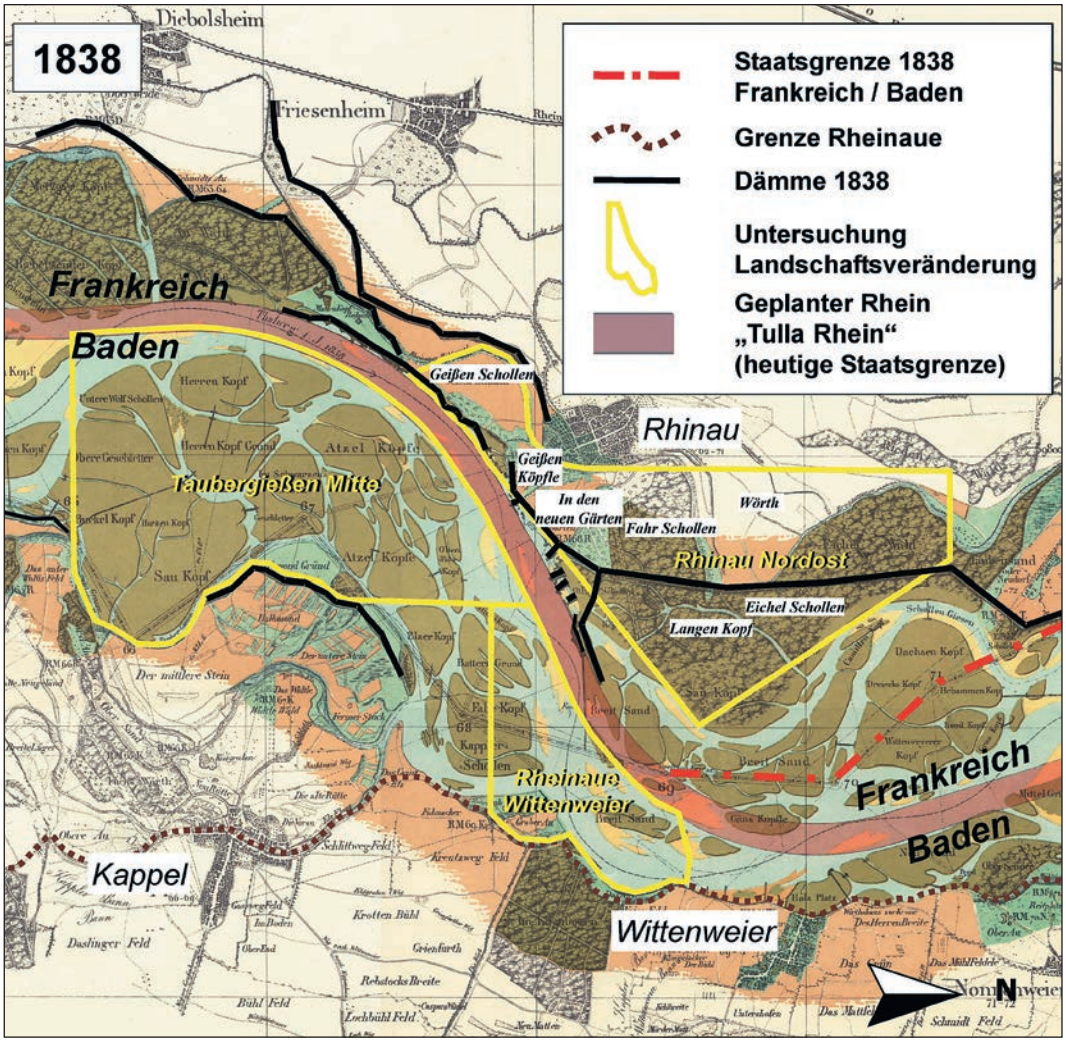


Abb. 5: Untersuchungsgebiet und Schwerpunkte der Untersuchung Rheinaue bei Rhinau (Frankreich) 1838, mit Hinweisen auf Flussverlegung und starke Landschaftsveränderung vor der Rheinkorrektion.

H. Volk, 2007, thematische Bearbeitung und Veränderung auf der Grundlage von Rheinlauf 1838

äußeren Flussarme von der ständigen Überflutung abtrennen. Auffallend ist außerdem, dass die Staatsgrenze zwischen dem Großherzogtum Baden und Frankreich deutlich weiter westlich in Frankreich verläuft als das Band des geplanten Rheins. Fragen werfen in diesem Zusammenhang die Bezeichnungen für den westlichen Rheinarm bei Biesheim auf. Er wird als Fort Mortier Gießen bzw. Biesheimer Rhein genannt[4]. Ein Giessen ist ein vom Grundwasser und nicht vom Rhein selbst gespeister Altarm. Der Hinweis auf den Biesheimer Rhein bezieht sich offensichtlich auf die Zeit vor 1800 und erinnert daran, dass der Rhein vor Breisach um 1642 zwei große Hauptarme hatte[5]. Der westliche Arm bei Biesheim war 1642 voll vom Rhein selbst gespeist und er war um ein Vielfaches breiter als 1838.

Die Schließung und Verlegung des Biesheimer Rheins war durch große Verluste an Eigentum der Stadt Breisach im Elsaß begleitet. In Abbildung 4 ist angegeben, wo vermutlich die Grenzen der Besitzansprüche der Stadt Breisach im Elsaß bis ca. 1700 verliefen. Breisach hatte demnach ausgedehnten Besitz in Frankreich, der in 150 Jahren (1650–1800)

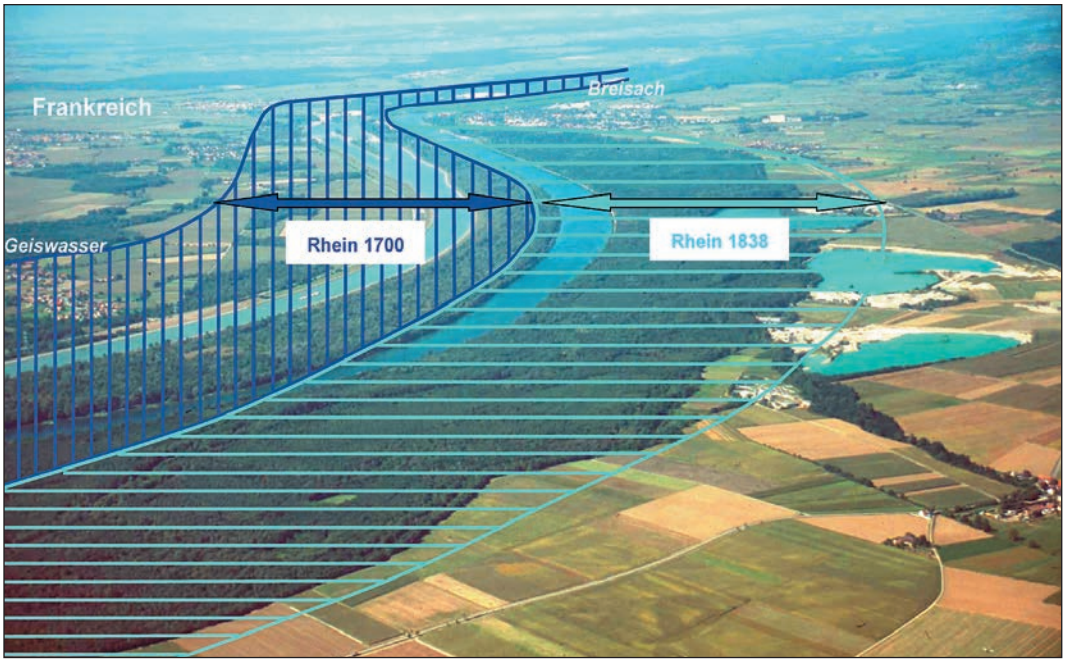


Abb. 6: Ergebnis der künstlichen Flussverlegung in der Rheinaue bei Breisach von Westen (Elsass/Frankreich) nach Osten (Baden/Deutschland) zwischen 1700 und 1840 im Luftbild. H. Volk 2007

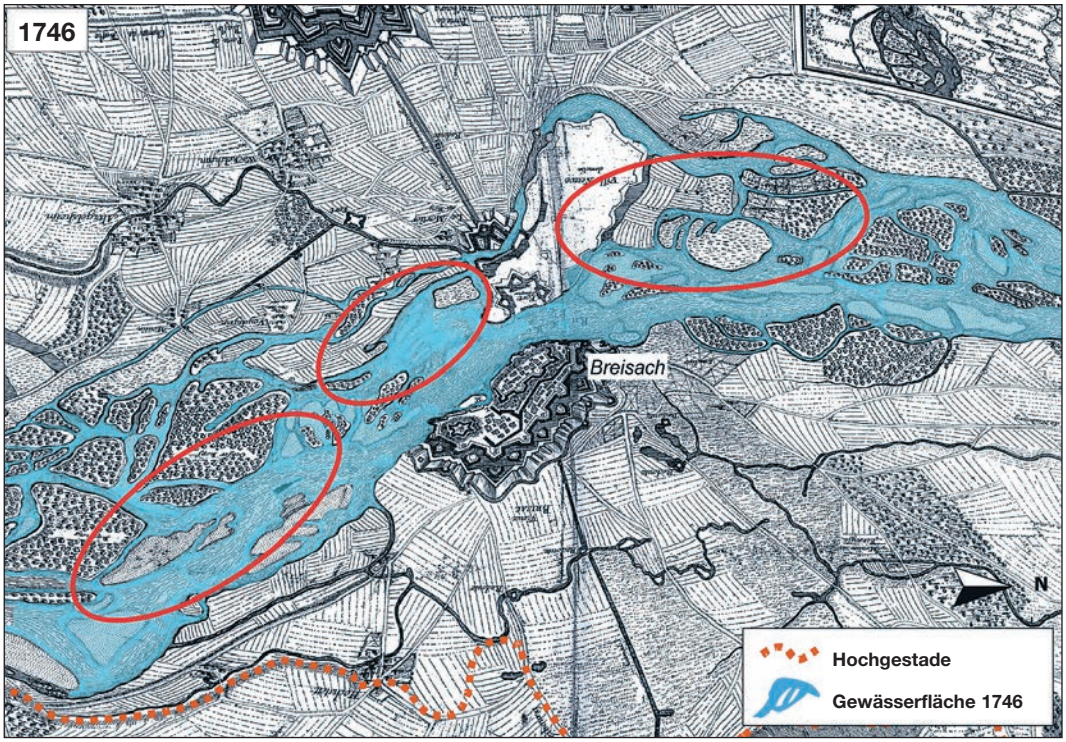
immer wieder vom Königreich bestritten, enteignet, teilweise aufgekauft und letztlich an Frankreich abgetreten werden musste (Abb. 4).

Merkmale unerwartet früher künstlicher Landschaftsveränderungen weist auch das Untersuchungsgebiet Kappel/Rhinau/Wittenweier (Naturschutzgebiet Taubergießen) auf. In der elsässischen Rheinaue ist 1838 ein großräumiges, überörtliches, teilweise doppelt gestaffeltes Dammsystem mit Ablenkbauwerken im Rhein vorhanden, dem auf der badischen Seite bei Kappel und Wittenweier nichts Gleichwertiges gegenübersteht. Die Staatsgrenze Baden-Frankreich verläuft 1838 bei Wittenweier ebenfalls deutlich weiter westlich als der geplante, mit Frankreich abgestimmte Rheinverlauf. Bei Rhinau weisen außerdem Angaben zur Landnutzung im direkten Umfeld der Stadt auf künstliche Veränderungen in der Landschaft hin[6] (Abb. 5).

Rheinlaufverlegungen vor der Flusskorrektion (1700–1840)

Bisher unbekannt und spektakulär sind die großräumigen Rheinlaufverlegungen zwischen Basel und Karlsruhe an der Grenze von Frankreich zum Alten Kaiserreich bzw. zum Großherzogtum Baden. Frankreich verfolgte ehrgeizige und langfristige politisch-militärische Ziele am Rhein. Ein wichtiges Ziel war dabei die Veränderung der Staatsgrenze zum Alten Kaiserreich im Rhein zugunsten Frankreichs. Dazu ließ sich Frankreich bereits 1689 vertraglich zusichern, dass die Grenze im Rhein nicht dauerhaft fixiert, sondern variabel verläuft. Der jeweilige Hauptschifffahrtsweg bildete die Staatsgrenze. Diesen veränderte Frankreich, wo immer möglich, durch ein System von Dämmen und Ablenkbauwerken am elsässischen Rheinufer und im Rhein. Die Rheinlaufkarten von Basel bis Karlsruhe aus dem Jahre 1838 zeigen die Bauwerke zur Hochwassersicherung der elsässischen Rheinaue und zur großräumigen Verlegung des Flusses nach Osten Richtung Deutschland. Eine detaillierte Auswertung dieser Karten von 1838 zeigt auch, dass es auf der badischen Rheinseite zwischen Basel und Rastatt auf einer Länge von 175 Flusskilometern keine gleichwertigen Abwehrbauwerke gab[7].

Archivfunde historischer Karten des 17., 18. und 19. Jahrhunderts und die Auswertung



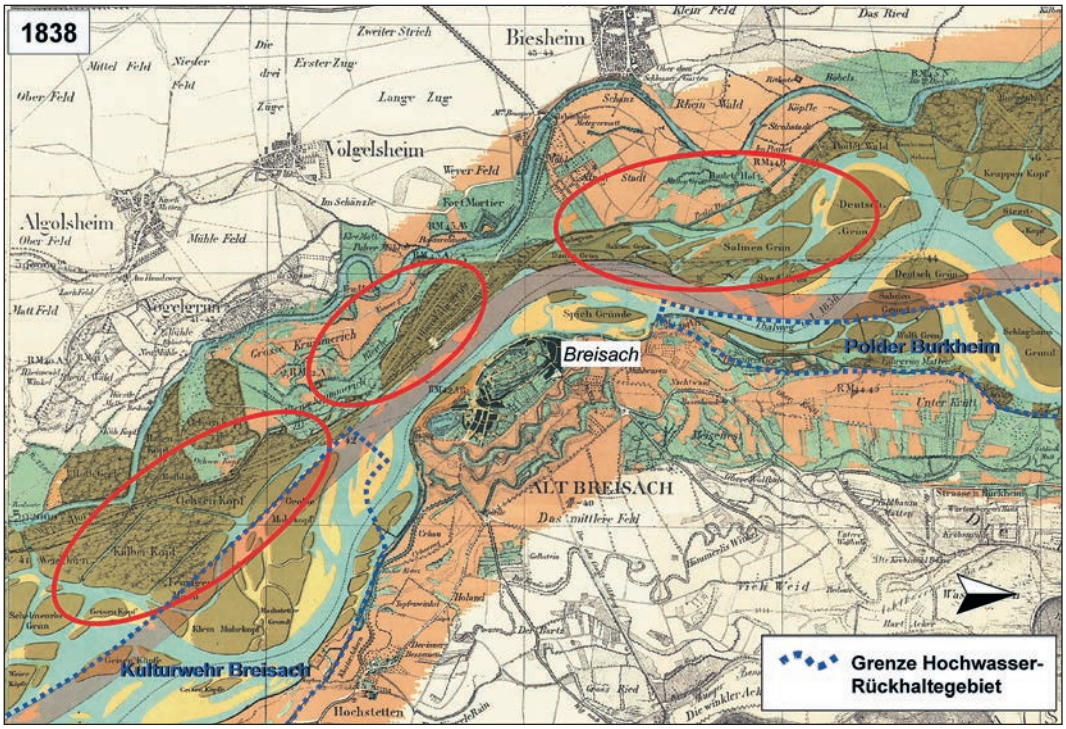


Abb. 7: Vom Wasser zum Land (Elsaß/Frankreich) und vom Land zu Wasser (Grh. Baden). Landschaftsvergleich zwischen 1746 und 1838 bei Breisach.

H. Volk 2007, thematische Bearbeitung und geometrische Entzerrung auf der Grundlage der Karte Breisach von Baillieu 1746 , Anm. 10, und von Rheinlauf 1838

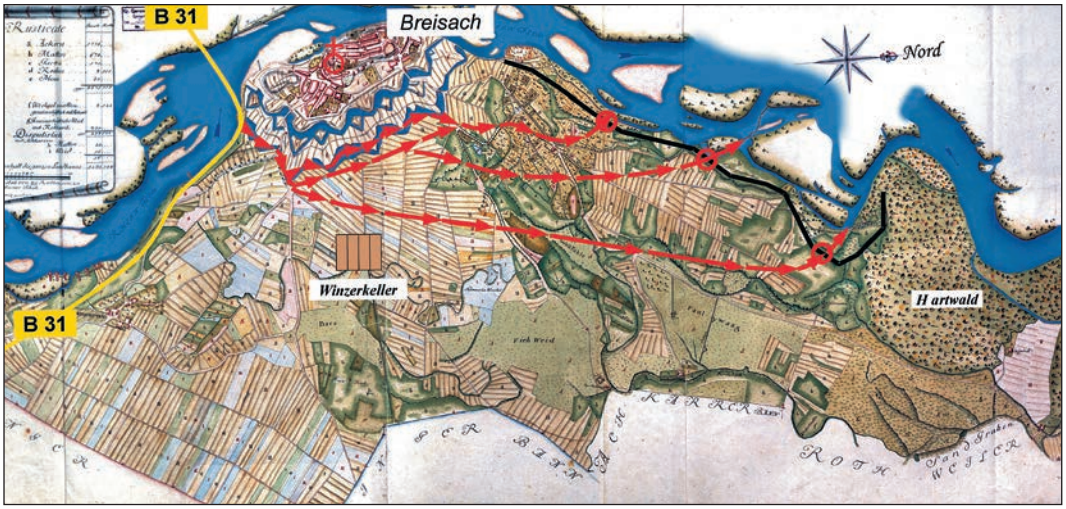


Abb. 8: Verteilung des Rheinhochwassers im Gelände östlich von Breisach bei einem 1781 ausgeführten Versuch, den Rhein in den Osten von Breisach zu verlegen. Das Hochwasser verteilt sich ungeregelt in der Breisacher Ebene (rote Pfeillinien). Der Uferdamm am Rhein (schwarze Linien) musste an drei Stellen durchstochen werden (rote Kreise). Zur Orientierung im Gelände sind der Verlauf der B 31 und die Lage des Breisacher Winzerkellers angegeben.

Volk 2007, unter Benutzung der Gemarkungskarte Breisach 1786, Anm. 10 und 13

solcher Karten unter Einsatz moderner Methoden der computergestützten Entzerrung halfen weiter, das Ausmaß der Rheinlaufverlegungen zu belegen. Es wurde dadurch möglich, den Vergleich der Rheinverläufe zu unterschiedlichen Zeitpunkten zwischen 1700 und 1838 zu führen[8]. Allerdings ist nicht jede historische Karte für den anspruchsvollen Vergleich geeignet.

Grosse Landverluste bei Breisach (1700–1840)

Für die *Rheinaue bei Breisach* lässt sich das Ergebnis der Rheinlaufverlegung zwischen 1700 und 1838 aufgrund besserer Quellenlage exakter herleiten als für Rhinau. Die großräumige Landschaftsveränderung südlich von Breisach durch die Verlegung des Rheins nach Osten auf deutsches Gebiet ist im Luftbild kenntlich gemacht (Abb. 6). Auf einer Länge von etwa 7 Rheinkilometern sind Verlegungen bis zu 1,5 Kilometern vorgenommen worden. Durch die Verlegung konnten im Elsass große Gewinne an acker-, wiesen- und waldfähigem „Festland“ aus ehemaligem Insel- und Flussgelände des Rheins bereits lange vor der Rheinkorrektion erzielt werden. Auch Siedlungen entstanden neu. Auf ehemaligem Insel- und Flussgelände des Rheins, das bis ins 18. Jahrhundert Breisacher Besitz im Elsaß war, wurde das elsässische Rheinauedorf Geiswasser im Schutz vieler Kilometer langer Dämme ausgebaut[9].

Auf der anderen Seite des Rheins, in Baden, brachten die Rheinlaufverlegungen für Breisach enorme Verluste durch Abschwemmung von fruchtbarem Acker-, Grün-, Gartenland und Gebüschwald. Ein bescheidener Teil der großen Landverluste vor 1840 wurde dann viel später während der Rheinkorrektion wieder ausgeglichen. Dies bezog sich im wesentlichen auf den heutigen Auewald bei Breisach. Das heutige Auewaldgelände war bis 1850 überwiegend Teil des Flusses. Im Zuge der Korrektion wurde es dem Rhein durch Anlandung und Meliorierung abgerungen und zu nutzbarem Festland als Auewald entwickelt (Abb. 6).

Um die gewaltigen Landschaftsveränderungen bei Breisach anhand historischer Karten zu veranschaulichen, wird die Rheinaue südlich und nördlich von Breisach mit Stand von 1746[10] der Rheinaue des Jahres 1838[11] gegenübergestellt. Die Karte von 1746 eignet sich besonders für den Vergleich über fast 100 Jahre vor der Rheinkorrektion. Sie ist für damalige Verhältnisse erstaunlich genau

gearbeitet. Sie kann mit Methoden der Georeferenzierung entzerrt und dadurch mit der Landschaftsinformation von 1838 vergleichbar gemacht werden. Auf die in knapp 100 Jahren beträchtlich veränderte Lage des Hauptflusses und die dadurch möglichen großen Landverluste für Breisach sei besonders hingewiesen (Abb. 7, rote Kreise in den Karten von 1746 und 1838).

Es gab im 18. Jahrhundert außerdem mehrere Versuche der französischen Seite, den Rhein vom Westen der Stadt Breisach ganz in den Osten zwischen Kaiserstuhl und dem Münsterberg zu verlegen und den Fluss dabei so zu verbreitern, dass der Hauptschifffahrtsweg des Rheins nicht im Westen, sondern im Osten der Stadt verläuft. Wäre dies gelungen, so wäre Breisach laut internationalem Vertrag von 1689, wonach die Staatsgrenze im Rhein durch den Hauptschifffahrtsweg gebildet wird, ohne weitere militärische Intervention französisches Hoheitsgebiet und eine französische Stadt geworden. Alle derartigen Versuche sind aber fehlgeschlagen. Unter anderem war für das Scheitern die unplanmäßige Verteilung des Rheinwassers in der Breisacher Ebene zwischen Hochstetten und Burkheim maßgebend. Der Rhein blieb nicht im eigens für ihn ausgehobenen Leitgraben, sondern verteilte sich ungünstig in der Ebene östlich der Stadt[12].

Die Verteilung des Rheinhochwassers im Gelände bei einem 1781 erfolglos unternommenen Versuch der Rheinumleitung in den Osten von Breisach ist aus Abb. 8 ersichtlich[13]. Das Kartendokument ist ein zusätzlicher Beleg dafür, dass der Rhein der Vorkorrektionszeit nicht als unantastbarer Wildstrom betrachtet, sondern als in Grenzen durchaus zähmbarer Fluss angesehen wurde. In diese Richtung weist auch die Schliessung des breiten westlichen Hauptarms des Rheins bei Breisach (sog. Biesheimer Rhein) durch ein großes Kunstbauwerk im Jahre 1759[14]. Der Rhein wurde durch dieses Bauwerk und weitere Dammbauten nach Osten in die Ebene nördlich von Breisach abgedrängt. Auch dort gingen der Stadt Breisach mehr als 1 Quadratkilometer umfassendes, wertvolles Gelände an Gärten, Wiesen, Äckern, Gebüschwald und Weide-Wald verloren, wesentliche Grundlagen für die Existenz der Stadt und das Leben der Bevölkerung[15] (Vgl. Abb. 4 und Abb. 7).

Gewinne für Rhinau – Verluste für Wittenweier (1637–1840)

Im Gebiet der *Rheinaue bei Rhinau* gab es ebenfalls große landschaftliche Umwälzungen. Sie gingen von Frankreich und Rhinau aus, und sie hatten die Hochwassersicherheit und den Landgewinn für Rhinau im Auge. Aus einem Merian-Stich von 1637 ist bekannt, wie der Rhein ungefähr bei Rhinau verlief und wie die Rheinaue auf der anderen Seite des Rheins vor Wittenweier mit Insel- und Landmasse ausgestattet war. Der Rhein lief 1637 etwa 500 bis 700 Meter näher an Rhinau vorbei als 200 Jahre später. Wahrscheinlich gab es 1637 einen Rheinarm, der direkt an das Auedorf heranreichte[16] (Abb. 9).

Diese Landschaftsausstattung ist in 200 Jahren bis 1838 völlig verändert worden[17]. Der Rhein wurde von Rhinau weggedrückt und extrem nach Osten in Richtung Wittenweier gelenkt. Doppelt gestaffelte Dämme und Ablenkbauwerke vor Rhinau verhalfen dazu. Außerdem wurden in der Rheinaue vor Rhinau lange Dammsysteme in nördlicher Richtung gebaut[18] (Abb. 10, Hauptdamm). Unberührt von Hochwässern des Rheins konnten in ihrem Schutz Landgewinnungsmaßnahmen und gezielte Nutzungsänderungen stattfinden (Abb. 9 und 10).

Wittenweier war die Leidtragende dieser Entwicklung. Der Rhein wurde von Rhinau weg gelenkt und künstlich in Richtung Wittenweier geleitet. In Jahrzehnten spülte der Fluss die Insel- und Landmassen weg, die 1637 noch vor Wittenweier in der Rheinaue lagen und großenteils ackerbaulich genutzt werden konnten. Im Zeitraum von über 100 Jahren erreichte der Rhein bis 1838 durch künstliche Maßnahmen der Flussverlegung das Hochgestade als Grenze der Rheinaue vor Wittenweier. Wenige und schwache Schutzdämme konnten die Erosionskraft des Flusses nicht bremsen (Abb. 9 und 10).

Ergebnisse der Flussverlegung und Landgewinnung bei Rhinau sollen anhand der Karte von 1838 näher erörtert werden. Rhinau hat

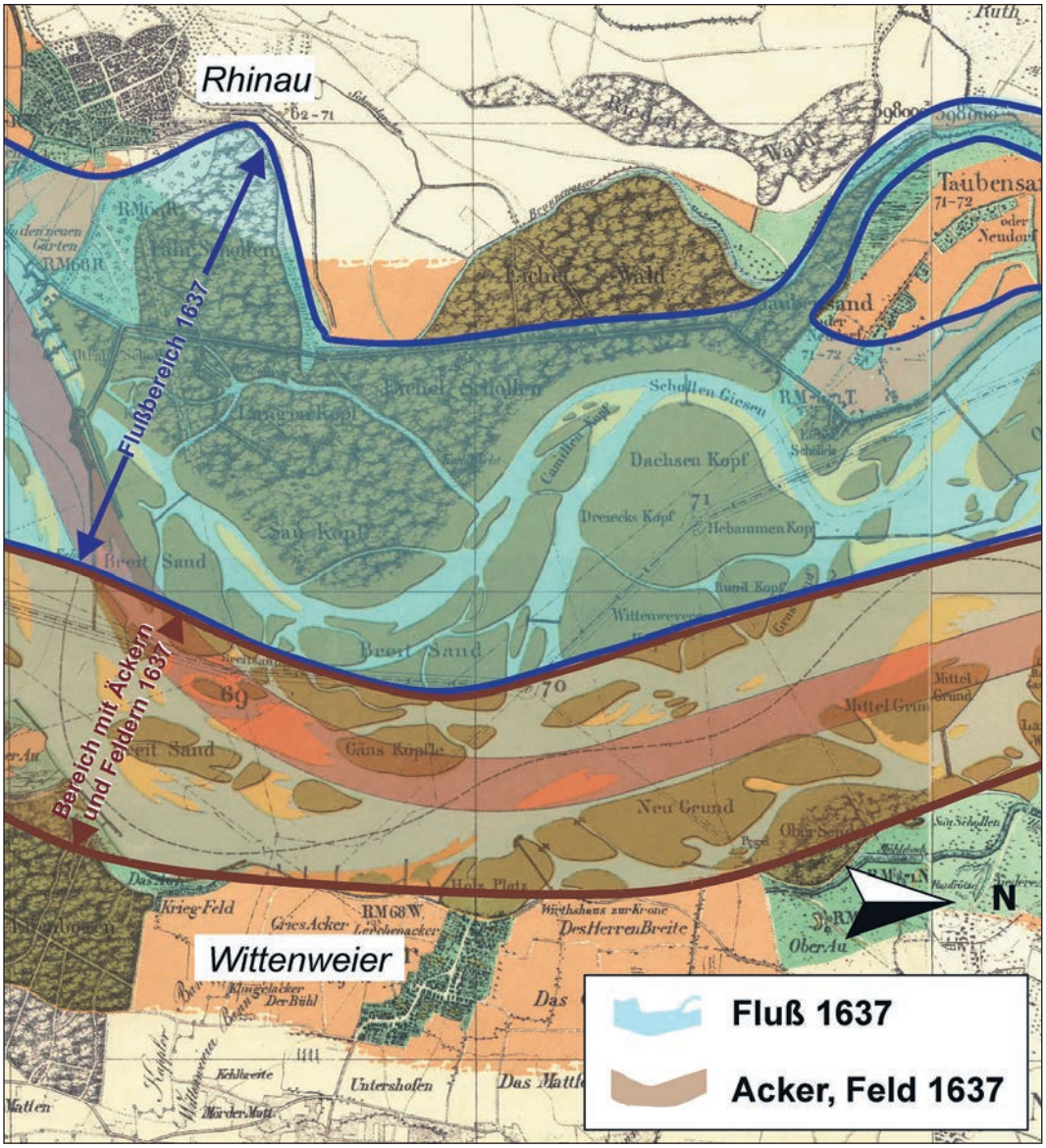


Abb. 9: Künstliche Verlegung des Rheinlaufs bei Rhinau (Frankreich) und Wittenweier (Deutschland) zwischen 1637 und 1840. Der Fluss läuft 1637 nahe bei Rhinau; Wittenweier hat 1637 in der Rheinaue ackerfähiges Land. 1840 läuft der Rhein direkt am Ortsrand von Wittenweier. H. Volk, 2007, thematische Bearbeitung auf der Grundlage von Rheinlauf 1838 und M. Merian 1637

die Aue in 200 Jahren zu seinen Gunsten nachhaltig verändert[19]. Hinter einem mehr als 10 Kilometer langen Hauptdamm wurde eine weitgehend hochwasserfreie, ca. 1 Kilometer tiefe Zone der Altaue geschaffen, die dauerhaft für die Ernährung und Rohstoffversorgung des Auedorfes zur Verfügung stand. Aufschluss über starke Veränderungen in dieser Auezone geben die Gewannnamen und die tatsächliche Nutzung der Gewanne, die teilweise im Widerspruch zueinander stehen. Dies soll für einzelne Fälle erläutert werden (Abb. 10).

Beispiele sind Gewann – Bezeichnungen wie „Geisen Schollen“, „Geisenköpfle“, „In den neuen Gärten“, „Fahrschollen“, „Wörth“ südlich und östlich von Rhinau. „Schollen“ und „Köpfle“ sind in der Karte von 1838 normaler Weise Bezeichnungen für verschieden ge-

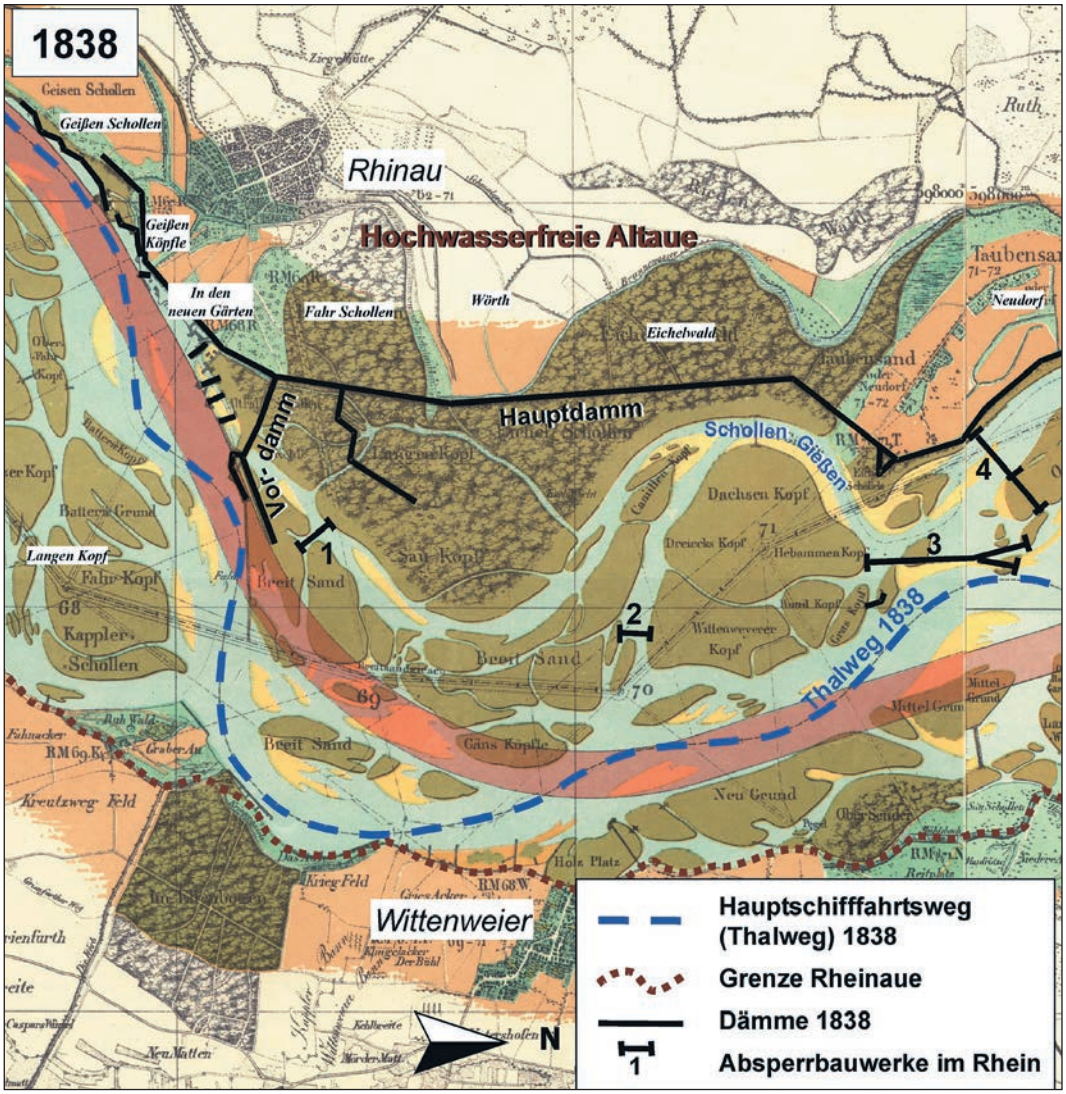


Abb. 10: Ergebnis der Rheinverlegung: Landgewinnung und Nutzungsänderung im Schutz von Dämmen und Bauwerken im Rhein bei Rhinau.
H. Volk, 2007, thematische Bearbeitung auf der Grundlage von Rheinlauf 1838

formte Inseln im Rhein. Im Falle des Umfeldes von Rhinau handelt es sich bei den Gewannen mit der Bezeichnung „Schollen“ und „Köpfle“ jedoch um Äcker und Felder. Die offensichtlichen Widersprüche zwischen tatsächlicher Nutzung und Gewann – Bezeichnung können durch künstliche Landschaftsveränderungen erklärt werden: Der Rhein und seine Inseln („Schollen“, „Köpfle“) reichten vor 1838 nahe an besiedeltes Gebiet von Rhinau heran. Durch Dammbauten (Abb. 10) wurde der Rhein von Rhinau abgerückt. Gleichzeitig wurden die genannten Gewanne im Schutz der Dämme melioriert, d. h. zur Verlandung gebracht und damit ackerfähig oder zu Gartenland gemacht. Auch der Eichel Wald profitierte davon. Er wurde hochwasserfrei, wodurch anstelle des Weichholzes und der Sträucher wertvolle Eichen angebaut werden konnten (Abb. 10). Solche künstlichen Landschaftsveränderungen längere Zeit vor der Rheinkorrektion lassen sich übrigens in zahlreichen Fällen durch historische Karten der Rheinaue belegen.

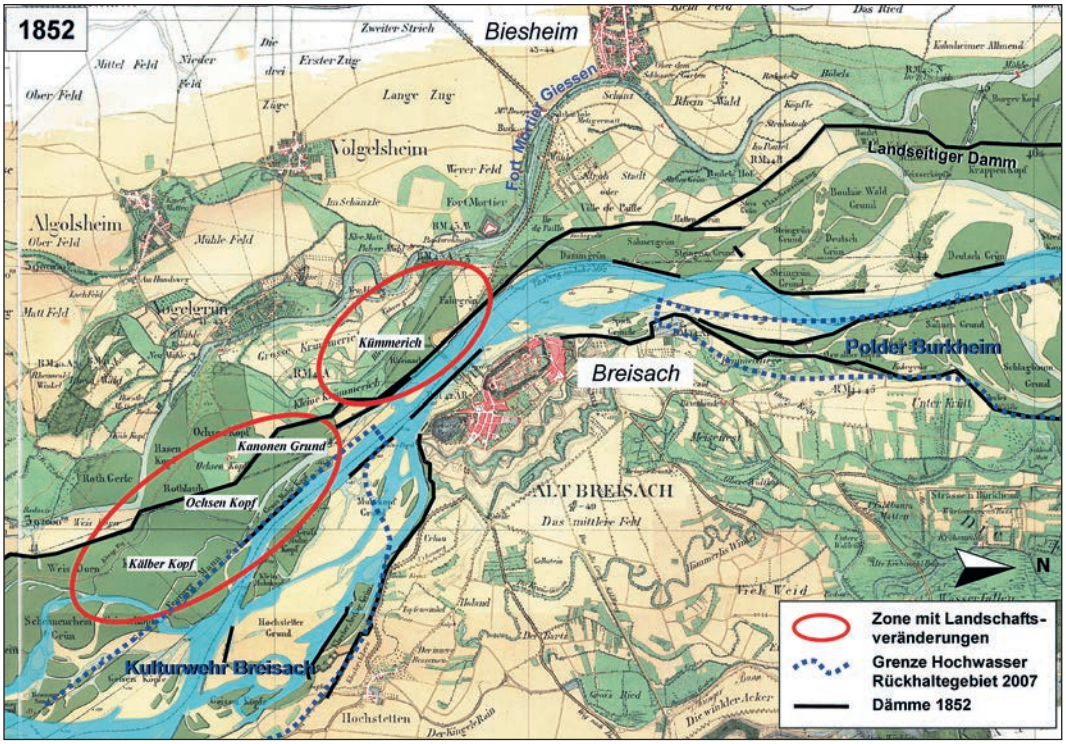


Abb. 11: Beginn der Rheinkorrektion bei Breisach 1852. Im Elsaß (Frankreich) sind die Anlandung und die Rodung von Gebüschwald weit vorangeschritten (Rote Kreise). Das heutige Auewaldgebiet des Kulturwehres Breisach ist 1852 noch Fluss und Kiesbank. Ähnliches gilt für den Bereich des Polders Burkheim. H. Volk, 2007, thematisch bearbeitet auf der Grundlage von Rheinlauf 1852

Im Falle von Rhinau und Wittenweier schlagen sich die Auswirkungen der Flussverlegung und der umfangreichen Dammbauten auch in der Linienführung des korrigierten Rheins nieder. Der 1838 geplante und heute so vorhandene Rhein nimmt südlich von Rhinau eine unerwartete, durch die künstliche Verlegung des Flusses vor 1840 aber erklärbare Wendung nach Nordosten vor die Tore von Wittenweier, um dann nahe der Grenze der Rheinaue nach Norden abzubiegen. Frankreich nutzte konsequent die internationalen Verträge bei der Festlegung der Trasse für den neuen Rhein. Nicht die Staatsgrenze zwischen Baden und Frankreich war maßgebend für die Linienführung bei der Flusskorrektion, sondern der Hauptschifffahrtsweg (Thalweg)[20]. Ihn hatte Frankreich in 200 Jahren vor der Rheinkorrektion zu seinen Gunsten weit nach Deutschland verschoben. Frankreich ließ sich sowohl bei Breisach als auch bei Rhinau das Ergebnis der Rheinlaufverlegungen im Vertrag über die Rheinkorrektion bestätigen (Abb. 10).

Landschaftsveränderungen durch die Rheinkorrektion bei Breisach

Die Rheinkorrektion steht somit nicht am Beginn gravierender Landschaftseingriffe in der Rheinaue. Sie setzt die Eingriffe und Veränderungen der Rheinauelandschaft in anderer Weise fort. Durch die Forschungen an der Forstlichen Versuchsanstalt sind genauere Einblicke in die Landschaftsentwicklung möglich. Die neuen Erkenntnisse basieren maßgeblich auf der Auswertung historischer topographischer Karten, die im 19. Jahrhundert speziell für die Rheinkorrektion zwischen Basel und Karlsruhe angefertigt wurden: Die Rheinlaufkarte von 1838 zeigt die Rheinaue zum Zeitpunkt der Planung und der Schlussphase der Vorbereitungen der Korrektion. Ihr folgt die Rheinlaufkarte von 1852[21]. Sie enthält Details der Landschaft am Beginn der Korrektion. Den Abschluss bildet die Rheinlaufkarte von 1872[22], die Landschaftszustände auf dem Höhepunkt

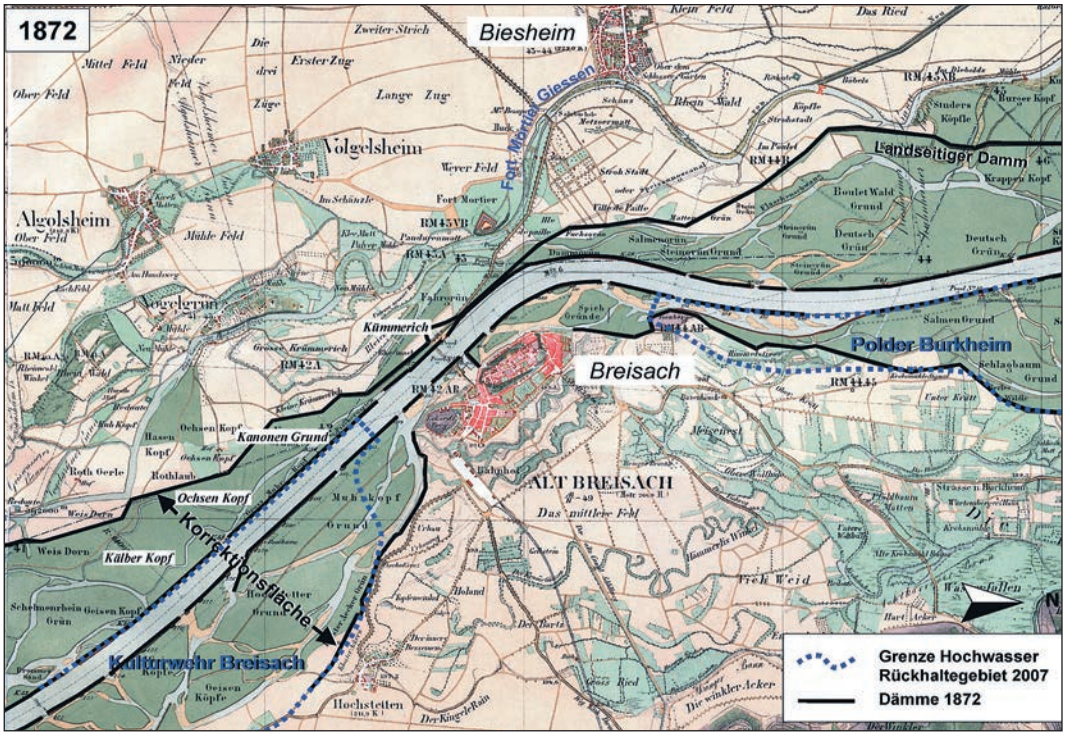


Abb. 12: Höhepunkt der Rheinkorrektion bei Breisach 1872. Der elsässische Teil der Korrektionsfläche ist vollständig, die heutigen Auewaldgebiete Kulturwehr Breisach und Polder Burkheim in Baden sind weitgehend angelandet. Der Aufbau der Auewälder kann beginnen.

H. Volk 2007, thematisch bearbeitet auf der Grundlage von Rheinlauf 1872

der Korrektion enthält. Die Landschaftszustände in der Rheinaue der Jahre 1838, 1852 und 1872 werden miteinander verglichen.

Dabei wird für jeweils zwei Beispielsgebiete sowohl in der elsässischen als auch in der badischen Rheinaue bei Breisach herausgearbeitet, wie sich wesentliche Merkmale der Landschaft verändert haben. Wichtige Merkmale sind in diesem Zusammenhang der Fluss mit seinen Inseln, die jeweiligen Ackerflächen, das Wiesengelände und die Waldbereiche. Die Angaben in den historischen topographischen Karten wurden durch zeitgenössische Landschafts- und Waldbeschreibungen überprüft. Über historische Karten und Landschaftsbeschreibungen wird der landschaftliche Bezug zur Rheinauelandschaft des 17. und 18. Jahrhunderts hergestellt. Damit steht die Rheinkorrektion nicht isoliert, sondern als Fortsetzung des historischen Prozesses der Landschaftsentwicklung in der Rheinaue.

Im *Elsass/Frankreich* wird ein Gebiet bei Breisach, östlich des Ortes Vogelgrün untersucht und in Karten dargestellt (Abb. 11, rote Kreise). Das Gebiet liegt am ehemals breiten Westarm des Rheins bei Breisach, dem sog. Biesheimer Rhein, der bereits Mitte des 18. Jahrhunderts durch Flussbauwerke vom übrigen Rhein abgetrennt wurde und deshalb 1838 nicht mehr als Rhein, sondern als vom Grundwasser gestütztes Gewässer (sog. Gießen) bezeichnet wird (Abb. 4 und 11).

Es handelt sich einerseits um die Gewanne „Große und Kleine Kümmerich“. Beide Gebiete wurden bereits vor 1838 zu Acker und Wiese umgestaltet, enthalten aber 1838 noch große Anteile an Feuchtwiesen. Bis 1852, am Beginn der Rheinkorrektion, hat sich die Nutzungsstruktur in den Gewannen „Große und Kleine Kümmerich“ nicht verändert (Abb. 4 und 11). 1872 hat die Rheinkorrektion große Fortschritte für die Landwirtschaft gebracht. Der Anteil der Feuchtwiesen ist stark zurückgegangen[23] (Abb. 12).

Südöstlich dieser Gewanne, noch außerhalb des Korrektionsgeländes des Rheins

gelegen und durch den landseitigen Rheindamm vor Überschwemmungen geschützt, erfahren große Bereiche durch die Entwässerung der Rheinaue entscheidende Nutzungsänderungen. Die Gewanne „Ochsenkopf“, „Hasenkopf“, „Rotlaub“, „Rot Gerle“ und „Weiß Dorn“ sind 1852, am Beginn der Rheinkorrektion, noch Strauch-Gebüsch-Niederwald und Viehweide (Faschinenwald) (Abb. 11). Auf dem Höhepunkt der Rheinkorrektion (1872) sind sie überwiegend gerodet und als Acker oder Feld genutzt (Abb. 12).

Weiter nach Osten im elsässischen Teil des Korrektionsgeländes des Rheins erfahren besonders die Gewanne „Kanonengrund“ und „Brommer Sand“ zwischen 1852 und 1872 erhebliche landschaftliche Änderungen. Dort werden durch die Flussbegradigung Bereiche neu angelandet und mit Weichholz als Faschinenwald angepflanzt (Abb. 11 und 12).

In der *badischen Rheinaue* bei Breisach werden die zwei für den Hochwasserschutz unserer Tage bedeutsamen Gebiete *Kulturwehr Breisach* und *Polder Burkheim* in ihrer Landschaftsentwicklung untersucht. Die Gebiete haben eine beträchtliche Flächenausdehnung von ca. 8 Quadratkilometern. In beiden Gebieten wirken sich die Rheinlaufverlegungen zwischen 1700 und 1840 extrem nachteilig aus. Im Gebiet des *Kulturwehres* südlich von *Breisach* sind 1746, neben Fluss und Inselbereichen, noch beträchtliche Ackerflächen vorhanden (Abb. 7). Diese sind bis 1838 großflächig durch die Rheinlaufverlegung abgeschwemmt. Das frühere Ackergelände gehört 1838 zum Fluss (Abb. 6). Auch im Gebiet des *Polders Burkheim* nördlich von Breisach befinden sich 1746 deutlich weniger Flussanteile als 1838. Dort sind 1746 ausgedehnte Gebüsch- und Niederwaldflächen vorhanden, die bis 1838 vom verlegten Rhein abgeschwemmt sind (Abb. 7).

Die Landschaftsveränderungen durch die Rheinbegradigung sind im Gebiet des *Kulturwehres Breisach* besonders eindrucksvoll. Am Beginn der Rheinkorrektion (1852) bestimmen im Gebiet des Kulturwehres Breisach Gewässerflächen und extrem großflächig ausgebildete Kiesbänke die Landnutzung[24] (Abb. 11). 1872 ist der Fluss bereits weitgehend zurückgedrängt. Jetzt bestimmt der Faschinenwald, zu dem die Viehweide gehört, die Nutzung im Gebiet des Kulturwehres[25]. Diese rasche Landschaftsveränderung zeigen die Gewanne „Muhrkopf Grund“, „Hochstetter Grund“ und „Geisen Köpfle“ (Abb. 11 und 12).

Ähnlich verläuft die Landschaftsentwicklung im Gebiet *Polder Burkheim*. Auch dort fallen 1852 die gegenüber 1838 vergrößerten Fluss und Kiesbankanteile auf (Abb. 4 und 11). Allerdings sind im Polder Burkheim bereits 1852 Fortschritte der künstlichen Anlandung im Korrektionsgelände östlich des neuen Rheins erkennbar. Das Flächenareal des Gebüsch – Niederwaldes (Faschinenwald) ist bis 1852 im Vergleich zu 1838 erweitert worden (Abb. 7 und 11). Dazu verhalf vor allem der Bau von Ufer- und Leitdämmen des neuen Rheins, die den Anlandungsprozess im Gebiet Polder Burkheim ermöglichten (Abb. 4 und 11).

Bis 1872 haben im gesamten Untersuchungsgebiet Breisach (Abb. 4) die Jahrzehnte dauernden Maßnahmen der künstlichen Anlandung, Meliorierung und Anpflanzung von neu gewonnenen Waldflächen weithin sichtbare Erfolge gebracht. Beiderseits des neuen Breisacher Rheins, im Elsaß und in Baden sind bis 1872 sehr großflächig neue Gebüsch- Niederwaldflächen (Faschinenwald) entstanden, überwiegend anstelle des Flussgebietes von 1838[26]. Dies war möglich durch die Verengung des Flusses von 1 bis 2 Kilometern Breite auf 200 Meter. Das alte, im neuen „Tulla-Rhein“ nicht mehr benötigte Flussgebiet wurde im Rahmen der Korrektion zur Auewaldfläche mit wenigen Wasserläufen umgewandelt (Abb. 12).

Landschaftsveränderungen durch die Rheinkorrektion bei Rhinau

Der große Rheinabschnitt bei Rhinau im Elsaß/Frankreich sowie Kappel und Wittenweier auf der badischen Seite des Rheins gilt als besonders naturbelassen. Dazu trägt das weithin bekannte Aue-Naturschutzgebiet Taubergießen mit seinen Auewäldern und Altrheinarmen bei. In diesem Rheinabschnitt werden die Landschaftsveränderungen durch die Rheinkorrektion anhand von drei Gebieten näher untersucht: Zuerst das Gebiet, das sich

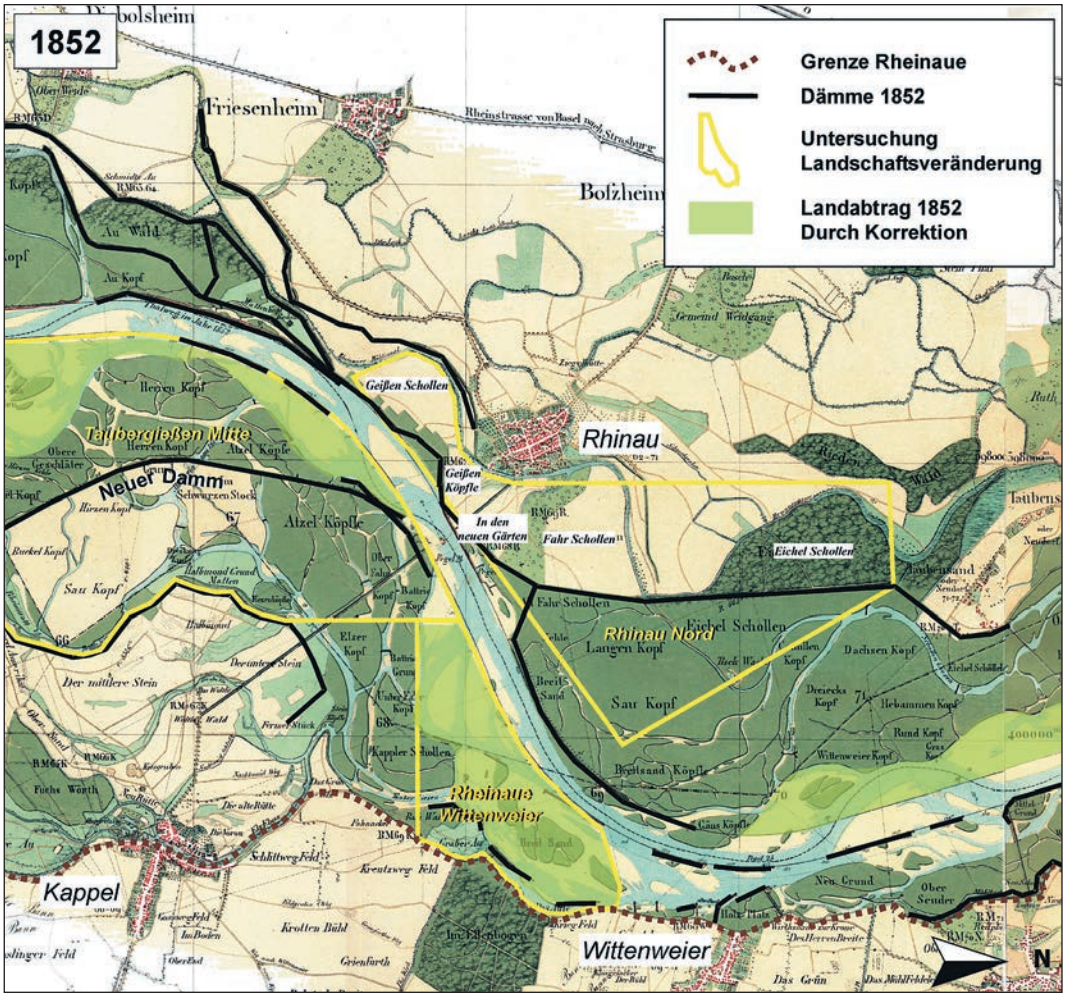


Abb. 13: Beginn der Rheinkorrektion bei Rhinau 1852. Landgewinn, Landabtrag und Rodung von Gebüschwald in den untersuchten Räumen bei Rhinau, Kappel und Wittenweier. H. Volk, 2007, thematisch bearbeitet auf der Grundlage von Rheinlauf 1852

unmittelbar nordöstlich an Rhinau anschließt (Rhinau – Nordost); dann auf der badischen Rheinseite das Zentrum des heutigen Naturschutzgebietes Taubergießen (Taubergießen Mitte); schließlich ein Teil der Rheinaue bei Wittenweier, die zumeist zum Naturschutzgebiet Taubergießen gehört (Rheinaue Wittenweier) (Abb. 5).

Im Gebiet *Rhinau-Nordost* waren die Landgewinnungs- und Kultivierungsmaßnahmen bereits 1838, d. h. vor der Rheinkorrektion weit vorangekommen. Durch das tief gestaffelte, überörtlich angelegte Dammsystem bei Rhinau waren die Gewanne „In den neuen Gärten“, „Fahrschollen“, „Wörth“ und „Eichelwald“ 1838 weitgehend hochwasserfrei. Im Schutz von Dämmen, die vor häufigeren Hochwassern schützten, konnte darüber hinaus in den Gewannen „Eichel Schollen“, „Langenkopf“, „Alt Fahrschollen“ schon mit der künstlichen Begründung von Hartholzwäldern unter Beteiligung der Eiche begonnen werden. Daran war in den beiden anderen Gebieten Taubergießen Mitte und Rheinaue bei Wittenweier noch nicht zu denken[27] (Abb. 5).

Bis 1852 wurden die Rodungs- und Umwandlungstätigkeiten im Gebiet Rhinau-Nordost konsequent fortgesetzt. Das Gewann „Fahrschollen“ ist nicht mehr Waldgelände, sondern Ackerfläche. Der „Eichel Wald“ verliert weiter

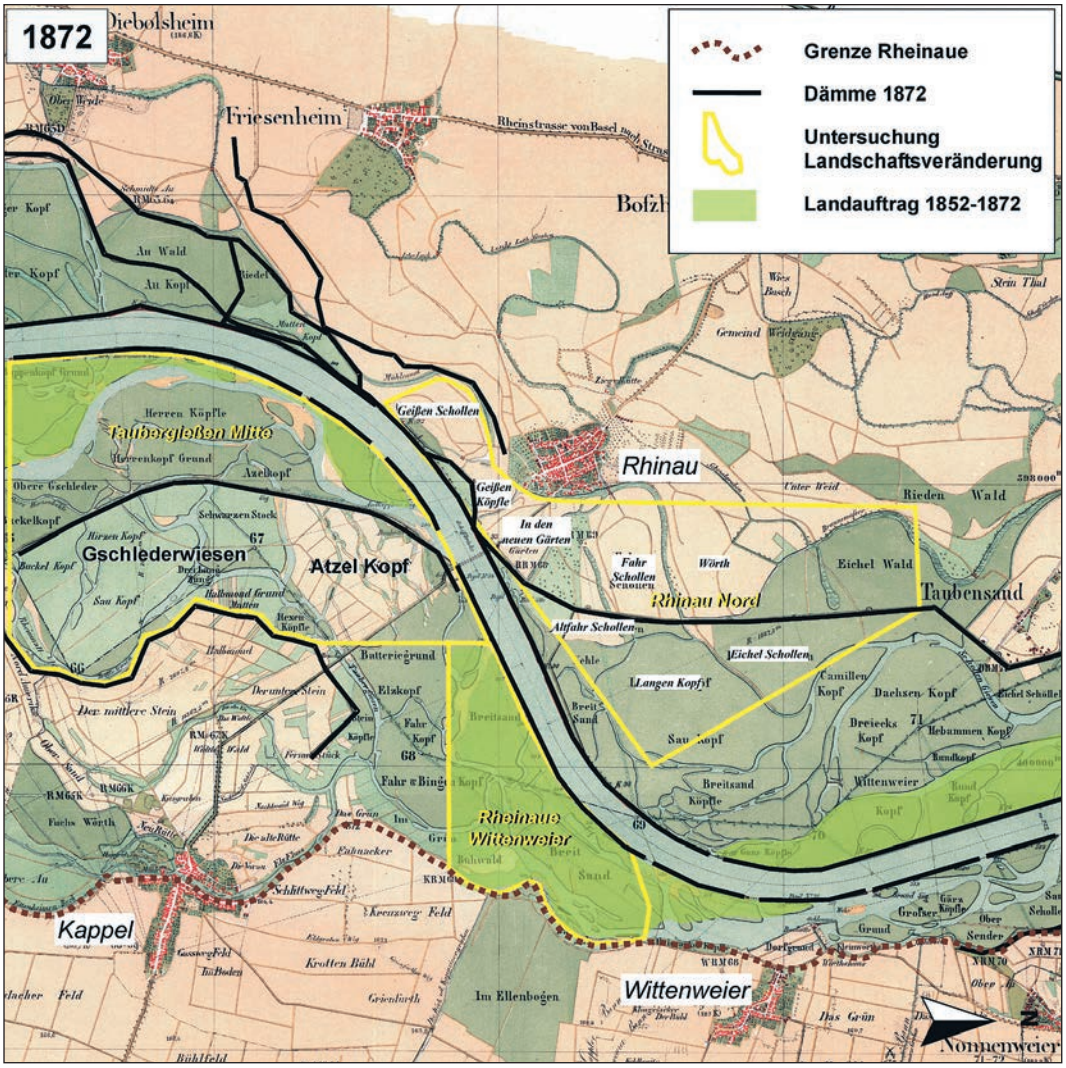


Abb. 14: Höhepunkt der Rheinkorrektion bei Rhinau 1872. Große Gebiete sind seit 1852 angelandet, mehrere Bereiche sind von Bäumen gerodet und landwirtschaftlich genutzt. Der Aufbau der Auewälder in den angelandeten Gebieten hat begonnen.
H. Volk, 2007, thematisch bearbeitet auf der Grundlage von Rheinlauf 1872

den geschlossenen Waldcharakter. Viele Bäume werden im „Eichel Wald“ entfernt zum Zweck der Ausdehnung der Viehweide in der Nähe von Rhinau[28] (Abb. 13).

Bis 1872 wirkten sich die fast geschlossenen Dämme des „Tulla Rheins“ und andere Dämme im Elsaß fördernd für weitere Waldrodungen im Überschwemmungsbereich des Korrektionsgeländes bei Rhinau aus. Im „Alt Fahrschollen“ und im „Eichel Schollen“ wurde Waldfläche für Wiesen- und Ackergelände gerodet. Der „Eichel Wald“ besteht 1872 noch als aufgelockerter Wald. Kurze Zeit später wird er als ein hinter dem landseitigen Damm liegender, überschwemmungsfreier Altauewald vollends gerodet und als Ackerfläche genutzt[29]. Diese Entwicklung vom Eichenwald zum Ackergelände lässt sich an vielen Stellen der großen Flußauen Mitteleuropas feststellen (Abb. 14).

Das Gebiet *Taubergießen Mitte* ist 1838 durch eine ziemlich große, relativ kompakte Inselmasse des Rheins charakterisiert. Die Inseln tragen Gewannbezeichnungen wie

„Herrenkopf“, „Obere Gschleder“, „Buckelkopf“, „Saukopf“ und „Atzel Köpfe“. Die Inseln sind 1838 überwiegend mit Gebüsch-Weichholz-Niederwald bestanden und dienen der Viehweide (z. B. Saukopf)[30] (Abb. 5).

Die Rheinkorrektion verändert bis 1852 die landschaftliche und standörtliche Situation grundlegend. Parallel zu den Dämmen am neuen „Tulla Rhein“ wird ein neuer, 4 Kilometer langer, landseitiger Damm quer durch die Inseln „Buckelkopf“, „Herrenkopf“, „Atzelköpfe“ gebaut, wodurch große Teile der Inselmasse von 1838 Festland und vom Rhein abgetrennte Altaue werden. Nach dem Dammbau werden sofort die alten Inselbereiche hinter dem landseitigen Damm gerodet. Die bisherigen Gebüsch-Weichholz-Niederwälder (Faschinenwald) werden zu Acker- und Wiesenflächen umgewandelt. Es entstehen dadurch Teile der sog. Gschlederwiesen des heutigen Naturschutzgebietes Taubergießen, die wegen ihres Orchideenreichtums berühmt sind. Was an Inselmasse nach dem Bau des Dammes 1852 im Korrektionsgelände des Rheins verbleibt, ist 1852 dem verstärkten Landabtrag durch den Rhein ausgesetzt. Der Rhein schwemmt im Korrektionsgelände maßgebliche Teile der Inseln „Buckelkopf“, „Herrenkopf“ und „Atzel Köpfe“ weg, er schafft sich durch die Korrektion neue Gewässer- und Kiesbankflächen anstelle des Gebüschwaldes[31] (Abb. 13).

Mit Stand von 1872, auf dem Höhepunkt der Rheinkorrektion, wurde die Rodung von Gebüsch-Weichholz-Niederwald im Gebiet Taubergießen Mitte nochmals stark ausgedehnt. Davon betroffen ist die Altauefläche hinter dem landseitigen Damm „Atzel Köpfe“. Die Orchideenwiesen des Naturschutzgebietes Taubergießen werden dadurch nochmals entscheidend vergrößert. Sie erhalten bis 1872 in etwa ihre heutige Ausdehnung. Im Korrektionsgelände, dem Bereich jenseits des landseitigen Dammes bis zum neuen „Tulla Rhein“, ist der Prozess der Anlandung und Meliorierung 1872 noch in vollem Gange. Im Unterschied zum Gebiet Rhinau Nordost enthält das Korrektionsgelände des Gebietes Taubergießen Mitte 1872 noch relativ große Wasser- und Kiesbankflächen[32] (Abb. 14).

Das Gebiet *Rheinaue bei Wittenweier* ist 1838 aufgrund der Rheinlaufverlegungen bei Rhinau, die zwischen 1700 und 1840 stattfanden, weitestgehend Gewässer- und Kiesbankfläche des Rheins (Abb. 5). Bis 1852 hat sich an diesem Zustand wenig geändert, da nur wenige Dammstücke auf der badischen Seite des „Tulla Rheins“ gebaut sind und die Gewässerflächen des Rheins nach wie vor bis an das Hochgestade des Rheins und bis an das Dorf Wittenweier heranreichen (Abb. 13).

Sogar 1872 sind die Anlandungen im Korrektionsgelände des Rheins in der Aue vor Wittenweier erst am Anfang. Der „Breit Sand“ ist angelandet, aber vor Wittenweier läuft noch ein fast 200 Meter breiter Rheinarm parallel zum neuen „Tulla Rhein“. Für die Ernährung der Bevölkerung von Wittenweier wirkte sich bis 1872 die Rodung kleinerer Bereiche in der Rheinaue positiv aus. Gemeint sind damit die Rheininseln „Holzplatz“ und „Kleinwörth“, die 1838 direkt vor Wittenweier in der Rheinaue lagen, durch die Anlandungen im Zuge der Korrektion Festland wurden und sich nach mehrjährigen Maßnahmen der Bodenmelioration zur Rodung und landwirtschaftlichen Nutzung eigneten[33] (Abb. 14). Die Entwicklung im Gebiet Rheinaue bei Wittenweier verlief zwischen 1852 und 1872 ähnlich wie dies für den Bereich Kulturwehr Breisach beschrieben wurde (Vgl. Abb. 10 und 11).

Waldflächenverluste und ökologische Veränderungen nach der Rheinkorrektion

Das Konzept zur Flusskorrektion und zur Verbesserung der Landnutzung in der Rheinaue, das auf den badischen Ingenieur und Oberst Tulla zurückgeht, war auf ein Gleichgewicht der Auewaldfläche in der Rheinaue ausgelegt. Was an Waldfläche im Rahmen der Korrektionsmaßnahmen durch Rodung von Wald zum Zwecke landwirtschaftlicher Nutzung verloren ging, sollte im künstlich verlandeten, nicht mehr gebrauchten, ehemaligen Flussbett an neue Wälder gehen[34]. Auf diesen Ausgleich wurde möglichst für jede Rheinanliegergemeinde geachtet. In der Dokumentation des Großherzogtums Baden am Ende der Rheinkorrektion (1885) wird gemeindeweise verglichen, ob die Waldfläche am Beginn und am Ende der Flussbegradigung gleich

Abb. 15: Die Waldflächenverluste in der Rheinaue bei Rhinau nach 1852 betrafen vor allem die überflutungsfreie Altaue hinter den landseitigen Dämmen. H. Volk 2007, thematisch bearbeitet auf der Grundlage von Rheinlauf 1838, 1852, 1872 und Top. Karte 2007

geblieben ist oder einen Abmangel aufweist. Für viele Gemeinden wurde der geplante Waldflächenausgleich erreicht[35].

Dieser unbestreitbare Erfolg ist die eine Seite. Die andere ist, dass die ausgeglichene Flächenbilanz erhebliche Verluste an Qualität der Auewälder beinhaltet. Die gerodeten Wälder waren überwiegend hartholzreiche, zum Teil schon lückige Wälder mit Eiche. Die neuen Auewaldflächen am korrigierten Rhein waren 1885 Gebüschwald mit Weichhölzern und namhaften Flächen baumfreier Waldweide. Durch Grundwasserabsenkung und Ausbleiben der ständigen Überflutung sollten die neuen Auewaldflächen Zug um Zug in eichen- und eschenreiche Wälder mit Ulmen umgebaut werden können. Auch dieses Ziel der Korrektion wurde sehr großflächig erreicht[36].

Mit dem Ende der Korrektionsarbeiten am Fluss (ca. 1880) setzten aber große Waldverluste für Landwirtschaft, Siedlung und Verkehr ein, die bis heute andauern. In der Rheinaue bei Breisach trafen sie die Auewaldfläche auf der französischen Seite des Rheins wesentlich stärker als die badische Rheinaue. Bei den Flächenverlusten für Verkehrszwecke spielen

der Ausbau des Rheins für die Schifffahrt und der Bau der Staustufen zur Energiegewinnung aus Wasserkraft die entscheidende Rolle. Der Rheinseitenkanal (Grand Canal d'Alsace) und die Rheinschlinge nördlich von Breisach erforderten im 20. Jahrhundert viel Waldfläche.

Der neue Rheinkanal, der nach 1960 die Hauptwassermenge des Rheins führt, und die Rheinschlinge mit den Staustufen im Bereich Breisach haben die Ökologie der Rheinaue nochmals extrem verändert. Für die Auewälder begann wiederum eine neue standörtlich-ökologische Epoche. Voraussetzungen wie sie während und unmittelbar nach der Flussbegradigung bestanden haben, lassen sich großflächig wegen der Umwelteffekte des Kanals und der Staustufen nicht mehr schaffen. Mit gewissen Einschränkungen gilt dies auch für die Rheinaue bei Rhinau. Dort fehlt der Parallelkanal zum „Tulla-Rhein", aber die Staustufen mit ihren extrem hohen Fallhöhen sorgen dafür, dass Renaturierungsmaßnahmen in der Aue in Richtung häufig überfluteter, gut durchströmter Aueverhältnisse aus technischen Gründen kaum mehr möglich sind[37]. Gleichwohl sind Renaturierungsmaßnahmen, wie sie das Taubergießengebiet bei Rhinau jüngst erfahren hat, positiv zu beurteilen[38].

Wie die Auewaldfläche im Gebiet der deutsch-französischen Rheinaue bei Rhinau seit 1852 bis heute abgenommen hat, wurde für verschiedene Zeitabschnitte erarbeitet. Das Ergebnis in Kurzform enthält Abbildung 15. Im Auegebiet Breisach betragen die Waldverluste bis heute über 30% der Waldfläche von 1872.

Aufbau der Auewälder während und nach der Rheinkorrektion

Das Auf und Ab der Landschaftsveränderungen, das Hin und Her der standörtlichen Veränderungen im Gebiet der heutigen Auewälder am Rhein bewirkten eine ungewöhnlich lange Aufbauzeit der Auewälder. Wenn standörtliche Stabilität erreicht schien, kam die nächste grundlegende, menschengemachte Veränderung. Auf kleine Waldflächen in der Größe eines Fußballfeldes von 10 000 m^2 bezogen, erlebten viele Landschaftsausschnitte unserer heutigen Auewälder in 200 Jahren den mehrfachen Wechsel von Acker- und Gartengelände zu Wasserfläche, zu Kiesbank, zu Faschinenwald, dann wieder zurück zur Kiesbank und zum Faschinenwald, später zum Weichholzwald oder zu gelegentlich überströmtem Hartholzwald und endlich zum versumpften oder trockenen Hartholzwald im Staustufenbereich. Aufgrund der zahlreichen Waldbeschreibungen des 19. und 20. Jahrhunderts kann der ständige Neuaufbau und das häufige Umändern der Baumartenzusammensetzung der Auewälder gut verfolgt werden. Die Vorgänge des Waldaufbaus in 150 Jahren vom Beginn der Rheinkorrektion an bis heute sollen schematisch vereinfacht geschildert werden[39] (Abb. 16).

Der Beginn der Flussbegradigung lag in den untersuchten Aueabschnitten um das Jahr 1850, die ersten großflächigen Beschreibungen der damaligen Faschinenwälder auf den Rheininseln und im Uferbereich des Stroms stammen aus den Jahren um 1855.

Am Beginn der Korrektion war das heutige Auewaldgelände geprägt vom Fluss, von Kiesbänken und von Weichholz-Gebüsch-Niederwäldern. Das Gebüsch war strauchholzreich, wobei insbesondere der Sanddorn und die Deutsche Tamariske zu erwähnen sind, neben anderen Sträuchern wie Wasserschneeball, Weißdorn, Schwarzdorn, Liguster, Hartriegel, Pfaffenhütchen, Berberitze. Die Sträucher zeichneten sich durch große Vitalität aus. Sie setzten sich häufig gegen Weichhölzer wie Grauerle, Silber- und Schwarzpappel, Weidenarten durch. Die Vielzahl der Sträucher wurde ebenso im Großkahlschlag genutzt wie die Weichhölzer. Die Gebüsch-Niederwälder erreichten ein Alter von 6–10 Jahren. Danach wurden sie kahl gehauen und zu Faschinen (mehrere Meter lange Bündel aus Holzstecken und Strauchhölzern) verarbeitet. Faschinen wurden um 1850 in riesigen Mengen gebraucht. Sie dienten zum Abdecken von Dämmen und Ufergelände gegen Abschwemmungen des Erdreichs durch den Rhein (Abb. 16, 1857).

Die Weichholz-Gebüsch-Niederwaldzeit, die Ära des reinen Faschinenwaldes mit Gebüsch und Bäumen unter 10 Metern Höhe, dauerte mehrere Jahrzehnte. Noch 1892

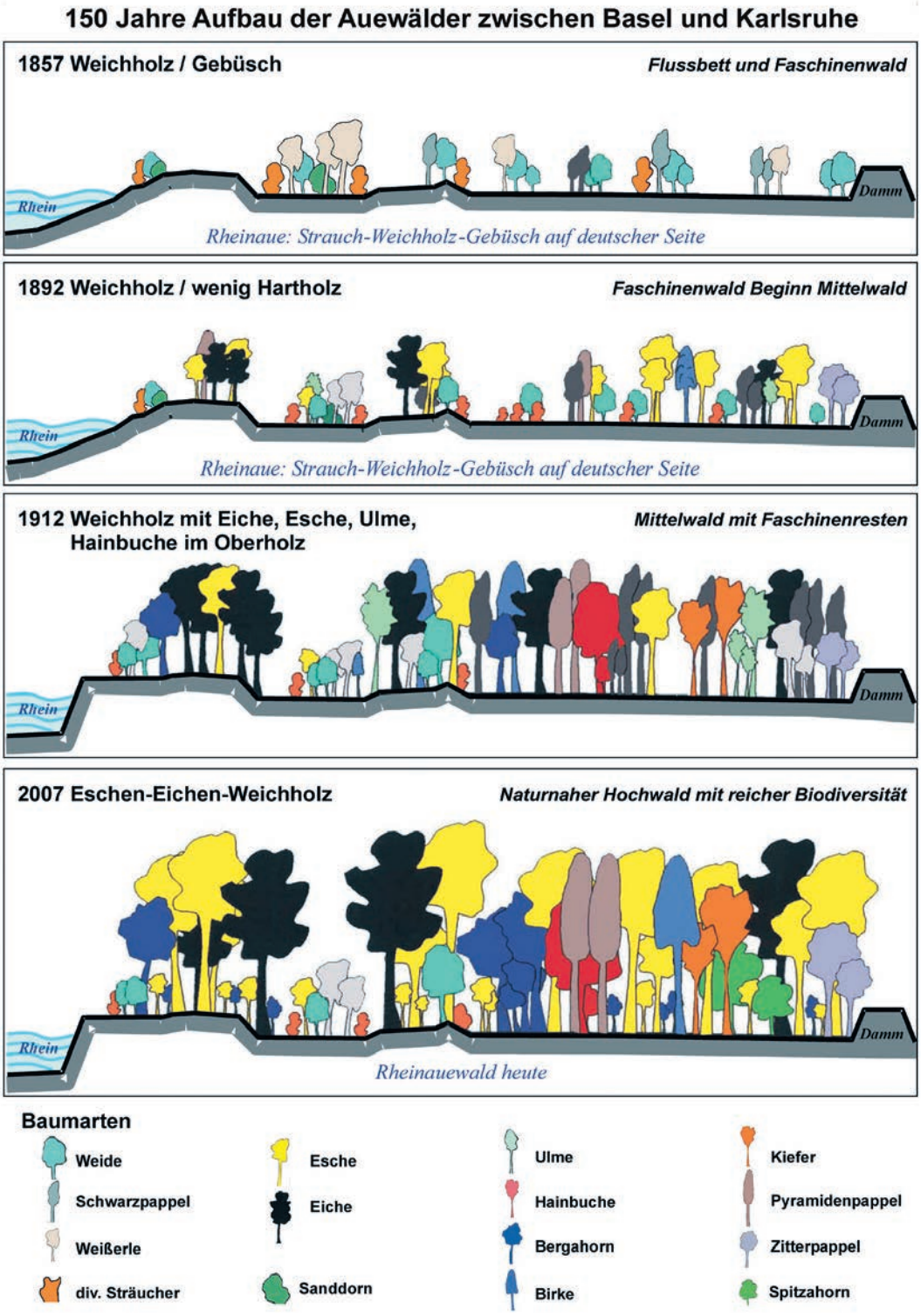


Abb. 16: Aufbau der Auewälder am Rhein zwischen Breisach und Karlsruhe in 150 Jahren. Der Strauch- und Gebüschwald (Faschinenwald) wird zum europaweit bedeutsamen Aue-Vielfaltswald entwickelt. H. Volk, 2007

hatten die heutigen Auewälder am Rhein insgesamt noch keine Mittelwaldstruktur. Der Waldaufbau hatte Strauch- und Gebüsch-Bereiche großflächig beseitigt und an ihrer Stelle sowohl Harthölzer wie Esche, Eiche, Ulme, Hainbuche als auch Weichhölzer wie die italienische Pyramidenpappel und Weidenarten gesät und gepflanzt. Im Durchschnitt ragten aber die künstlich eingebrachten Bäume noch kaum über den Gebüschwald hinaus. Eine Ausnahme bildeten die Pyramidenpappeln, die als Einzelbäume häufiger den Faschinenwald überragten. Den Auewäldern war ihre Faschinenwaldstruktur noch deutlich anzusehen (Abb. 16, 1892).

20 Jahre später, kurz vor dem 1. Weltkrieg, war den Wäldern das Jahrzehnte dauernde Aufbauwerk und die Umwandlung vom Faschinenwald zum Mittelwald mit Eiche, Esche, Ulme und Hainbuche im Oberholz schon eher anzumerken. Dennoch waren auch niedrig wüchsige Faschinenwälder noch erlebbar. Sie hielten sich in Resten bis 1920 und 1930 (Abb. 16, 1912).

Mitte der 20 er Jahre des letzten Jahrhunderts fiel die Entscheidung, den Mittelwald als die die Auelandschaft prägende Waldaufbauform zu verlassen und den Hochwald (heutige Form des Waldaufbaus) als Ziel für die Auewälder vorzuschlagen. Daran hielten sich die Auewaldgemeinden der deutsch-französischen Rheinaue von Basel bis Karlsruhe. Sie ließen die Mittelwälder langfristig zu Hochwäldern umbauen. Der 2. Weltkrieg und der Oberrheinausbau nach 1950 verzögerten den Umbau. Einerseits waren viele der Auewälder durch die Kriegshandlungen zerstört oder stark beschädigt, andererseits bewirkte der Oberrheinausbau Schäden auf größeren Flächen, sodass nach 1945 häufig ein Neuanfang des Waldaufbaus notwendig wurde.

Bei diesem Neuanfang, und vorher schon bei der Überführung der Auewälder von Mittelwäldern in Hochwälder, wurden immer wieder neue Baumarten in die Wälder gebracht. Dies geschah in Anpassung an die geschilderten Änderungen von Landschaft und Ökologie der Rheinaue, aber nie mit dem Anspruch, alle Auewälder ganz einheitlich zu gestalten. Infolgedessen haben die Auewälder, die sich gegenüber anderen Wäldern durch ihre einzigartige Vielfalt an Standortsausprägungen auszeichnen und damit dem kreativen Waldaufbau besondere Möglichkeiten bieten, eine extrem hohe Vielfalt an Bäumen, Sträuchern, Pflanzen, Tieren und an Waldstruktur. All dies hat europaweite Bedeutung, weshalb fast alle noch vorhandenen Auewälder zumindest auf der deutschen Seite der Rheinaue als Naturschutzgebiete nach deutschem Recht oder als Natura 2000 Gebiete nach europäischem und deutschem Recht geschützt sind. 60 Jahre Waldaufbau und Schonung historischer Waldstrukturen nach 1945 haben Wälder in einer Höhe und Reichhaltigkeit geschaffen, die in der Rheinaue seit 200 Jahren beispiellos sind (Abb. 16, 2007).

Den Auewald als hochwertiges Naturerbe von europäischem Rang gilt es auch in der Zukunft langfristig in gleicher Qualität zu erhalten und zu pflegen. Dabei können die Auewälder nur in engen Grenzen völlig sich selbst überlassen werden. Ohne weiteren Waldaufbau verlieren sie, wie Untersuchungen zeigen, einige ihrer Charakterbaumarten wie die Eiche, die Pyramiden- und Schwarzpappel, an die wiederum eine reichhaltige Tierwelt gebunden ist. Außerdem sind die Auewälder am Rhein sehr großflächig als Rückhaltegebiete für extreme Hochwässer des Rheins vorgesehen. Unter den aktuell diskutierten Klimaschutzfolgen ist diese Aufgabe der Auewälder in der Zukunft besonders wichtig. Hier gilt es, die Aufgaben des Hochwasserschutzes möglichst auewaldverträglich zu gestalten. Nicht nur die Vermeidung und Beseitigung von Hochwasserschäden auch der weitere Waldaufbau sind daher Zukunftsaufgaben in den Auewäldern am Rhein.

Anmerkungen

1 Zu den untersuchten Rheinabschnitten s. Volk, H. (2006): Landschaftsentwicklung in der Oberrheinaue – Rheinkorrektion und Auewälder. Naturschutz und Gewässerschutz. Gegenwarts- und Zukunftsfragen in historischer Dimension. Bundesamt für Naturschutz. Bonn–Bad-Godesberg, S. 168.

2 Bock, S. (1993): Badische Burgen aus romantischer Sicht. Freiburg, S. 20.

3 Rheinlauf (1838): Karte des Rheinlaufs von Basel bis Lauterburg von 1838, erstellt durch die Großherzoglich Badische Oberdirektion für das Wasser- und Straßenwesen in Karlsruhe. Nachdruck St. Göppert KG Waldkirch o. J.

4 Anm. 3, Blätter 6 und 7.
5 Eigentlicher Grundriß der vornehmen Festung Breisach. Merian, M. (1642), S. 12; Carte particulière de Brisach et de son paysage jusques à Fribourg et d'une partie des isles du Rhin (1670–1679) Stadtarchiv Breisach, KSG 260.
6 Anm. 3, Blatt 9.
7 Volk, H. (2005): Wie der Rhein nach Deutschland verlegt wurde – Großräumige Landschaftsveränderungen am Oberrhein nach 1700 zwischen Karlsruhe und Basel. Forstarchiv, 76, 165–176.
8 Anm. 7, S. 166–169.
9 Anm. 7, S. 168–170.
10 Plan du vieux et du neuf Brisac assiégé par l'Armée du Roy, commandée par Monseigneur du Duc du Bourgogne 1:17 300. Österr. Staatsarchiv Wien G Ic 66–1.
11 Anm. 3, Blatt 6.
12 Hinweise auf Versuche, den Rhein in den Osten von Breisach zu verlegen, finden sich für 1718, GLA Karlsruhe H Rheinstrom 13; für 1752, GLA Karlsruhe H Breisach 8; für 1781, GLA Karlsruhe H Breisach 1782 mit künstlichem Rheindurchbruch vom 17. Sept. 1781; für 1805 Poppel, J., Huhn, E. (1850): Das Großherzogthum Baden in malerischen Ansichten und einem historisch-topografischen Text. Nachdruck der Ausgabe von 1850, Rombach Verlag Freiburg, S. 319.
13 Geometrischer Plan Breisach von Peter Wampé von 1782 mit der Verteilung des künstlich eingeleiteten Hochwassers von 1781, GLA Karlsruhe H Breisach 15; die Hochwasserdurchbrüche von 1781 wurden in Abb. 8 auf der Gemarkungskarte Breisach von 1786 eingezeichnet, GLA Karlsruhe H Breisach 1.
14 GLA Karlsruhe H Breisach 12.
15 Anm. 7, S. 170.
16 Wahre Delineation der schwedischen Schanzen und Schiffsbrücken bei Rheinaw 1637. Merian (1637), S. 324.
17 Der Vergleich der Karte von Merian von 1637 und der Rheinlaufkarte von 1838, Blatt 9 kann nur in annähernder Genauigkeit erfolgen, da die Karte von 1637 nur grobe topografische Angaben enthält.
18 Anm. 3, Blatt 9.
19 Anm. 3, Blatt 9.
20 Anm. 3, Blatt 9.
21 Rheinlauf (1852): Lauf des Rheins längs der badisch-französischen Grenze von Basel bis Lauterburg von 1852. Großherzoglich Badische Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaus. Druck W. Creuzbauer, Karlsruhe.
22 Rheinlauf (1872): Karte über den Lauf des Rheins von Basel bis Lauterburg von 1872. Großherzoglich Badische Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaus. Druck W. Creuzbauer, Karlsruhe.
23 Landschaftszustand 1797 nach Schmitt (1797): Karten von Südwestdeutschland erstellt unter Leitung von J. Schmitt. Österr. Staatsarchiv Wien. Nachdruck Landesvermessungsämter Baden-Württemberg und Rheinland Pfalz, Blatt 14; Zustand 1838 wie Anm. 3, Blatt 6; Zustand 1852 wie Anm. 21, Blatt 6; Zustand 1872 wie Anm. 23, Blatt 6.
24 Anm. 21, Blatt 6.
25 Anm. 22, Blatt 6.
26 Anm. 23.
27 Anm. 3, Blatt 9.
28 Anm. 21, Blatt 9.
29 Anm. 22, Blatt 9.
30 Anm. 3, Blatt 9.
31 Anm. 21, Blatt 9 verglichen mit Rheinlauf 1838, Blatt 9.
32 Anm. 22, Blatt 9 verglichen mit Rheinlauf 1852, Blatt 9.
33 Anm. 31.
34 Tulla, J.-G. (1825): Über die Rektifikation des Rheins. Chr.-Fr. Müller's Hofdruckerei, Karlsruhe, S. 20 ff., S. 53.
35 Honsell, M. (1885): Die Korrektion des Rheins von Basel bis Mannheim. Beiträge zur Hydrographie des Großherzogtums Baden. Bd. 3, Text. Karlsruhe, S. 68–74.
36 Großflächige Darstellungen für das 19. Jahrhundert von Rodung der Altauewälder in der Altaue und Neuaufbau von Auewäldern im ehemaligen Korrektionsgelände beiderseits des neuen „Tulla-Rheins" siehe bei: Volk, H. (2003a): Ökologische Bilanz Auewald in der Rheinaue. Allgemeine Forstzeitschrift AFZ – Der Wald, 19, 993–996; Volk, H. (2003 b): Landschafts- und Auewaldentwicklung in der Rheinaue bei Karlsruhe. Allgemeine Forstzeitschrift AFZ – Der Wald, 19, 989–992; Volk, H. (2003c): Kulturlandschaft Rheinaue. Auewald-Naturschutz-Hochwasserschutz. Forstliche Versuchs- und Forschungsanstalt Baden-Württemberg, Abt. Landespflege, Freiburg, 52 S. ; Volk, H. (2003 d): Ökosysteme der Rheinaue bei Neuenburg. Forst und Holz, 58, 642–646.
37 Volk, H. (2001): Auewaldforschung am Rhein – welche Wälder sind auetypisch? Natur und Landschaft,76, 520–529.
38 Paleit, J., Tranter, C. (2007): Revitalisierung Taubergießen – Alter Rhein mit neuer Dynamik. Die Ortenau 2007, Verlag des Historischen Vereins für Mittelbaden, Offenburg, 299–304.
39 Volk, H. (2007 a): Landschaftsökologische Grundlagen zu Naturschutzzielen für Europäische Flussauen und Auewälder. Berichte Freiburger Forstliche Forschung, H. 70, 8–32; Volk, H. (2007 b): Entwicklung der Rheinaue vor und nach der Rheinkorrektion – Fluss, Siedlung und Landnutzung bei Neuenburg. Das Markgräflerland, 2, 85–109; Volk, H. (2007 c): Landschaftsgeschichte und Natürlichkeit der Baumarten in der Rheinaue. Die Ortenau, 2007, 281–298.

Anschrift des Autors:
Dr. Helmut Volk
Ehem. Leiter der Abt. Landespflege der
Forstlichen Versuchs- und Forschungsanstalt
Baden-Württemberg
Silberbachstraße 4
79100 Freiburg

Hermann Brommer

Die Barock-Monstranz des Freiburger Priesterseminars Collegium Borromaeum

Bei gemeinsamen Nachforschungen über Goldschmiede-Arbeiten im Breisgau erfuhr ich schon 1977 von meinem Freund Alfred Erhart[1], Goldschmied und Metallbildhauer, dass das Freiburger Collegium Borromaeum eine interessante Monstranz besitze. Deren Meistermarke war damals allerdings nicht zu identifizieren und auch deren Herkunft gab einige Rätsel auf. Erst jetzt war es mir möglich, den entstandenen Fragen nachzugehen.

Die Monstranz

Sie ist aus Silber geschaffen und teilweise vergoldet, mit zwölf Glassteinen besetzt. Insgesamt 71,5 cm hoch, 33 cm breit, während der Fuß 28 x 21,5 cm misst.[2] Eindeutig ist durch das am Fußrand eingestempelte Beschauzeichen die Entstehung der Monstranz in Augsburg zwischen 1747 und 1749 gesichert. Die daneben liegende, klar erkennbare Meistermarke gibt uns außerdem den Goldschmied bekannt. Im Monstranzfuß wurde ein Kartuschenspiegel der Vorderseite mit dem fein gravierten Stifterwappen geschmückt. Fragen zur Entstehung und Herkunft der Monstranz lassen sich damit beantworten.

Der gestuft ansteigende Monstranzfuß wölbt sich auf ovalem Grundriss und gliedert sich durch gekröpfte, nierenförmig hochschwingende Bahnen in vier Teilbereiche. Schwungvolle Rocaillen beherrschen in sauberer Treib- und Ziselierarbeit die Felder. Der Nodus leitet in verspielter Vasenform zur hochoval aufgesetzten, vergoldeten Sonnenstrahlung über. Bekrönend zeigt das umstrahlte Kreuzchen Dreipassendungen. Eine ziselierte, in asymmetrisches Muschelwerk aufgelöste Zierplatte aus Weißsilber umrahmt die hochovale Hostienkapsel, die selbst in Gold mit zwölf Glassteinen (Hinweis auf das himmlische Jerusalem und die Kirche auf Erden) hervorgehoben ist. Flott modellierte, gegossene Relieffigürchen schweben golden in der wie Weihrauchwolken wallenden Rahmung der Silberplatte: Hl. Geist-Taube, Gottvater, zwei Engelsgestalten an den Flanken der Hostienkapsel und die Maria Immaculata umschließen die Hostie, mit der die Eucharistie (Danksagung für die Stiftung des Hl. Abendmahls) in den Blickpunkt gerückt wird.

Damit erweist sich diese Monstranz als ein gedankenreiches Kunstwerk der Barockzeit, in der neben betonter Eucharistie- und Marienverehrung vor allem der Dreifaltige Gott im Mittelpunkt der nachtridentinischen Frömmigkeit stand.

Seit dem 14. Jahrhundert war es üblich geworden, eine Monstranz als kostbar verziertes Zeigegerät für die Aussetzung der Hostie oder für das Mittragen in Prozessionen zu gebrauchen.[3] Deren Sonnenform, in der Barockzeit gern angewendet, wollte ein Sinnbild für Christus sein, der das Licht und die Wärme Gottes bringt. Gott ist Sonne und Schild. In der senkrechten Anordnung auf der Monstranz, und zwar unter der Hl. Geist-Taube, dem Gottvater und der Hostie (Christus), verlangt auch das Bild der Maria Immaculata eine besondere Aufmerksamkeit. Nicht nur, dass die jungfräuliche Muttergottes das Ewige Wort (den logos) in ihren Schoß aufnahm, sondern dass damit auch auf ein alttestamentliches Vorbild angespielt wurde. Maria wird gleichgesetzt mit dem Mannagefäß, das zur Erinnerung an die wunderbare Speisung Israels auf dem

Die Barock-Monstranz des Freiburger Priesterseminars

Fotos: Christoph Hoppe, Erzbischöfl. Ordinariat Freiburg

Wüstenzug in der Bundeslade aufbewahrt wurde. So verstanden schon die Christen früherer Zeiten Maria „voll der Gnade“ auch wie ein Behältnis aus reinstem Gold, das die süßeste Gabe für die Seelen, Christus, das wahre Manna, enthält.[4]

Dass das Freiburger Priesterseminar in seiner Kirche eine barocke Sonnenmonstranz besitzt, ist jedoch nicht ohne Umschweife zu erklären. Dazu bedarf es der geschichtlichen Erläuterungen.

Bau des Priesterseminars Collegium Borromaeum als „Staatsanstalt“

Darüber ist nachzulesen: „An der Stelle des ehemaligen Freiburger Kapuzinerklosters, das dort seit 1677 seinen Sitz hatte und im Zuge der Säkularisation im Jahr 1806 aufgehoben worden war, wurde für das neue Erzbistum Freiburg am 18. 11. 1827 ein Priesterseminar eröffnet. Konvikt und Kirche waren in der Zeit von 1823 bis 1825 nach Plänen des Weinbrenner-Schülers Christoph Arnold errichtet worden. Da die Diözese Interesse daran hatte, neben dem Priesterseminar, in dem die Theologen zunächst nur in den letzten beiden Jahren vor der Priesterweihe lebten, ein Seminar für die ganze Zeit des Philosophie- und Theologiestudiums an der Universität zu haben, wurde im Jahr 1842 das letzte Jahr der Ausbildung in das ehemalige Benediktinerkloster St. Peter verlegt und das Haus in Freiburg als ‚Collegium Theologicum‘ für alle Theologiestudenten bestimmt Das theologische Konvikt wurde bis 1857 als Staatsanstalt geführt und ging erst dann in kirchliche Verantwortung und Leitung über.“[5]

Der Architekt des neuen Priesterseminars war Christoph Johann Jakob Arnold (1779–1844), der als erster Schüler des Karlsruher Hofbaumeisters Friedrich Weinbrenner und großherzoglich-badischer Kreisbaumeister von 1819 ab in Freiburg und Südbaden unbeirrt im „Weinbrenner-Stil“ seine Bauaufgaben verwirklichte.[6]

1842 änderte sich mit der Einbeziehung des ehemaligen Benediktinerklosters St. Peter die Unterbringung der Theologiestudenten in Freiburg. Das „Collegium Theologicum“ entstand, aber immer noch als „Staatsanstalt“.

Das Stifterwappen im Monstranzfuß

Deshalb ist es nicht außergewöhnlich, dass 1843 ein umfangreiches Inventarverzeichnis für das Freiburger Priesterseminar angelegt wurde. Darin ist folgende wichtige Beschreibung der in der Konvikt-Kirche vorhandenen Monstranz zu finden:

„1843 – II. An Kirchen geräthschaften
a. Silber
1. Eine silber-vergoldete Monstranz aus der Mainau
mit rotem Futteral 208 Loth à 1 fl 6 x
Werth 229 fl 48 xr.“[7]

Damit wird archivalisch belegt, dass die Barock-Monstranz von der ehemaligen Schlosskirche des Deutschen Ordens auf der Insel Mainau übernommen worden ist.

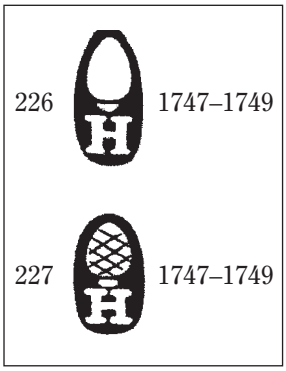
Diese Feststellung reiht die in der Freiburger CB-Kirche verwendete Monstranz nun in die während der Säkularisation von dem großherzoglich-badischen Domänen-Ärar an sich genommene, später teilweise verschleuderte Barock-Ausstattung der Kirche auf der Bodensee-Insel ein. In diesem Zusammenhang erinnere ich an die kostbare, 1738/39 entstandene Mainauer Kirchenorgel des Konstanzer Meisters Johann Michael Bihler, die 1823 um 180 Gulden an die Gemeinde Honstetten verkauft wurde.[8] Just in jenem Jahr versteigerte die Großherzogliche Domänen-

verwaltung auch anderes wertvolles Ausstattungsgut der Schlosskirche Mainau.[9] Jedenfalls geriet auf nicht ganz geklärte Weise die 50 Zentimeter hohe, aus Silber mit Teilvergoldung 1586 hergestellte Statuette des hl. Sebastian in die Kirche nach Kuppenheim bei Rastatt. Zuvor hatte die auf der Mainau während der Deutschordenszeit beheimatete Sebastiansbruderschaft diese Statuette besessen.[10] Auch die Offenburger Augustinerchorfrauen besitzen in ihrer Klosterkirche noch vier silberne Altarleuchter aus der Zeit um 1700, die einst zur Ausstattung der Mainau-Schlosskirche gehörten.[11]

Weiterführend ist zu fragen: Wie fügen sich in solche geschichtlichen Zusammenhänge die auf dem Monstranzfuß erkennbaren Stempel und die Wappendarstellung des Stifters ein?

Das Augsburger Beschauzeichen

In der „Geschauordnung" der Augsburger Goldschmiede wurde von 1529 an vorgeschrieben, die Feingehaltsprobe des Silbers an den fertigen Gegenständen vorzunehmen. Dazu gesellte sich 1535 die Verordnung, dass jede Arbeit von über drei Lot[12] Silber vom Goldschmied mit seinem Zeichen zu versehen und vorzulegen sei. Der Geschaumeister „probierte" das Silber und schlug anschließend neben der Meistermarke das Stadtzeichen als Garantie für den vorgeschriebenen Feingehalt ein. Werksilber musste 14 Lot Silber (bei zwei Lot Fremdmetall) enthalten.[13] Auf dem Stehrand der in Freiburg erhaltenen Mainau-Monstranz ist das nebenan beigefügte Beschauzeichen zu sehen. Es bestätigt nicht nur den ordnungsgemäßen Silberfeingehalt, sondern auch die Entstehung der Monstranz in Augsburg während der Jahre 1747 bis 1749.



Die Meistermarke des Goldschmieds

In seinem kreisförmigen Stempel ist ein K zu erkennen, dessen Senkrechte gleichzeitig ein I bildet. Die auf der Freiburger CB-Monstranz eingeschlagene Meistermarke entspricht genau der Nr. 2346 der Augsburger Meisterzeichen.[15] Helmut Selings grundlegendes Werk stellt diesen Meister vor: „Kolb, Johann Wenceslaus, Silberarbeiter, Sohn des Wolfgang Caspar, katholisch, getauft 1703, Meister 1743, verheiratet 1745, gestorben 1787." Seling konnte ihm bisher eine ebenfalls um 1747–1749 entstandene, vergoldete und mit Steinen besetzte Monstranz zuordnen, die ehemals für das Frauenkloster Schmerlenbach geschaffen wurde. Heute gehört die vorgenannte Schwester-Monstranz der Muttergottespfarrkirche zu Aschaffenburg.[16]

Das Wappen im Monstranzfuss

Im Frontfeld des Monstranzfußes präsentiert sich in einem muschelförmig umrahmten, hochovalen Feld ein mit dem Deutschordenskreuz belegter Schild. Darauf liegt ein Herzschild, der von Silber und Schwarz in vier Reihen zu je vier Plätzen geschacht ist. Über dem bekrönten Helm öffnet sich ein wie der Schild bezeichneter Flug. Mit diesem Wappen stellt sich der Komtur der Deutschordenskommende Mainau, Philipp Friedrich Freiherr von Baden zu Liel, als Stifter der Barockmonstranz vor. Allerdings schaute ich das Protokoll der Mainau-Visitation, die 1765 im Auftrag des Landkomturs der Deutschordens-Ballei Elsass-Burgund durchgeführt wurde, vergeblich nach einem Hinweis auf die Monstranz oder andere Stücke der Schatzkammer durch. Der Visitator bemängelte, dass die Silberarbeiten nicht registriert seien: „Bey dieser Clahs habe ich also nichts weither zu erinneren vorgefunden, als daß auch *das Silber* dem Loth nach in das Inventarium eingetragen, und mit dem Ordens Creütz und Jahrzahl bezeichnet werde."[17]

Komtur Philipp Friedrich Freiherr von Baden zu Liel

Den Forschungen von Paul René Zander ter Maat, Kirchzarten, verdanke ich Auskünfte über die Geschichte der Freiherren von Baden, die er mit Dr. Walter von Hueck für die Neufassung des Artikels „Baden zu Liel“ zum Band XVII (1. Ergänzungsband) des Adelslexikons erarbeitet hat.

Demnach gehörte unser Komtur einem Geschlecht an, das zum schwäbischen Uradel zählte. 1130 erscheint schon Heinricus de Baden mit seinen Brüdern Rudolf und Berthold urkundlich. Sie waren Ministerialen der Herzöge von Zähringen und Inhaber des Vogtamtes der Grafen von Freiburg auf der Burg Badenweiler im Markgräflerland.[18] Die eigentliche Stammreihe beginnt urkundlich 1324–1341 mit dem Edelknecht Dietrich von Baden. 1411 österreichische Belehnung mit der Vogtei über Liel; 1446 Erwerbung von Liel; 1509 Aufnahme in die landsässische Ritterschaft Vorderösterreichs; 1696 Erhebung in den erbländisch-österreichischen Freiherrenstand mit dem Titel „Wohlgeboren“. Aus der Familie gingen schon im 17. Jahrhundert zwei bedeutende Deutschordensritter der Ballei Elsass-Burgund hervor: Die Großonkel Johann Friedrich Freiherr von Baden, Landkomtur 1683–1688, und Franz Benedikt von Baden, Landkomtur 1688–1707.[19]

Unser Philipp Friedrich von Baden kam nach wiederholten Altersangaben des Deutschordens-Personalstandes 1694 in Liel zur Welt.[20] Die katholische Pfarrei St. Vinzenz zu Liel gehört zum südbadischen Dekanat Neuenburg. Philipp Friedrich war der Erstgeborene seiner jungvermählten Eltern, Conrad Friedrich von Baden zu Liel und Maria Agnes Johanna Freiin von Kageneck. Wichtig für die spätere Ordenslaufbahn des Neugeborenen erwies sich, dass die Mutter eine Schwester des bedeutenden Südtiroler Landkomturs Johann Heinrich Hermann Reichsfreiherr von Kageneck (1668–1743) war, der sich am Hof des Kurfürsten und Deutschordens-Hochmeisters Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg in Mannheim als Finanzfachmann hohe Verdienste und ein stattliches Vermögen erwarb.[21] Von diesem Onkel wird überliefert, dass er sich intensiv für die Aufnahme seines

Der Monstranzfuß mit dem hochovalen Wappenfeld

Neffen Philipp Friedrich in den Deutschen Orden einsetzte.[22] Wie im Deutschen Orden damals vorgeschrieben, musste ein Kandidat vor seiner Aufnahme zuerst drei Einsätze in der kaiserlichen Armee hinter sich bringen. Aus den Quellen ist zu entnehmen, dass Philipp Friedrich von Baden als kaiserlicher Offizier im Kürassier-Regiment des Generals und elsässischen Landkomturs Marquard Franz Leopold von Falkenstein sowie als Leutnant im kaiserlichen Regiment Prinz Friedrich von Württemberg diente.

Bereits 1716 suchte Philipp Friedrich um seine Aufnahme als Deutschordensritter nach. Der Hochmeister Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg genehmigte am 12. 12. 1718 seine Zulassung zum Noviziat, das er am 26. 3. 1719 in Altshausen (Württemberg) am Sitz des Landkomturs begann. Die zweite Hälfte des Probenjahrs absolvierte er in der Ordensresidenz Mergentheim. Zur Sitzung des Aufnahmekapitels legte Philipp Friedrich die mit den Familien-Wappen der 16 adeligen Ahnen bildhaft gestaltete Ahnenprobe vor. Nach dem Ritterschlag, der feierlich am 1. Mai 1720 in Altshausen erteilt wurde, stieg der neue Ordensritter in der Ballei Elsass-Burgund zu beachtlichen Stellungen auf. Sein erhaltenes Porträt zeigt ihn in der Ritter-Rüstung, die nur bei der Investitur getragen wurde, und mit dem demonstrativ hochgehaltenen Ordenskreuz.[23]

Die Ordenslaufbahn Philipp Friedrichs von Baden lässt sich gut verfolgen. Einträge in den Akten des Zentralarchivs des Deutschen Ordens in Wien[24] weisen nach, dass er schon 1726/27 Komtur in der elsässischen Kommende Rouffach-Guebwiller war. Er spreche Deutsch und Französisch. In den Jahren 1729/36 wurde er als Komtur der schweizerischen Kommende Hitzkirch bei Luzern verzeichnet. 1737 wechselte er als Komtur nach Freiburg im Breisgau über und stieg zum Ratsgebietiger der Ballei auf. Bei der Gelegenheit bescheinigen ihm die Ordensaufzeichnungen, dass er „die Teütsch, welsche, Latein: und französ: Sprech“ beherrsche. 1745 zog Philipp Friedrich von Baden als Komtur auf die Insel Mainau weiter.

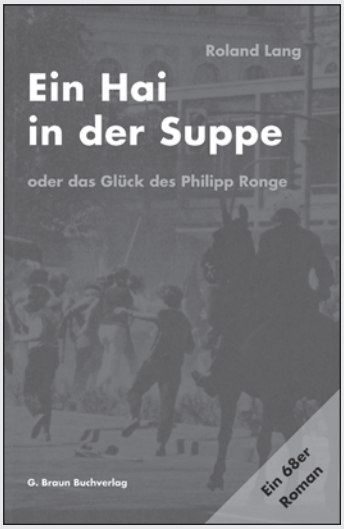
Nicht übersehen werden darf, dass er während seiner Freiburger Amtszeit als Komtur der zuständigen Kommende maßgebend an der Entstehung der beachtenswerten Barockkirche in der Deutschordensgemeinde Merdingen (1738/41)[25] und des Burgvogtei-Schlosses in Wasenweiler (1740/42)[26] beteiligt war. Nach dem Wechsel auf die Mainau entstand dort, wiederum unter dem Deutschordens-Baumeister Johann Caspar Bagnato, der repräsentative Mittelteil des Schlosses.[27] An dessen westlicher Hofseite prangt noch heute neben den Wappen des Deutschordens-Hochmeisters und Kurfürsten Clemens August Herzog von Bayern und des Landkomturs der Ballei Elsass-Burgund, Graf Philipp Anton Joseph Eusebius von Froberg-Montjoie, auch das geschachte Wappen des Mainaukomturs, Philipp Friedrich von Baden zu Liel. Er starb am 11. Mai 1751 auf der Mainau und fand in der Schlosskirche sein Grab. Dort erinnert seither die Reihe der Komtur-Grabdenkmale auch an den Stifter der heute dem Freiburger Priesterseminar Collegium Borromaeum eigenen Barockmonstranz.

Anmerkungen

1 H. Brommer, „Erhart, Alfred (1928–1984)“ – In: Baden-Württembergische Biographien, Band IV/2007, S. 70–72.
2 Die Maßangaben hat mir szt. Goldschmied Alfred Erhart ermittelt.
3 R. Berger, „Kleines Liturgisches Wörterbuch“ – Herder 1969, S. 297.
4 D. Forster, „Die Welt der christlichen Symbole“ – Innsbruck 1982, S. 372/373.
5 „Realschematismus der Erzdiözese Freiburg i. Br.“ hrsg. v. Erzbischöfl. Ordinariat 2001, S. 57/58.
6 Saur-Allgem. Künstlerlexikon – Leipzig, 5. Band/1992, S. 205.
7 Erzbischöfl. Archiv Freiburg, Akten Collegium theologicum Nr. 146 (1843–1850).
8 Ausstellungskatalog „Kreuz und Schwert – Der Deutsche Orden in Südwestdeutschland, in der Schweiz und im Elsaß“ – Mainau 1991, S. 227 (II.B.b.7), S. 229/230 (II.B.b.8 mit Abbildungen).
9 Archiv des „Südkurier“ Konstanz: Bekanntmachung in der Konstanzer politischen Zeitung – Jg. 1823, Nro 113 vom 19. September 1823, S. 539 (Beilage zu Nro 113).
10 Wie Anm. 8, S. 239 (II.B.b.20 mit Farbabbildung).
11 H. Brommer, „Vier barocke Silberleuchter des Mainau-Komturs Melchior Heinrich von Grandmont im Kloster U. L. Frau zu Offenburg“ – In: Die Ortenau – Historischer Verein für Mittelbaden, 75. Jb./1995, S. 431–439 mit Abbildungen.
12 Ein Lot = ca. 14,6 Gramm.
13 H. Seling, „Die Kunst der Augsburger Goldschmiede 1529–1868, 3. Band Meister-Marken-Beschauzeichen“, München 1980, S. 7.

14 Wie Anm. 13, S. 15 – Nr. 226/227 (Augsburger Zirbelnuss mit einem H).
15 Wie Anm. 13, S. 380 – Nr. 2346.
16 Ausstellungskatalog „Aus 1000 Jahren Stadt und Stift Aschaffenburg“, Aschaffenburg 1957, Nr. 204.
17 Hauptstaatsarchiv Stuttgart, B 344 (Nr. 69–72), No 72 Balley Elsaß – die Visitation der Balley Elsaß im J. 1765 – Maynaw, Quo ad Oeconomica.
18 J. Kindler v. Knobloch, „Oberbadisches Geschlechterbuch I“ (Heidelberg 1894), S. 27.
19 Wie Anm. 8, S. 267.
20 Die Taufbücher der Pfarrei Liel bei Schliengen beginnen erst anfangs des 18. Jahrhunderts.
21 H. Brommer, „Die Deutschordenskommende Freiburg“. – In: Der Deutsche Orden und die Ballei Elsaß-Burgund – Die Freiburger Vorträge zur 800-Jahrfeier des Deutschen Ordens – Alemannisches Institut Nr. 63/1996, S. 361–363 (mit Abbildungen des Grabdenkmals und des Porträts). Außerdem: H. Brommer „J. H. H. v. Kageneck – Zum 250. Todestag des Deutschordens-Landkomturs“ – In: Schau-ins-Land-Jb. Breisgau-Gesch.V. Freiburg 113/1994, S. 73–90, sowie H. Hartmann, „J. H. H. von Kageneck aus Munzingen, Deutschordens-Ritter und Landkomtur der Ballei an der Etsch“ (Südtirol) – In: Schau-ins-Land-Jb. Breisgau Gesch.V. Freiburg 110/1991, S. 119–126.
22 Wie Anm. 8, S. 168 (II.A.a.28 b).
23 Wie Anm. 8, S. 166 (II.A.a.28. a. und b.).
24 Zentralarchiv des Deutschen Ordens, Wien, Ritterakten 21 und Ordensstand Paket 628.
25 H. Brommer, „Pfarrkirche St. Remigius, Merdingen“ – Kl. Kunstführer, Lindenberg 2007.
26 H. M. Gubler, „Johann Caspar Bagnato (1696–1757) und das Bauwesen des Deutschen Ordens in der Ballei Elsaß-Burgund im 18. Jahrhundert“ – Sigmaringen 1985, Wasenweiler S. 61, 83, 246, 306, 380, 389, 390.
27 H. Brommer, „Die Maienau, das Kleinod der Ballei – Kirche und Schloss“, S. 6–40 – In: Insel Mainau – Barockjuwel im Bodensee. Verlag der Blumeninsel Mainau 1996.

Anschrift des Autors:
Hermann Brommer
Horgener Straße 34
78628 Rottweil-Hausen



Jetzt neu

Ein Hai in der Suppe
oder das Glück des Philipp Ronge
Ein 68er Roman

von Roland Lang

„Der Autor transportiert nicht, sondern er ist dabei. Seine Prosa kann vom innersten Innern in das aktuelle Außen springen. Das ergibt viele schöne „Schnitte“, energiegeladene Leseergebnisse. Seine Fähigkeit, genau zu sein, verschafft den direkten, den spürbaren Bewußtseinsgenuss.“ *Martin Walser*

224 Seiten, ISBN 978-3-7650-8380-8, € 12,90

www.gbraun-buchverlag.de
E-Mail: info@gbraun-buchverlag.de

G. BRAUN BUCHVERLAG

Ekkehard Blattmann

Zum Stand der Reinhold-Schneider-Forschung[1]

Über einige Ursachen des Niedergangs

Reinhold Schneider ist heute in Deutschland weithin vergessen, zumindest bei der jüngeren und insbesondere bei der studentischen Generation. Die Gründe hierfür liegen zunächst im großen gesellschaftlichen Kontext: in der Entchristianisierung, in der Erblindung der Lesenden für christliche Dimensionen, eine Erblindung, die der antichristlichen, zumindest achristlichen Grundausrichtung heutiger Philosophie in Europa zuzuschreiben ist. Die Folge war, zumindest im deutschsprachigen Raum, ein generelles Verblassen der Anziehungskraft des Renouveau chrétien. Reinhold Schneider teilt dieses Los mit den anderen seinerzeit bedeutenden christlichen Namen wie etwa Gertrud von Le Fort, Elisabeth Langgässer, Rudolf Alexander Schröder, Werner Bergengruen, Jochen Klepper und deren Mitstreiter. Autoren aus der zweiten Reihe gar sind dem Gedächtnis fast gänzlich verschwunden. Wer kennt noch, um allein ihn zu nennen, das Werk des im Kriege gefallenen Siegbert Stehmann?

Zum Verblassen dieser Autorengeneration hat wohl auch ihre klassizistische, am 19. Jahrhundert orientierte Sprache beigetragen. Die heutigen Leser sind durch die Lektüre der Gruppe 47 und den allgemeinen sprachlichen Umbruch der Nachkriegszeit geprägt. Ihnen liegen Verse von Günter Eich näher als Verse von Reinhold Schneider: näher Eichs „Irr mir im Ohre schallen / Verse von Hölderlin. / In schneeiger Reinheit spiegeln / Wolken sich im Urin“; entfernter Reinhold Schneiders: „Dies ist mein Schicksal, daß von Deinem Ende / Mein Mund die leidzerstörten Worte spricht, / Daß mir die Seele bebt vom Untergang.“ Oder semantisch gesprochen: Das heutige Publikum ist an einen konkreten, alles benennenden Code gewöhnt, indessen Reinhold Schneiders Werke und zu weiten Teilen auch die des Renouveau chrétien sich auf einer überhöhten sprachlichen Ebene bewegen, in der das konkrete Erleben und Geschehen ungenannt bleibt, in Andeutungen einbeschlossen ist und gesagt wird. Zweifellos trug seinerzeit aber gerade solche Überhöhung viel zum Erfolg dieser Schreibart bei, die sich überdies oft an die Sprache der Kirche anlehnte und das irdische Tun, die irdischen Verfehlungen und die himmlischen Gnaden in den Mantel generalisierenden Tadels, allgemeinen Erbarmens und hoffenden Strebens einhüllte.

Ein weiterer Grund für das heutige Verschwinden der christlichen Literatur der dreißiger, vierziger und fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts liegt in der verlorenen Schlacht um die Bewertung der Inneren Emigration. Hier ist es trotz aller Mühen kaum gelungen, den gegen den christlichen Flügel erhobenen Generalverdacht des Mitläufertums oder impliziten Mittuns mit dem Dritten Reich[2] endgültig ad absurdum zu führen. Die unbelehrbaren Bataillone haben hier à la longue gesiegt, denn sie waren die weit zahlreicheren. Die besseren Argumente kamen dagegen nicht an.[3] Ausschlaggebend für diese Niederlage war dabei nicht zuletzt, daß die christliche Literatur der Inneren Emigration, zumindest die von Schneiderschem Zuschnitt, kaum mehr an den Universitäten, und an den Schulen schon gar nicht gelesen wird.

Über einige Schwächen der Reinhold-Schneider-Forschung

Diese negative Grundströmung konnte in den letzten zwei Jahrzehnten auch nicht durch die Arbeit der Reinhold-Schneider-Gesellschaft korrigiert werden. Denn von ihr her kamen

kaum Ideen und Anstöße zu entsprechenden Forschungsvorhaben, von materieller Unterstützung ganz zu schweigen. Gelegentliche glanzvolle äußere Auftritte konnten die innere Schwäche nicht ausgleichen. Eine literarische Gesellschaft wird aber auf Dauer nicht überleben, wenn sie sich nicht auch auf eine immer wieder zu neuen Erkenntnissen strebende Forschung stützen kann. Die Petrifizierung eines Autorendenkmals wirkt zunächst beseligend, dann wird sie zur Gewohnheit und schließlich zum Totenschein.

Unter diesen Prämissen richten wir im folgenden den Blick zuerst auf einige Forschungsdesiderate und Forschungsschwächen.

Zunächst: Was wissen wir von Reinhold Schneider? Sehr viel und sehr wenig. Der Forschung dient das überreich bestückte Reinhold-Schneider-Archiv in der hiesigen Badischen Landesbibliothek. Reinhold Schneider und seine Lebensgefährtin Anna Maria Baumgarten besaßen den Mut und die Größe, eine fast lückenlose Dokumentation ihres Lebens und ihres Arbeitens zu hinterlassen. Auch Unliebsames wurde, bis auf einige wenige bedauerliche Ausnahmen, nicht unterdrückt, sondern dem Urteil der Nachwelt anheimgestellt.

Es ist das rühmenswerte Verdienst von Frau Dr. Hildegard Maulbecker, den umfangreichen Nachlaß sinnvoll geordnet und über Findbücher rasch zugänglich gemacht zu haben.[4] Wer über Reinhold Schneider arbeiten will, der hat hier fast alles zur Hand, dessen er bedarf. Unterstützt wird er dabei in dankenswerter Weise von der umfangreichen Sammlung der Reinhold-Schneider-Primär- und Sekundärliteratur, die die Badische Landesbibliothek zusammengetragen hat.

Der Vorstand der Reinhold-Schneider-Gesellschaft hat in den letzten Jahren manche Prominente – wie etwa den Bundespräsidenten Johannes Rau[5] – durch die Verleihung der Reinhold-Schneider-Plakette geehrt. Erstens galt es, damit Persönlichkeiten auszuzeichnen, in deren Arbeit christliche Überzeugungen einflossen. Und zweitens galt es, vermittels dieser Ehrungen das Interesse eines breiteren Publikums momentweise auf Reinhold Schneider hinzulenken. Hinter solchem Kalkül blieben aber leider die überaus großen Verdienste von Frau Dr. Hildegard Maulbecker ungewürdigt. Hier herrscht Nachholbedarf. Ohne die Findbücher wäre die Forschungstätigkeit im bisherigen Maße gar nicht möglich gewesen. Allen voran sollte deshalb bei nächster Gelegenheit Frau Dr. Maulbecker mit der Reinhold-Schneider-Plakette geehrt werden.

Der Höhepunkt intensiven Forschens über Reinhold Schneider fiel in die siebziger und achtziger Jahre. Seither hat sich der Rhythmus der Forschung wesentlich verlangsamt, und manches Mal schien es fast, als wolle der Eifer der Forscher ganz zum Erliegen kommen. Zum Glück täuschte dieser Eindruck, weil sich zunehmend auch ausländische Forscher Reinhold Schneiders annahmen. Dennoch sollten einige Gründe für die gerade im deutschsprachigen Raum unleugbaren Ermüdungserscheinungen einbekannt und genannt werden, um sodann auf Abhilfe zu sinnen:

1. Die Forschung kann bis heute nicht auf eine brauchbare wissenschaftliche Edition der Werke Reinhold Schneiders zurückgreifen. Eine solche Edition wird nur über viele Jahre hin zu realisieren sein. Ob sich freilich jemals die notwendigen Mittel und die Köpfe hierzu werden finden lassen, ist nicht abzusehen. Daß sie aber absolut notwendig ist, steht außer Frage.[6]

2. Die jüngeren Forscher, besonders die Doktoranden, haben seitens der Reinhold-Schneider-Gesellschaft, trotz mannigfacher Bitten und Anmahnungen, kaum je Unterstützung erfahren. Damit ist nicht die finanzielle Hilfe gemeint, die angesichts der Gegebenheiten kaum zu leisten gewesen wäre. Aber es wäre wünschenswert gewesen, den Forschern im Rahmen der Reinhold-Schneider-Gesellschaft ein Diskussionsforum zu eröffnen, etwa in der Art einer institutionalisierten jährlichen Zusammenkunft, auf der die Forschungsintentionen, die Richtungen, die Schwierigkeiten und die erreichten Ergebnisse hätten vorgetragen und diskutiert werden können.

3. Die neuen Forschungspublikationen wurden in der Reinhold-Schneider-Gesellschaft kaum je zur Kenntnis genommen, sie blieben echolos. Vor allem eine offene Diskussion konträrer Forschungsergebnisse fand nicht statt. Es entstand das unbehagliche Gefühl stillschweigenden Übergehens und Übersehens. Von wem aber, wenn nicht zuallererst seitens der Gesellschaft, wäre für die

Autorinnen und Autoren ein nachhaltiges Echo zu erhoffen und zu wünschen gewesen?

4. Dieses Defizit wiederum war mit dem Fehlen regelmäßiger sachkundiger Rezensionen von Neuerscheinungen verbunden. Die Mitglieder der Gesellschaft wurden nicht regelmäßig und zureichend über den Fortgang der Neuerscheinungen unterrichtet.

5. Eine solche Unterrichtung hätte freilich ein *kontinuierliches* Erscheinen eines Publikationsforums, einer Zeitschrift, eines Jahrbuches oder entsprechender Blätter erfordert. Ein solches Organ hätte gerade den interessierten jungen Akademikern auch zur Plattform *kontinuierlicher* intellektueller Mitarbeit dienen sollen.

6. Wenn die Reinhold-Schneider-Gesellschaft wieder Fuß fassen will, wird sie ein solches Organ neu installieren müssen. Und rebus stantibus wäre man nicht schlecht beraten, wollte man vielleicht erwägen, ob sich nicht zusammen mit benachbarten Gesellschaften (etwa mit der Gertrud-von-Le-Fort-Gesellschaft etc.) eine gemeinsame Zeitschrift und gemeinsame Veranstaltungen ins Werk setzen ließen. Die Zeit der Restgesellschaften dürfte ansonsten in Kürze abgelaufen sein. Wenn Einigkeit nicht unbedingt stark macht, so doch gewiß ein wenig stärker.

Über einige jüngere Publikationen zu Reinhold Schneider

Ermutigung gewinnen wir dennoch aus der Betrachtung der wissenschaftlichen Publikationen und besonders der Dissertationen, die sich, ungeachtet der vorerwähnten Unzulänglichkeiten, in den beiden letzten Jahrzehnten mit Reinhold Schneider befaßten. Dabei zeigt sich, daß es doch noch immer eine lebendige und öfters ertragreiche Forschung zu unserem Autor gibt, woran das Ausland einen erfreulich regen Anteil nimmt.

Unter den ausländischen AutorInnen sind zu nennen:

- die Italienerin *Maria Rinaldi, Ricerca sulla diffusione dell'opera e del pensiero di Reinhold Schneider, Padova, 1984*[7];
- die Kanadierin *Sherry Qirk Deutschmann, A study of Reinhold Schneider through biography and translation, McMaster University, Hamilton, 1982*[8];
- der Ire *John P. O'Shea, From Tragic Hero to Christian Saint: Paradigmshift in Selected Writings of Reinhold Schneider (1903–1958), Diss. Dublin, 1995*[9];
- die Koreanerin *Hjou-sun Choi, Christentum und christlicher Widerstand im historischen Roman der 30er Jahre. Studien zu Las Casas vor Karl V. – Szenen aus der Konquistadorenzeit von Reinhold Schneider und zum Land ohne Tod von Alfred Döblin, Regensburg, 1996*[10];
- die Portugiesin *Maria de Lurdes das Neves Godinho, O Marquês de Pombal em Obras de Reinhold Schneider e Alfred Döblin. Dois Retratos Ficcionais Alemães do Século XX, Coimbra, 2004*[11];
- der US-Amerikaner *Thomas Wolber, Im Zirkel der Melancholie. Das literarische Frühwerk Reinhold Schneiders (1903 bis 1958), Diss. University of Wisconsin – Madison 1993.* Diese (in deutschen Bibliotheken leider kaum greifbare)[12] Arbeit verdient allein schon dadurch Beachtung, daß ihr Autor sich für den von ihm gewählten Zeitraum sorgfältig in die Bestände des Karlsruher Reinhold-Schneider-Archivs eingearbeitet hat und so auch manches ungedruckte Quellenmaterial (Manuskripte, Typoskripte, verschiedene Textfassungen, spätere Überarbeitungen, verlegerische Konstellationen, Auflagen, Finanzielles, Briefliches, Rezensionen u. a. m.) für seine Interpretationen nutzen konnte.

Wolber verfolgt in Reinhold Schneiders Frühwerk – die Grenze zieht er beim „Inselreich" – das Phänomen der Melancholie, die er als durchgehendes und zentrales Konstituens im gesamten Leben und Werk zur Geltung bringt: „In dieser Arbeit wird die These vertreten, daß Schneider aus dem ‚Zirkel der Melancholie' nie herauskam, so zahlreich seine Bemühungen um einen Ausbruch aus dem Dilemma auch waren."[13] Dieser Aspekt ist in der Schneider-Literatur nun zwar nicht so neu, wie Wolber den Leser glauben machen möchte.[14] Die Darstellung gewinnt aber dennoch durch die Vollständigkeit des behandelten Stoffes, durch Belesenheit, beredte Darstellungskraft, durch die Heranziehung interes-

santer Kontexte und durch manche schlüssige Deutungen an Plausibilität.

Besonderes Interesse zieht diese Dissertationsschrift jedoch wegen ihres neuen methodischen Ansatzes auf sich. Wolber sucht ein „psychoanalytisches Erklärungsmodell der Melancholie zu entwickeln, das sich auf Sigmund Freuds Beobachtung stützt, wonach Trauer und Melancholie die Reaktion auf einen Verlust seien. Worum der Schwermütige trauert, ist seine im Verlauf des Zivilisationsprozesses verdrängte, unterdrückte und abhanden gekommene Natur.“ Ein gerüttelt Maß an diesem Abhandenkommen wird der judäochristlichen Vergeistigung und ihrer „Verachtung des Fleisches“ zugeschrieben. „Aufgrund der vielfältigen Gebote und Verbote dieses Glaubens, die einem Tabu gleichkommen, gibt es heute nicht mehr viele Menschen, die sich eines noch ‚unbeschnittenen Herzens‘ (um es alttestamentarisch zu formulieren) erfreuen. Die Beschneidung der männlichen Vorhaut (und in einigen Kulturen auch die Beschneidung der weiblichen Klitoris) kann sehr wohl als Metapher für die Domestizierung und Ausrottung der Natur gelten, unter der der Melancholiker bis heute leidet.“ Und in solcher vorhautlichen und klitorischen Sicht auf die „Verdrängung und Vernichtung alles Naturwüchsigen“[15] erscheint in Wolbers Sicht dann Reinhold Schneider als „erboster“[16] Außenseiter und Melancholiker, der „immer und überall nur aneckte, weil er sich nicht widerspruchslos den Denkzwängen seiner Zeit einfügen wollte.“[17]

Zu diesem melancholischen Außenseitertum gehört für Wolber die Sehnsucht nach dem verlorenen „Ursprung“ (alias Gott oder Sein oder Natur), gehört ein inneres, stillstehendes, telosloses, für Gegenwart und Zukunft unempfängliches Zeiterleben, gehört die Verachtung der Gegenwart und ihrer Werte und Genußwerte, gehört die Verwerfung des zivilisatorischen, weil auf unsäglichen Opfern errichteten Fortschritts, gehört schließlich die melancholische Reduzierung des Raumerlebens auf eine rein interior entworfene Welterfassung und Weltausausdehnung. Dies alles stempelt den Melancholiker einerseits zum reaktionären Konservativen, zum anderen aber auch zum Revolutionär, der sich mit Gewalt den verlorenen Ursprung wieder zurückholen möchte.[18]

In diesem psychoanalytischen Konstrukt gilt es für Wolber eo ipso als ausgemacht, daß Reinhold Schneiders Schwermut nicht als ein „individualpathologisches Phänomen zu sehen (ist); es handelt sich vielmehr um ein sozialpolitisches (…) und letzten Endes existentialphilosophisches Problem, das individualpsychologisch weder verstanden noch gelöst werden kann.“[19] Im selben Atemzug ist jedoch von der (doch wohl primo genere individuellen) engen, „schmerzerfüllten, fast masochistischen“ Vaterbindung und der frühen Loslösung von der Mutter als dem Fundament aller Schneiderschen Schwermut die Rede, einem Fundament, von dem her auch die „immer (…) problematische Rolle“, die die Frauen in Schneiders Leben spielten, gedeutet werden sollen.[20] Aus der Schwermut heraus wird schließlich Reinhold Schneiders Neigung ausgelegt, das historisch Gewesene in Form von Epitaphen aufzubewahren.

Da nun also Reinhold Schneiders Melancholie in Wolbers Sicht wesentlich exogen und sozial bestimmt ist, muß er den Punkt markieren, an dem sich diese exogene Katastrophe ereignet hat. Sie ist für Wolber mit dem Ende der Monarchie gegeben: „Der Sturz der Monarchie, der zugleich den Fall der hohenzollerschen Dynastie bedeutete, war für Reinhold Schneider die alles entscheidende Zäsur seines Lebens. Mit ihm hat er sich nie abgefunden; bis zuletzt bekannte er sich zur Monarchie als der einzig annehmbaren Staatsform.“[21] Dieser Sturz sei Ausweisung aus dem „Paradies“ und zugleich „Sündenfall“ gewesen. Aus der Trauer um diesen Sturz sei Reinhold Schneiders lebenslange Sehnsucht nach der theokratischen Ganzheit von Welt- und Gottesreich und seine „unversöhnliche“[22] Gegnerschaft zur Demokratie erwachsen.

Der evidente Vorteil dieses restringierten Konstrukts liegt in seiner Simplizität und Geschlossenheit. Das Konstrukt läßt sich in seiner Undifferenziertheit leicht und überall auf Reinhold Schneiders Texte applizieren. Die an semantischen Merkmalen fast leeren Deutungstermini (wie etwa der nicht-religiös gefaßte „Sündenfall“ oder die „Zeit“ oder der „Raum“ etc.) decken selbst größere Text-

mengen anstandslos ab. Nur bleibt die Explikation dann auch entsprechend unpräzise und fragwürdig.

Ein weiterer Nachteil von Wolbers methodischem Ansatz liegt m. E. in der unhaltbaren Beschränkung von Reinhold Schneiders Melancholie auf rein exogene Faktoren, gerade als wenn der Dichter nicht immer wieder selbst auf die hereditäre, „natur"-gegebene[23], vom Vater her ererbte Konditioniertheit seiner Schwermut, also letztlich auf deren endogene Faktoren hingewiesen hätte. Mir scheint, daß die endogenen Faktoren primär die Schneidersche Schwermut begründeten und daß diese dann durch die exogenen wesentlich vertieft und verstärkt wurden.

Die Mängel des Wolberschen Reduktionismus wären vielleicht dadurch auszugleichen gewesen, wenn er sein allzu weitmaschiges Raster zusätzlich mit den differenzierten und differenzierenden Möglichkeiten verfeinert hätte, die uns mit dem heutigen Rüstzeug der psychoanalytischen Literaturwissenschaft gegeben sind.[24] Es bleibt jedoch weitgehend bei den wenigen vorgenannten Termini, die immer wieder zur Erklärung von biographischen und textuellen Gegebenheiten einstehen müssen.

Über dieses Defizit kann auch nicht hinwegtäuschen, daß ab und an noch einige sonstige psychologische/psychoanalytische Termini wie *dystopisch* oder *manisch* über die Interpretationen verstreut werden und der Leser gelegentlich erfährt, daß bei Reinhold Schneider „nicht mehr die christliche Religion die *Matrix* des Transzendenten (ist), sondern es ist die säkulare Kunst, die in zunehmendem Maß erkenntnistheoretische, therapeutische und metaphysische Dimensionen gewinnt."[25] Und an anderer Stelle: „Die *Matrix,* der das Leben entkeimte und in der es seinen Sinn hat, scheint ihm verlorengegangen. Sein entwurzeltes Leben widmete Schneider daher der rastlosen Suche nach der alten *Radix* in der utopischen Hoffnung, an das Gewesene neu anzuknüpfen (re-ligio)."[26]

Als ein besonders bedenklicher Kunstgriff muß gelten, daß nach Belieben und Bedarf ganze Passagen Schneiderscher Texte als „verschlüsselte" und doch authentische „Selbstaussagen" mot à mot gelesen und ausgelegt werden. Wie und wo und wann hier solche Beliebigkeit ihr Ziel und ihre Grenze fände, steht nirgends geschrieben. Wolber sucht jedem Bedenken und Einwand schon ab initio den Boden zu entziehen mit der für jedes künstlerische Werk geltenden Feststellung: „Überhaupt (ist) das Gesamtwerk Schneiders im Grunde als monumentales Selbstbekenntnis zu deuten."[27] So übermächtigt das methodische Postulat den Text, nicht aber konditioniert der Text das Postulat.

Je weiter Wolbers Untersuchungen jedoch fortschreiten, desto schwächer wird das methodische Gerüst spürbar. Manches Mal scheint es geradezu vergessen zu sein. Und dies kommt dem Ertrag der Interpretationen überaus zu gute.

Der Aufbau der Arbeit ist folgender: An die methodischen Präliminarien schließt ein biographischer Aufriß, der dem kundigen Leser nur wenig Neues bietet, außer vielleicht, daß Reinhold Schneider ab 1934 eine gewisse Zeit lang für die Reichsschrifttumskammer Typoskripte las und be/verurteilte[28] und daß er gegen Lebensende fast zahnlos war.

Das dritte Kapitel behandelt unter dem Gesamtaspekt „Schwermut der Jugend" die frühe Lyrik, das „Zwischenspiel in Beerreuth" und „Ein Selbstmordversuch". Bemerkenswert dabei ist, daß Wolber für einige Gedichte auch auf den Einfluß von Hanns Hörbigers „Welteislehre" eingehen kann. Die weiteren Kapitel beschäftigen sich mit „Portugal", „Camoes" und den portugiesischen Erzählungen, mit „Philipp der Zweite", „Innozenz der Dritte", „Fichte", „Die Hohenzollern", „Auf Wegen deutscher Geschichte" und schließlich mit dem „Inselreich". Im Schlußkapitel gelingt Wolber der überzeugende Nachweis, daß „Das Inselreich" „eine prinzipielle Auseinandersetzung mit der Geschichte des Abendlandes an und für sich" ist. England ist nicht das christliche *Gegenreich* zum unchristlichen Dritten Reich, sondern ist das cäsaristische Erbe, das „dämonische Reich des Teufels und Antichristen"[29], ist letztlich das Spiegelbild des damaligen Deutschlands und weiter noch der generelle Fall der Moderne in den Abgrund nihilistischer Gottlosigkeit. Daß Wolber dabei den von Oswald Spengler[30] auf Reinhold Schneider ausgeübten Einfluß einsichtig macht, erhärtet die Gültigkeit seiner Beweisführung.

Dieser positive Schlußertrag kann nun aber nicht eine ganze Reihe von schwerwiegenden Fehlurteilen übersehen machen, die immer wieder die Lektüre vergällen. Dafür hier nur wenige Belege:

„Gott war und blieb [für Reinhold Schneider] tot, und keine der großen Ersatzreligionen, die er nacheinander auf ihre Tragfähigkeit hin überprüfte (Preußentum, Faschismus und Katholizismus [sic]), konnten ihn auf Dauer von seiner melancholischen Räude befreien". Daß nun just der Katholizismus eine „Ersatzreligion" für den von Schneider erlittenen „Verlust der Natur"[31] sein sollte, mag sich nur aus Wolbers idiosynkratisch-psychonalytischem und latent achristlichem, wenn nicht antichristlichem Ansatz erklären.

Gegen Wolbers Fehlurteil, der späte Reinhold Schneider sei kein Christ mehr gewesen, ist vor allem auf seiner intensiven Rezeption der theologia tenebrarum unter Erich Przywras Einfluß zu beharren.[32] Desgleichen wäre auf das augenfällige geschichtstheologische Defizit in Wolbers Arbeit hinzuweisen.[33]

Besonders gravierende Fehlurteile Wolbers betreffen *Joseph Rossé*[34], den Generaldirektor der Alsatia Druckerei in Colmar, mit dessen tätiger Hilfe es Reinhold Schneider erst möglich war, während des Zweiten Weltkrieges seine Kleinschriften heimlich drucken und verteilen zu lassen. Schon das von Wolber über Rossé beigebrachte Biographische ist irrig: Rossé lief bei Kriegsende nicht der Front und den Amerikanern entgegen und konnte deshalb anno 1947 von ihnen auch nicht den Franzosen ausgeliefert werden. In Wahrheit hielt sich Rossé gegen Kriegsende zwei Monate bei Dr. Paul Sittler/Mme Sittler (Colmar) vor der Gestapo verborgen und stellte sich dann selbst den französischen Behörden: „Le 7 février 1945, je me suis présenté spontanément aux autorités françaises à Colmar. J'ai été dirigé sur le camp de Pithiviers, puis transféré, le 18 mai 1945 à la maison d'arrêt de Nancy.[35]" Die Rektifizierung dieser Fakten ist notwendig, weil sie belegen, daß Rossé, der leicht in die Schweiz zu Freunden hätte entweichen können, sich keiner kollaborationistischen Schuld bewußt war. Während des anschließenden Prozesses gab es dann auch eine Fülle von entlastenden Aussagen, die von dem unter politischem Druck stehenden Gericht jedoch nicht berücksichtigt wurden.

Anders, als Wolber dies annimmt, ist Rossé, ungeachtet seiner komplexen Zusammenarbeit mit deutschen Verwaltungsbehörden im Elsaß und seiner vielfältigen Kontakte mit manchen politischen und militärischen Dienststellen im Reich, keineswegs ein williger Kollaborateur des NS gewesen. Wolber behauptet: „Sein [Rossés] Haß auf Frankreich und sein elsäßisches Autonomiestreben waren so ausgeprägt, daß er leicht für nationalsozialistische Zwecke eingespannt werden konnte."[36] Das genaue Gegenteil war der Fall (wie Lothar Kettenacker richtig schreibt): „Rossé und seine Freunde von der katholischen Volkspartei, die über den weitaus größten Anhang unter der autonomistisch eingestellten Wählerschaft [des Elsaß] verfügte, [hatten] aus ihrer ablehnenden Einstellung zum Nationalsozialismus nie ein Hehl gemacht."[37]

Insgesamt liegt uns mit Wolbers Arbeit ein janusköpfiges Werk vor. Einerseits steht es methodisch auf schwachen Beinen und löst seinen psychoanalytischen Anspruch kaum ein. Auch leistet es sich eine Anzahl von schwerwiegenden sachlichen Fehlern. Wo Wolber seine entschiedensten Urteile fällt, findet man seine entschiedensten Fehlurteile. Andererseits kommt Wolber in Hinsicht auf einige Schneider-Texte zu neuen Einsichten. Und nicht zuletzt weckt seine Arbeit den Wunsch nach einer methodisch strengen Anwendung des psychoanalytisch-literaturwissenschaftlichen Instrumentariums auf Reinhold Schneiders Texte. Der Leser von Wolbers Dissertation muß sich also auf die Kunst der Unterscheidung verstehen und manche Angaben sorgfältig überprüfen.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Schweiz, die schon immer wesentlichen Anteil an der Reinhold-Schneider-Forschung hatte:

Beatrix Aebi-Surber, Reinhold Schneider und sein Mittelalter. Eine Analyse des Mittelalterbildes von Reinhold Schneider anhand ausgewählter Texte aus den Dreissigerjahren, Bern, 1998. Diese Arbeit erfüllt schon allein deshalb ein Desiderat, weil hier in Hinsicht auf „Innozenz III.", auf das „Inselreich" und auf „Kaiser Lothars Krone" auch Quellenforschung betrieben und dadurch Reinhold

Schneiders Eigengestaltung der Stoffe ablesbar und transparent gemacht wird.

Für Deutschland möchte ich auf folgende Autoren verweisen:

In der Kölner Dissertation von *Jürgen Steinle, Reinhold Schneider (1903–1958). Konservatives Denken zwischen Kulturkrise, Gewaltherrschaft und Restauration, Aachen, 1992,* liegt der Schwerpunkt auf Reinhold Schneiders Schreiben unter dem Nationalsozialismus, auf seinem christlichen Geschichtsverständnis und auf dem politischen Kontext der Nachkriegszeit.

Rolf Willaredts Bochumer Dissertation *Reinhold Schneider und Nietzsche. Reinhold Schneiders „Tagebuch 1930–1935". Unter dem Leitstern Friedrich Nietzsche, Frankfurt a. M., 1992,* zeichnet den tiefen Einfluß der Schriften des textuell vielfach verfälschten Philosophen auf den jungen Reinhold Schneider nach. Willaredt übt passagenweise strenge Kritik an Reinhold Schneiders Verhältnis zum Nationalsozialismus, was ihm in der Forschung zeitweise scharfe Erwiderungen eingetragen hat.

Im Jahr 1993 erschien *Cordula Koepckes* instruktive und gut lesbare Reinhold Schneider-Biographie[38], zu deren Niederschrift die Verfasserin bisweilen auch aus den Quellen schöpfte. Gleichwohl wäre nicht Weniges zu ergänzen. Schon im Index nominum vermißt man viele Namen, so Papst Pius XII., die Freiburger Erzbischöfe und einige Freiburger Priester, den für die Beurteilung des „Falles Reinhold Schneider" überaus wichtigen Benediktinerpater Cäsarius Lauer, die meisten Gefährten aus dem Freiburger Kreis, der sich während des Krieges um Karl Färber gebildet hatte.[39] Unter den Philosophen sucht man z. B. den für den jungen untergangssüchtigen Reinhold Schneider richtungsweisenden Oswald Spengler vergebens. Desgleichen vermißt man manche Schriftstellerkollegen (z. B. Thomas Mann, Johannes R. Becher, Bert Brecht). Es fehlen gewisse Naturwissenschaftler, darunter z. B. auch der (pseudowissenschaftliche) Verfasser der Glazial-Kosmogonie, Hanns Hörbiger[40]. Ebenso fehlt die Riege von Marx und Engels bis Lenin, Stalin, Ulbricht e tutti quanti[41]. Selbst Hitler wird im Index nominum nicht genannt. So gut wie alle Politiker der Weimarer Zeit sind übergangen (z. B. Franz von Papen[42], Joseph Wirth[43]), desgleichen für die Nachkriegszeit der badische Staatspräsident Leo Wohleb und andere mehr. Schmerzlich vermerkt man das Fehlen von Gandhis Namen. Gandhis gewaltloser Widerstand bildete für Reinhold Schneider nämlich das große Exempel, wie die deutsche Remilitarisierung zu unterlaufen wäre und wie letztlich auch die Militärblöcke und selbst der Stalinismus zu überwinden sein würden. Diese und andere Absencen sind indes nicht der Autorin allein, sondern auch gravierenden Lücken in der Schneiderforschung zuzuschreiben.

Die Passauer Dissertation von *Claus Ensberg, Die Orientierungsproblematik der Moderne im Spiegel abendländischer Geschichte. Das literarische Werk Reinhold Schneiders, Tübingen, 1995,* mustert zunächst den „Camoes", sodann einige der frühen Erzählungen („Die Geschichte eines Nashorns" und „Das Erdbeben"), ferner „Philipp II.", Schneiders Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus in „Das Attentat" (1934). Es folgen das „Inselreich", „Las Casas", ein Kapitel über die Kriegszeit („Der Traum des Heiligen" (1943)) und schließlich die Nachkriegszeit, wobei einzelne Dramen, ferner der „Balkon" und „Winter in Wien" behandelt werden. Fazit: „Alle literarischen Verlautbarungen Schneiders verdeutlichen die Teilhabe des Autors an einer Sequenz geschichtspessimistischer Zeitbetrachtung und spiegeln durchgängig in wechselnden Facetten eine konstitutionell tragische Geschichts- und Existenzdeutung wider. Die Überzeugung vom notwendig tragischen Verlauf der Geschichte wurzelt in der Erkenntnis der existentiellen Schuldverfallenheit des Menschen" (S. 290). Reinhold Schneider ist für Ensberg somit ein Autor der „Verlorenheit des modernen Menschen" (S. 292).

Die Heidelberger Dissertation von *Anke Kohrs, Die Vollendung des Glaubens. Zur Wiederbelebung christlicher Mystik in der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts am Beispiel von Gertrud von Le Fort, Reinhold Schneider und Marie Luise-Kaschnitz, 1998,*[44] ist dem Leser willkommen, weil schon immer der tiefe Einfluß der mystischen Literatur auf Reinhold Schneider zu erahnen war. Anke Kohrs weist diesen Einfluß für Reinhold Schneider an „Die dunkle Nacht des heiligen

Johannes vom Kreuz“ und an Teresa von Avila („Philipp II.“) nach. Die Verfasserin unterstreicht dabei auch den Zeitbezug der Erzählungen und ebenso Reinhold Schneiders dichterisches Selbstverständnis.

Ralf Schusters Mannheimer Dissertation *Antwort in der Geschichte. Zu den Übergängen zwischen den Werkphasen bei Reinhold Schneider, Tübingen, 2001,* hält weit mehr als der Titel verspricht. Auch hier begegnen zunächst die klassischen Themen wie tragische Geschichtsdeutung, Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, Christentum und Widerstand, Übergang zum Christentum. Der Hauptakzent liegt aber dankenswerterweise auf Reinhold Schneiders in der Forschung bisher viel zu wenig beachteter Dramenproduktion („Der Kronprinz“, „Belsazar“, „Das Spiel vom Menschen“, „Der große Verzicht“, „Die Tarnkappe“, „Der Traum des Eroberers“, „Zar Alexander“, „Innozenz und Franziskus“). Schuster kommt zum treffenden Ergebnis, daß „alle behandelten Dramen Schneiders als zeitkritische Auseinandersetzung mit aktuellen gesellschaftlich-politischen Entwicklungen im Nachkriegsdeutschland zu verstehen“ sind (S. 345).

Schließlich darf Verfasser die eigene Arbeit *Reinhold Schneider im Roten Netz*[45] erwähnen, die der Entmythologisierung des vielberufenen „Falles Reinhold Schneider“ gilt und sich um die Erhellung der politischen und literarischen Hintergründe bemüht.

Nach Heiner Ludewigs erfolgreichem Impetus, Schneidersche Grundtexte, Grundideen und Moralia in die Schulen und vor allem an die Gymnasien zu bringen (bzw. im heutigen Jargon: zu implementieren), ist Reinhold Schneider aus den Lektüreplänen wieder verschwunden. Dem sucht *Nikolaus Hofens* Heidelberger Dissertation *Reinhold Schneiders „Las Casas vor Karl V.“ im Deutschunterricht der gymnasialen Oberstufe. Werkanalyse, Interpretation, Entwurf einer Unterrichtsreihe, Frankfurt a. M., 2001,* in einer bewundernswerten didaktischen Anstrengung gegenzusteuern. Der Band enthält die beste, vielfältigste Auslegung des „Las Casas“, denn hier wird erstmals die historische, ideengeschichtliche, politische, sozialethische und theologisch-eschatologische Dimension des Werkes insgesamt erörtert. Die Strukturbeschreibung des Textes führt zu einer ausdifferenzierten Werkanalyse. Ihr folgen die Herausarbeitung der kompositorischen und sprachlich-stilistischen Elemente und schließlich eine hellsichtige Interpretation, die die vorgenannten Gesichtspunkte zusammenführt. Alles mündet in einen präzisen Unterrichtsvorschlag für eine Projektwoche, die fächerübergreifend angelegt ist und an der neben dem Fach Deutsch auch die Fächer Geschichte, Theologie, Geographie, Philosophie und Ethik partizipieren können. Insgesamt ist diese didaktische Aufbereitung nicht hoch genug zu bewerten. Weiteres hartnäckiges Weghören der Ministerien und Schulen läge/liegt außerhalb der Macht des Autors.[46]

Mit diesem Durchgang durch die Neuerscheinungen soll es hier sein Bewenden haben. Das Fehlen einiger sonstiger Titel[47] bedeutet nicht ihre Geringschätzung.

Anmerkungen

1 Vortrag gehalten aus Anlaß der Mitgliederversammlung der Reinhold-Schneider-Gesellschaft am 18. März 2006 in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe. Der Vortrag wurde für den Druck erweitert.

2 Z. B. Ralf Schnell, Literarische Innere Emigration 1933–1945, Stuttgart, 1976.

3 Ekkehard Blattmann, Waren Reinhold Schneider und Jochen Klepper Faschisten? Oder: Christliche Dichter im literarhistorischen Elend. In: Lothar Bossle (Hrsg.), Wirkung des Schöpferischen. Kurt Herberts zum 85. Geburtstag, Würzburg, 1986, S. 213 ff. – Ekkehard Blattmann, Über Reinhold Schneiders Sonett „Der Getriebene“. Pragmalinguistische Überlegungen zur christlichen Literatur der Inneren Emigration (1933–1945). In: Ekkehard Blattmann/Barbara Hoth-Blattmann (Hrsg.), Reinhold Schneider – Ich, Tod, Gott, Frankfurt a. M., 1985, S. 159 ff. – Carsten Peter Thiede, Widerstand und innere Emigration – Christliche Literatur im „Dritten Reich“. In: Reinhold Schneider Blätter. Mitteilungen der Reinhold-Schneider-Gesellschaft, H. 10, März 1983, S. 64 ff. – Jürgen Steinle, Reinhold Schneider (1903–1958). Konservatives Denken zwischen Kulturkrise, Gewaltherrschaft und Restauration, Aachen, 1992, S. 137 ff. – Hjou-Sun Choi, Christentum und christlicher Widerstand im historischen Roman der 30er Jahre, Regensburg, 1996, S. 95 ff. – Wolfgang Brekle, Schriftsteller im antifaschistischen Widerstand 1933–1945 in Deutschland, Berlin/Weimar, 1990 (2. Aufl.).

4 [Hildegard Maulbecker]: Reinhold Schneider Nachlaß. Manuskripte in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe, [Bd. 1; masch., o. J.]; und [Hildegard Maulbecker]: Reinhold Schneider Nachlaß. Gesamt-

verzeichnis (außer Briefe und Manuskripte von Reinhold Schneider) in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe [Bd. 2, masch., o. J.].

5 Ansprache der Thüringer Landtagspräsidentin Christine Lieberknecht zur Verleihung der Reinhold-Schneider-Plakette an Bundespräsident Dr. h.c. mult. Johannes Rau. Freiburg im Breisgau – 23. Oktober 1999 (http://www.bad-bad.de/reinhold-schneider/rau.htm).

6 Walter Schmitz, Edition als „Bild und Denkmal“: Zu den Aufgaben einer kritischen Studienausgabe Reinhold Schneiders. In: Carsten Peter Thiede/Karl Josef Kuschel/Wolfgang Frühwald (Hrsg.), Wesen und Widerstand. Forum zur christlichen Literatur im 20. Jahrhundert, 1. Jg., Paderborn, 1997, S. 129 ff.

7 Mit Ausnahme von Kapitel VI, in dem die Rezeption von Schneiders Werk und Denken in Italien behandelt wird, ist der wissenschaftliche Ertrag dieser Arbeit als sehr gering einzustufen.

8 Genau besehen handelt es sich bei dieser Arbeit um eine „Thesis submitted to the School of Graduate Studies in Partial Fulfillment of the Requirements for the Degree Master of Arts“. – Die Arbeit enthält nur eine kurze Biographie Reinhold Schneiders und sodann die Übersetzung ins Englische von „Der fünfte Kelch“ und „Der Traum des Heiligen“, jeweils mit Adnoten. (Die Erzählungen erschienen zuerst in: Reinhold Schneider, Die dunkle Nacht, Kolmar, 1942? 1943?).

9 Die Arbeit ist sehr sorgfältig und kenntnisreich geschrieben, bringt neue Einsichten und nutzt auch das Reinhold-Schneider-Archiv in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe. „This dissertation traces the transformation of the pinnacle of heroic hierarchy from the tragic hero of Schneider's earlier writings to the Christian saint presented in his writings from 1938 onwards. Inspiring this transformation, and parallel to it, was Schneider's own journey, in the years 1933 to 1938, from tragic nihilism to Christian belief and Catholic practice, a journey partly inspired by experience of the developing Third Reich“ (S. 1). – Cf. auch: J. Henry O'Shea, Vom tragischen Helden zum christlichen Heiligen. Paradigmenwechsel in ausgewählten Werken Reinhold Schneiders. In: Carsten Peter Thiede/Karl-Josef Kuschel/Wolfgang Frühwald (Hrsg.), Wesen und Widerstand. Forum zur christlichen Literatur im 20. Jahrhundert, Paderborn, 1. Jg., 1997, S. 177 ff.

10 Die Untersuchung bettet die Interpretation des „Las Casas“ in den Kontext des historischen Romans von 1933–1945 ein, zeichnet die diesbezüglichen Auseinandersetzungen in der Emigration nach und berücksichtigt auch die Diskussionen über die Innere Emigration.

11 Diese Dissertation ist vom Niveau wie auch vom Ertrag her als ein bedeutender Gewinn sowohl für die Reinhold-Schneider-Forschung als auch für die Alfred-Döblin-Forschung zu begrüßen. – Reinhold Schneiders Erzählung „Das Erdbeben“ wird zunächst in die historischen Konzeptionen des Autors eingeordnet. Es folgen eine Reihe von makrostrukturellen Analysen „abordando a figura de Pombal à luz dos pressupostos da Hermenêutica Intercultural.“ Dann liegt das Gewicht auf der Herausarbeitung des Einflusses, den Schneiders Hauptquelle, die Historia da Civilização Ibérica von Oliveira Martins (Lissabon, 1879 (1. Ausgabe)), auf die Komposition des Textes, auf die Zeichnung Pombals und auf die völkerpsychologische Auffassung von Portugal genommen hat: „… não se descurarã aquela que foi a grande referência schneideriana na delineação tanto da figura do ‚ditador‘ luso do século XVIII, como também na própria génese da moldura sebãstica, tão relevante na estrutura da novela, bem como ainda na criação de determinada imagem de Portugal – o historiador-poeta do século XIX, Oliveira Martins. A relaçâo intertextual entre passos da História de Portugal e excertos da novela Das Erdbeben dará ensejo a demonstrarmos ecos sem dúvida curiosos e interessantes do discurso martiniano no do autor alemão do século XX.“ (S. 16). – „Das Erdbeben“ sei, so der Endbefund der Analysen, als ein Beispiel für Reinhold Schneiders Geschichtspessimismus und als skeptischer Text auf dem Hintergrund der 1920er Jahre mit ihrer Begeisterung für „große Männer“ zu lesen. – Auf S. 197 f. findet der Leser Literatur zu Oliveira Martins. – Zu erwähnen sind hier auch noch zwei in der deutschsprachigen Reinhold-Schneider-Literatur bisher kaum bekanntgewordene Aufsätze von Maria Manuela Gouveia Delille: Um olhar narcísico sobre Coimbra na obra Portugal. Ein Reisetagebuch (1931) de Reinhold Schneider. In: Runa. Revista Portuguesa de Estudos Germanisticos, 1993, vol. II, nº 20, S. 37 ff. – Und: ‚Der Sohn des Erdbebens‘: Die Figur des Marquês de Pombal bei Oliveira Martins und Reinhold Schneider. In: Runa. Revista Portuguesa de Estudos Germanísticos, A Germanística Portuguesa em Tempo de Debate: Actas do I Congresso International da Associação Portuguesa de Estudos Germanísticos, Coimbra, 1996, vol. II, nº 26, S. 519 ff.

12 Vorhanden in der Bayerischen Staatsbibliothek (Diss. 95. 3951).

13 Wolber, Im Zirkel, S. 28.

14 Wolbers Hinweise auf die Schneider-Sekundärliteratur sind auffallend spärlich gesät.

15 Die Zitate in Wolber, S. 368 f.

16 A. a. O., S. 369.

17 A. a. O., S. 370. – Wie so oft bei Wolber, wäre auch dieser Satz zu ergänzen und zu korrigieren: Mit dem Frühwerk sei Schneider kaum angeeckt? In der Tat: Bei wem wohl hätte er, da er kaum Leser hatte, denn anecken können außer bei seinem Verleger, dem Katholiken Hegner (und dann allmählich bei NS-Stellen)? In der unmittelbaren Vorkriegszeit jedoch, sodann während der Kriegszeit und in der Nachkriegszeit war er einer der meist gelesenen und geradezu religiös-schwärmerisch verehrten Schriftsteller Deutschlands: Und zeitweise stand er materiell/finanziell glänzend da, nicht zuletzt auch während des Krieges (durch Rossés und sonstiger Freunde Tatkraft). Wolber klagt hingegen pauschalisierend: „Historische Tatsache bleibt, daß in Deutschland der Geist und gerade der Geist Schneiders, nie die erhoffte materielle Erfüllung fand, sondern sich

stets abgeschnitten und verbannt sah in den Bereich durchschlagender Wirkungslosigkeit“ (S. 295 f.): Diese Lamentatio wird schon allein durch das immense Briefecho von den Soldaten an den Fronten widerlegt.

18 Zu all dem cf. Wolber, a. a. O., S. 1 ff.

19 A. a. O., S. 27.

20 A. a. O., S. 41. – „Der Schrei des Sohnes nach dem abwesenden Vater ist das Fundament, auf dem sowohl die politisch-theologische Weltanschauung als auch das literarische Werk Schneiders gründet.“ (ebd.).

21 A. a. O., S. 17.

22 A. a. O.

23 Mit Schneiders eigenen Worten: „Meine *Natur* neigt im tiefsten nach wie vor zur Schwermut“, und: „Meine *Natur* ist, wie ich immer deutlicher sehe, ganz auf Ernst und Melancholie gestellt.“ (kursiv E. B.) (Schneider an Baumgarten, 10. 6. 1923/2. 6. 1924, zit. Wolber, S. 19). – „Der Schwermut Erbe ward mir übermacht, / Es ist mein Untergang und ist mein Lohn; / Wohl fühlte ichs in frühen Tagen schon, / Doch kommts aus frühern, aus des Anfangs Nacht.“ (An meinen Vater).

24 Walter Schönau, Einführung in die psychoanalytische Literaturwissenschaft, Stuttgart, 1991.

25 Wolber, Im Zirkel, S. 183. – Kursiv E. B.

26 A. a. O., S. 27. – Kursiv E. B.

27 A. a. O., S. 23.

28 A. a. O., S. 67.

29 A. a. O., S. 375.

30 Zu Schneiders Spenglerrezeption cf. ausführlich Jürgen Steinle, Reinhold Schneider, a. a. O., S. 46 ff.

31 Wolber, S. 377.

32 Ekkehard Blattmann, Welt im Feuer – Zu Reinhold Schneiders spätem Weltbild unter Erich Przywaras Einfluß. In: Ders. (Hrsg.), Trauer und Widerspruch. Über Reinhold Schneider, Freiburg, 1984, S. 68 ff. – Michael Schneider, Theologia tenebrarum. Zur Gottesfrage bei Reinhold Schneider und Erich Przywara, Köln, 2000 (Edition Cardo, Bd. IL). – Martin Doerne, Theologia tenebrarum. In: Theologische Literaturzeitung. Monatsschrift für das gesamte Gebiet der Theologie und Religionswissenschaft, Nº 6, 86. Jg., Juni 1961, S. 401 ff.

33 Michael Schneider, Zur Geschichtstheologie Reinhold Schneiders, Köln, 2000 (Edition Cardo, Bd. L).

34 „Protégé der Nazis“ (Wolber, Im Zirkel, S. 79).

35 Auszug aus dem Vernehmungsprotokoll vom 18. 7. 1945, zit. in: Gabriel Andres, Joseph Rossé. Itinéraire d’un Alsacien ou le droit à la différence, Colmar, 2003,S. 68.

36 Wolber, Im Zirkel, S. 79.

37 Lothar Kettenacker, Nationalsozialistische Volkstumspolitik im Elsaß, Stuttgart, 1973, S. 119. Und ebenso hebt er hervor, daß es innerhalb des EHD (Elsässischer Hilfsdienst) gerade die Vertreter des elsässischen Katholizismus, also vor allem auch Rossé, waren, die sowohl „den Anschluß an das Reich als auch das neue Regierungssystem“ (S. 120) ablehnten (cf. auch S. 287, A. 44 und S. 313 f.). Allerdings zitiert Kettenacker, auf den sich Wolber bezieht, auch einen verfänglichen Satz aus einer Rede Rossés, die dieser im Rahmen der vom EHD inszenierten Propagandakampagne und „Freiheitsfahrt“ am 31. Juli 1940 in Mülhausen in der neuen Markthalle (am gedeckten Kanal) hielt. Rossé soll dabei u. a. gesagt haben: „Das Elsaß ist jetzt dort, wo es hingehört“. Kettenacker (S. 121) nimmt dabei Bezug auf die „Straßburger Neuesten Nachrichten“ vom 21. 10. 1940. In der „Hauptausgabe“ dieser Zeitung habe ich diesen Satz unter dem angegebenen Datum jedoch nicht gefunden. Fast die ganze Ausgabe ist der „richtungsweisenden Rede des Gauleiters Robert Wagner“ gewidmet. Die „Straßburger Monatshefte“, August-September, 1940, S. 98 zitieren zwar aus dem „Mülhauser Tagblatt“ vom 2. August 1940 und geben auch einen kleinen Ausschnitt aus Rossés Rede wieder, jedoch nicht den gesuchten Satz. Das „Mülhauser Tagblatt“ vom 2. 8. 1940 druckt in Anspielung auf die „vom Elsässischen Hilfsdienst einberufene Versammlung in der neuen Markthalle zu Mülhausen“ auf S. 1 den Leitartikel „Der Appell“. Die Ausgabe enthält jedoch nur ein Photo von Rossé als Redner (S. 4). Der anstößige Satz findet sich in Wahrheit in der Ausgabe des „Mülhauser Tagblatt“ vom 1. 8. 1940. Er stammt aber von Peter Mourer (1897–1947), der zunächst der Kommunistischen Partei Frankreichs angehört hatte; er war Unterzeichner des Heimatbundmanifestes, Autonomist, Mitbegründer der „Kommunistische Partei-Opposition“ („Herz-Jesu-Kommunischde“); „Nanziger“; 1941–1944 Kreisleiter von Mülhausen; nach dem Krieg zum Tode verurteilt und erschossen. – Als zweiter Redner des Abends stellte Mourer „an den Anfang seiner Ausführungen den Satz, *dass das Elsass jetzt dorthin zurückkehre, wo es immer hin gehört habe.* Zurück ins grosse Deutsche Reich, zu denen, mit denen die Elsässer durch das Blut, die Sprache, die Kultur und die Geschichte verbunden seien.“ (S. 2, kursiv E. B.)) Ob Mourers und Rossés Reden aber überhaupt authentisch wiedergegeben wurden, dürfte höchst zweifelhaft sein. Kettenacker und Wolber jedenfalls übergehen den scharfen Protest, den zumindest Rossé sofort gegen die verzerrenden Darstellungen seines Auftritts in der Presse einlegte. Sein Protest ging an den Gaupropagandaleiter Adolf Schmid, an Dr. Robert Ernst (zu Dr. Ernst cf. Kettenacker, S. 76 ff.) und an die Gauleitung selbst. Rossé verlangte jedoch vergeblich eine Richtigstellung bzw. Gegendarstellung und verweigerte deshalb in der Folge jede weitere Mitwirkung an einer politischen Versammlung (Gabriel Andres, Joseph Rossé, a. a. O., S. 40 f.; dort auch entsprechende Zeugenaussagen). – Kettenacker verweist, gegen Rossé gerichtet, auch auf ein antifranzösisches Plakat des EHD, das u. a. folgenden antisemitischen Passus enthielt: „In seine zusammenstürzende Welt wird uns dieses [französische] Volk der Rassenschande, der Judenknechte und des Lasters, das lange genug unser Unglück war, nicht hineinziehen“. Es handelt sich dabei um das Plakat „Anklage des Elsaß gegen Frankreich“, eine Art von antifranzösischem „J’accuse“ (dann abgedruckt in „Straßburger Monatshefte“, August/September 1940, S. 89 f.).

Die nähere Betrachtung lehrt aber, daß Kettenacker, und in der Folge Wolber, unvollständig und parteiisch urteilen und, was Rossé angeht, dadurch die Wahrheit verfehlen: Als man den EHD unter der Ägide von Dr. Robert Ernst am 20. 6. 1940 in Colmar gründete, wurde Rossé noch in Südfrankreich in französischer Gefangenschaft festgehalten. Bei der Einbindung der von den deutschen Truppen befreiten „Nanziger" (d. h. der in Nancy wegen „Spionage" und wegen „Hochverrats" inhaftierten Elsässer, darunter eben auch Rossé) in den EHD zeigte es sich, daß gerade Rossé der politischen Linie des EHD sehr skeptisch gegenüber stand. Schon anno 1938 hatte Rossé formell in einer vielbeachteten Erklärung festgestellt, daß er jede Art von Antisemitismus verurteile: „J'ai publiquement condamné l'antisémitisme comme persécution d'une religion et presque chaque jour, dans mes réunions publiques, je défends le point de vue chrétien précisé si souvent par notre Saint Père dans la question juive." (zit. Andres, S. 14) Im übrigen war das inkriminierte Plakat keineswegs von Rossé, sondern von Dr. Robert Ernst verfaßt worden (Andres, S. 94). Und man darf mit Sicherheit annehmen, daß das Plakat außerhalb Rossés Verantwortlichkeit erschienen ist. Das Plakat enthält aber auch eine Reihe berechtigter Klagen gegen die Art und Weise, wie das Elsaß nach 1918 von Paris politisch, wirtschaftlich und kulturell bewußt niedergehalten wurde, wie ferner das Elsaß gegen Ende der dreißiger Jahre von französischer Seite zum militärischen Glacis gemacht wurde, was Rückverlagerungen der Industrie nach Mittelfrankreich und Arbeitslosigkeit bedeutete. Bei Kriegsbeginn kam es zu weitreichenden Verwüstungen vieler Dörfer und Wohnhäuser durch die das Elsaß als eine Art von Verräterland behandelnden Poilus. Die zurückweichenden französischen Truppen zerstörten wichtige Teile der Infrastruktur, sprengten über 100 Eisenbahnbrücken und 350 Straßenbrücken. Der Straßburger Rheinhafen und der Rhein-Rhône-Kanal wurden unschiffbar gemacht. Die Evakuierungen von ca. 450 000 Elsässern nach Südwestfrankreich wurden dilettantisch durchgeführt (Kettenacker, S. 135). – Und zu guter Letzt: Daß gerade Reinhold Schneider in seinem Nachruf auf Rossé den Verstorbenen als tätigen Christen höchlichst rühmt, wird von Wolber in einer kurzen Fußnote versteckt („Schneiders sehr viel differenziertere Sichtweise" (S. 106, A. 101)). Reinhold Schneider schrieb in seinem Nachruf: „Als elsässischer Politiker und Autonomist war er [Rossé] 1928, dann wieder 1939 verhaftet worden; 1940, beim Einbruch der Deutschen in Frankreich, wurde er befreit. Nun bot sich ihm die Möglichkeit eines Wirkens, die der tiefgläubige, glühend tatkräftige, zu kühnen Kombinationen geneigte Mann seiner ganzen Natur nach ergreifen mußte. Für uns handelt es sich darum, was Joseph Rossé während der Jahre 1941 bis 1944 für das Christentum getan hat als unerschrockener Verleger religiösen Schrifttums, als wagemutiger Beschützer verfolgter Priester und Ordensfrauen, als Fürsprecher und Retter ungezählter Verfolgter." (Reinhold Schneider, Schicksal im Elsaß. In: Eckart, 20./21. Jg., 1951/52, S. 269)

38 Cordula Koepcke, Reinhold Schneider. Eine Biographie, Würzburg, 1993. – Dies., Nähe und Distanz. Grundlagen, Methode und Ziele einer Reinhold-Schneider-Biographie. In: Carsten Peter Thiede/Karl-Josef Kuschel/Wolfgang Frühwald (Hrsg.), Wesen und Widerstand. Forum zur christlichen Literatur im 20. Jahrhundert, Paderborn, 1. Jg., 1997, S. 63 ff.

39 Ekkehard Blattmann, Reinhold Schneiders Ideenlaboratorium. Notate aus dem „Freiburger Kreis" um Karl Färber und Reinhold Schneider. In: Frank Lothar Kroll (Hrsg.), Die totalitäre Erfahrung. Deutsche Literatur und Drittes Reich, Berlin, 2003, S. 267 ff.

40 Reinhold Schneider, Tagebuch 1930–1935, Frankfurt a. M., 1983, S. 492 f. Wolber, Im Zirkel, S. 133 ff.

41 Es ist keineswegs müßig, nach diesen Namen zu fragen, da Reinhold Schneider im Verlauf der Auseinandersetzungen um die Remilitarisierung durchaus für die Duldung, für das Erleiden stalinistischer Diktatur auch in der Bundesrepublik, also für eine Art von Ulbricht'scher Groß-DDR plädiert hat.

42 Franz von Papen war in Schneiders Augen unter den Weimarer Politikern der einzige, der „in seiner Gesinnung und Art (…) vorbildlich" war. (So Schneider an Anna Maria Baumgarten, 19. 11. 1932 (Reinhold-Schneider-Archiv, Badische Landesbibliothek Karlsruhe), zit. nach Wolber, Im Zirkel, S. 65.

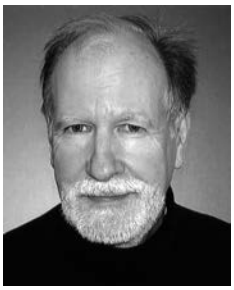
43 Gemeint sind hier vor allem die Beziehungen zwischen Schneider und Wirth in der Zeit nach 1945.

44 Mikrofiche-Ausgabe.

45 Ekkehard Blattmann, Reinhold Schneider im Roten Netz. Der „Fall Reinhold Schneider" im krypto-kommunistischen Umfeld, Frankfurt a. M., 2001.

46 Frühere Unterrichtsvorschläge von Nikolaus Hofen, Gebhard Stump und Sebastian Schweikart enthalten die Reinhold-Schneider-Blätter. Mitteilungen der Reinhold-Schneider-Gesellschaft, H. 15, Dezember 1989.

Der (hier gekürzte) Vortrag ist zuerst erschienen in den Reinhold Schneider Blätter Heft 18, Oktober 2006. Wir danken Herrn Prof. Dr. Ekkehard Blattmann für die freundliche Genehmigung des Abdrucks in unserem Heft.



Anschrift des Autors:
Prof. Dr.
Ekkehard Blattmann
Finkenweg 12
45549 Sprockhövel

Reiner Haehling von Lanzenauer

Die Stadt Baden-Baden im Werk Reinhold Schneiders

Sein Städtlein

Am 13. Mai 1903, wird Reinhold Schneider im Hotel Messmer in Baden-Baden geboren. Sein Vater Wilhelm Schneider und seine Mutter Wilhelma geb. Messmer führen dieses Hotel, das sich seit Generationen in Familienbesitz befindet. In der Stiftskirche der Bäderstadt erhält Reinhold die katholische Taufe von Kaplan Henninger. Von einem Besuch der Volksschule mag die Mutter nichts wissen, gemeinsam mit dem zwei Jahre älteren Bruder wird Reinhold einige Jahre lang von einer Privatlehrerin unterrichtet, deren Dachstockwohnung in der Baden-Badener Altstadt die beiden täglich erklimmen müssen. Ab Sommer 1912 besucht Reinhold die Baden-Badener Oberrealschule. Späterhin wird er sie als *eine Art Bildungsburg am Berghang* bezeichnen, in der man bloß eine Synthese des verwässerten deutschen Idealismus mit den Naturwissenschaften versuche.[1] Täglich führt nun Reinholds Schulweg am heutigen Hotel Atlantic vorbei: *Damals hieß es Englischer Hof, denn man war im Städtlein noch mit aller Welt Freund.*[2] Weiter geht es durch die Lichtentaler Allee über die Oosbrücke und die Merkurstaße hinauf zum Schulgebäude. Die Fächer Deutsch und Geschichte, in denen der bewunderte Professor Daur[3] unterrichtet, fesseln ihn am

Das Hotel Messmer um 1900

meisten. Während der freien Zeit zieht sich der recht ungesellige Schüler in seine Studierstube zurück. Lesen will er, nichts als lesen – die in- und ausländischen Zeitungen aus der Hotelhalle, die Bücher aus der Hausbibliothek, bald die vom Taschengeld angeschafften Klassikerbände. Er bekennt: *Eine leidenschaftliche Liebe zur Dichtung war in mir aufgewacht, die Werke der großen Dichter waren mir heilig* …[4] Im benachbarten Theater besucht der Schüler die Aufführung klassischer und moderner Stücke. Im Jahre 1921 besteht Reinhold am Realgymnasium das Abitur, nach Schulbrauch darf er jetzt erstmals den mächtigen Turm des Gebäudes besteigen. Frei kann dort droben der Blick über die Dächer der Bäderstadt und die umgebenden Schwarzwaldberge schweifen.

Doch für Reinhold gilt es, Abschied zu nehmen. Weltkrieg und Nachkriegsnot hatten die bürgerlich-beschauliche Welt im Oostal erschüttert, Niedergang und Verlust des Hotelpalasts im Gefolge. Die Ehe der Eltern zerbricht. Aussichtslos erscheint Reinhold die Zukunft, zu einem Universitätsstudium kann er sich entschließen. Das ersehnte Leben in der Natur glaubt er als Praktikant auf einem Landgut nahe dem Bodensee verwirklichen zu können. Doch der Härte der körperlichen Arbeit fühlt er sich nicht gewachsen. So kehrt er nach einigen Monaten enttäuscht nach Hause zurück. Nunmehr nimmt er eine Stelle in Dresden an, absolviert eine kaufmännische Lehre in einer Kunstanstalt. Dort arbeitet er tagsüber, nachts beugt er sich über seine Bücherschätze. Im Jahre 1928 gibt der junge Mann seine Stelle auf, fortan will er als freier Schriftsteller wirken. Im Jahre 1930 bringt er sein erstes Werk heraus: *Die Leiden des Camoes oder Untergang und Vollendung der portugiesischen Macht.* Über die Jahre folgen weitere Veröffentlichungen, Schritt um Schritt steigt Reinhold Schneider vom bekannten zum berühmten Schriftsteller auf.[5] Er unternimmt eine Reihe von Reisen durch europäische Länder, mehrfach wechselt er seinen Wohnsitz: Loschwitz bei Dresden, München, Göttingen, Berlin, Potsdam, Hinterzarten im Schwarzwald, Freiburg im Breisgau, Berlin und dann wieder Freiburg, wo er bis an sein Lebensende verbleiben wird. Und die ganze Zeit über hält das Band zur Heimat. Briefe und Widmungsexemplare gehen nach Hause, immer wieder besucht Reinhold seine Mutter und am Orte lebende Verwandte, sucht Stätten der Erinnerung auf. Ein mehrwöchiger Aufenthalt zur Zeit des Jahreswechsels 1931/32 ist im Tagebuch dokumentiert.[6] Nach seiner Rückkehr ins Badische werden die Aufenthalte in Baden-Baden noch häufiger und länger.[7] Solch eine starke örtliche Bindung fordert heraus, den zum heimatlichen *Städtlein* führenden Spuren quer durch das weitgespannte, nachgerade kosmopolitische Werk des Schriftstellers nachzugehen.

Baden-Baden im Gedicht

Als Schüler macht sich Reinhold in der Zeit zwischen November 1915 und April 1916 an frühe Reimversuche. 22 Jugendgedichte sind es, die er in einem blauen, *seinen lieben Eltern* gewidmeten Oktavheft festhält. Die Titel künden von Stimmungslyrik: *Die Windsbraut, Die Hirtenflöte, In des Schwarzwalds dunklem Grunde, Elfentanz, Sonnenuntergang, Auf dem Friedhof.* Eindrücke aus dem häuslichen und dem landschaftlichen Umfeld sind da verarbeitet, ein Besuch am Messmer'schen Familiengrab auf dem Baden-Badener Stadtfriedhof mag poetischen Anstoß gegeben haben. Schwärmerische Gefühle stehen in diesen Versen vornan, gleichwohl überraschen die elegischen Anklänge in der Poesie dieses erst Dreizehnjährigen. Mögen solche unveröffentlichten Niederschriften noch nicht zum eigentlichen literarischen Werk zählen, so dürfen sie als biographische Komponente gleichwohl nicht übersehen werden.[8] Ernsthafte Wertung erfordern jene wenigen Gedichte, die Reinhold um das Jahr 1921 verfasst.[9] Töne früher Schwermut klingen bereits an in dem Gedicht *Stimme aus dem Strom,* datiert „Baden-Baden, Herbst 1919 oder 1920" sowie in der Erinnerung an den Schlummer unterm Blätterdach mit dem Titel *Ich schlief zu Deinen Füßen,* die mit dem Vers endet:

Und wenn ich vorüberschreite,
So sprichst Du nicht mehr zu mir.
Und wenn ich weine und leide
Regt sich kein Blatt an Dir.

Baden-Baden. Aquarell aus: Arthur Grimm, Baden-Baden in hundert Zeichnungen (1928)

Im Jahre 1928 bringt der in Baden-Baden lebende Kunstmaler Arthur Grimm,[10] Ehemann von Reinholds Kusine Stephanie Grimm-Brenner,[11] einen Prachtband mit hundert Zeichnungen von der Landschaft, vom kurörtlichen Leben und von bekannten Gestalten der Bäderstadt heraus. Reinhold Schneider verfasst eine empfindsame Einführung und fügt den Bildern zehn Gedichte bei. Damit tritt er erstmals schriftstellerisch an die Öffentlichkeit. Einige der naturnahen Verse sprechen stadtnahe Örtlichkeiten an wie etwa der Titel *An die Rebdörfer im Herbst,* der die zwischenzeitlich eingemeindeten Weinbauorte Neuweier, Steinbach und Varnhalt besingt oder aber Zeilen über *Die Burg,* welche auf die droben am Berg thronende Ruine Ebersteinburg weisen. Und das Sonett *An meine Heimat* beginnt mit den einfühlenden Zeilen:[12]

Der Berge Bogen langsam folgend rührt
Das Unbegreifliche aus deinem Tale
Mich wieder an, das stets von neuem Male
Zu kommen und zu fliehen mich verführt.

Im August 1928 wird ein weiteres, siebenstrophiges Gedicht *An die Heimat*[13] niedergeschrieben. Romantisch grundiert drückt da der junge Dichter seinen Abschiedsschmerz beim Weggang von der Geburtsstadt aus. Im Jahre 1933 wird am Westhang des Baden-Badener Merkurberges eine hölzerne Freilichtbühne erstellt. Aus diesem Anlass veranstalten die Städtischen Schauspiele einen Wettbewerb für ein Bühnenfestspiel. Der erste Preis soll 100 Mark betragen. Reinhold Schneider reicht einen Prolog ein: *Das Badener Tal.*[14] Schauspieler verkörpern da den Merkurberg, die Battertfelsen, eine Quelle und das Bild der Heimat. In Wechselrede mit

einem Wanderer rühmen sie den landschaftlichen Reichtum des Oostals. Doch dem ansprechenden Entwurf bleibt eine Preisverleihung versagt unter dem fadenscheinigen Vorwand, der Autor wohne ja nicht mehr am Orte.

Im Reiche der Poetik experimentierend findet Schneider ab 1927/28 zum Reimgerüst des Sonetts, das unter seiner Feder zu exakter metrischer Form mit prägnanten Inhalten heranwächst. Anderthalb Jahrzehnte kleidet er seine Poesie vor allem in jene Sonettform mit dem Grundschema der zwei Vierzeiler und zwei Dreizeiler. Obendrein widmet er der Form selbst ein lobendes Sonett: *Mein eigner Rhythmus bebt in deinen Zeilen …* [15] Erst im Jahre 1940 gelangen Schneiders Sonette in einem Sammelband an eine breitere Öffentlichkeit. Mit gehaltreichen Metaphern thematisiert Schneider die eigene, zuweilen bedrückte Gefühlswelt, historische Spannungsfelder, geschichts- oder religionsphilosophische Fragen, daneben Landschafts- und Kunstwerksbetrachtungen. Bei all dem hat Reinhold Schneider schon früh den verbrecherischen Charakter des NS-Regimes durchschaut: *Eine im untragischen Geist entstandene Bewegung wie die nationalsozialistische kann nur zur Katastrophe führen*.[16] Seinen Protest gegen die Braunen formt er wiederum zu Sonetten. Die wollen das allgegenwärtige Unrecht vor Augen führen, das Gewissen der Menschen aufrütteln. Kaum einer aus der so bezeichneten Inneren Emigration hat es unter der braunen Diktatur so furchtlos wie Reinhold Schneider hinausgerufen:[17]

Nun baut der Wahn die tönernen Paläste
Und läßt sein Zeichen in die Straßen rammen;
Er treibt das blindverwirrte Volk zusammen
Vom Lärm zum Lärm und vom Fest zum Feste.
…
Es wird das Wahnreich über Nacht zerstieben
Und furchtbar treffen uns des Richters Frage,
Ob Stund' um Stunde wir Sein Reich erstritten.

Während der Kriegsepoche voller Not und Bedrängnis bleibt wenig Muße, beschaulichen Gedanken an die heimische Region nachzuhängen. Erwähnt wird sie während des Krieges einmal im Jahre 1943 in dem Sonett *An Bernhard den Seligen von Baden,* der für *Volkes Heil, des Heilands Ehre* aus dem Badener Alten Schlosse auszieht, um in der Ferne den Tod zu finden. Der Dichter dediziert nach einigen Jahren dem Patron des Tales ein weiteres Gedicht, diesmal fünf Strophen lang. Es hebt an:[18]

Hoch überm Heimattale
Auf kühner Felsenwand
In hellem Waffenstrahle
Beschirmst du unser Land …

Zu Beginn der fünfziger Jahre verstummt Schneiders Lyrik fast gänzlich, nur wenige Gedichte entstehen späterhin.

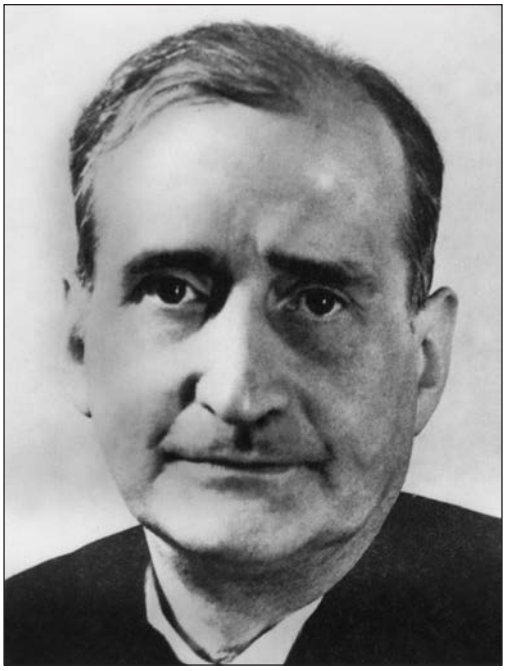
Die Heimat in Prosatexten

Im Verlauf des ersten Jahrzehnts seiner schriftstellerischen Schaffensperiode wächst Schneider heran zum Deuter großer geschichtlicher Zusammenhänge. Ohne sich als Historiker zu verstehen, sucht er in den geschichtlichen Abläufen nach den lenkenden Ideen und Mächten. Dafür bedarf er der unmittelbaren Erfahrung von Landschaft und Menschen, die Quellen in Bibliotheken und Archiven genügen ihm nicht, wenngleich er sie sorgsam auswertet. Eine persönliche Eigenschaft kommt ihm bei diesen Arbeiten zustatten – seine außerordentliche Vergegenwärtigungskraft des Geschichtlichen.[19] Aus den einschlägigen Veröffentlichungen seien hier lediglich genannt: *Die Leiden des Camoes oder Untergang und Vollendung der portugiesischen Macht* (1930), *Fichte, der Weg zur Nation* (1931), *Die Hohenzollern* (1933), *Auf Wegen deutscher Geschichte* (1934), *Das Inselreich* (1936) und vor allem die mutige Schrift *Las Casas vor Karl V.* (1938), wo die Schilderung von Gräueln der iberischen Konquistadorenzeit gleichnishaft auf Judenverfolgung und KZ-Qualen der Gegenwart anspielt.[20] Erst um 1937/38 hat sich Schneider, der bis dahin der Religion gleichgültig gegenüberstand, wirklich zum katholischen Glauben

bekehrt: *Und nun enthüllte sich auch das Kreuz, das von Anfang in meinem Leben stand.*[21]

Seit Kriegsausbruch versteht Reinhold Schneider seine Mission im moralischen Sinne als „religiöser Sanitäter". Er bringt, vor allem durch Papierknappheit gezwungen, zahlreiche kleine Schriften heraus, die aktuelle Themen aus religiöser Sicht angehen wie etwa *Das Vaterunser* (1941), *Laß uns zur Stimme deiner Liebe werden / Worte an einen* Gefallenen (1942/43) oder aber *Das Gottesreich in der Zeit* (1944). Trost und Hoffnung spendet er. An der Front, in den Gefangenenlagern, in den bombenzerstörten Städten gehen die Heftchen von Hand zu Hand. Da Schneider schon bald im Reichsgebiet nicht mehr veröffentlichen darf, lässt er im Alsatia-Verlag in Colmar im Elsass drucken, dessen Inhaber Joseph Rossé ihn nach Kräften unterstützt.[22] Nach Kriegsende verharrt der Schriftsteller für ein paar Jahre in christlicher Essayistik, verfasst hagiographische Schriften, setzt daneben seine Literaturbetrachtungen fort, so etwa über Kleists Ende (1946), über Shakespeare (1947) und über Lessings Drama (1948).

Am 17. März 1946 steht Reinhold Schneider am Rednerpult auf der Bühne des übervollen Saales im Kleinen Theater von Baden-Baden. Er rechnet ab mit den verbrecherischen Mächten, die Tod und Verderben über Europa gebracht haben. Er klagt, wir alle seien nicht vorbereitet, nicht wachsam gewesen. *Als Geschlagene, in der tiefsten Not der Bestürzung und Erniedrigung, müßten wir gleichwohl stark genug sein, uns dieser Wirklichkeit zu stellen, sie in ein Bild zu fassen, das wir der Jugend vermitteln können.* Und Schneider fügt hinzu: *Wohl dem, dessen Gewissen seine verborgene Schuld aufspürt! Er kann sich an ihr wandeln, er kann zum Träger eines besseren Daseins, besserer Taten werden.*[23] Wegweisung hat er gegeben in der Zeit nach dem Zusammenbruch, als die Menschen verunsichert neuen Halt suchten. Und aus eigener Gewissensnot heraus nimmt Reinhold Schneider wenige Jahre später Partei gegen die geplante Wiederaufrüstung der Bundesrepublik. Es könne doch nicht hingenommen werden, so ruft er, dass das deutsche Volk nach solch einem Unrechtskrieg je noch einmal zu den



Reinhold Schneider

Waffen greife. Allemal drohe angesichts der Macht der Atombombe im Kriegsfall das Ende der Menschheit. Schneider sucht Gesinnungsgenossen auch in der ehemaligen DDR, veröffentlicht dort ebenfalls seine Forderungen nach waffenlosem Frieden.[24] Daraufhin bricht in der Bundesrepublik eine Rufmordkampagne los, die an die Wurzeln der wirtschaftlichen Existenz des Mahners rührt. Erst als der Dichter im Herbst 1952 auf Fürsprache von Bundespräsident Heuß in den Orden Pour le mérite aufgenommen und damit quasi rehabilitiert wird, glätten sich langsam die Wogen um den vorgeblichen „Fall Reinhold Schneider".[25]

Über allem vielseitigen Schaffen und Kämpfen lenkt Reinhold immer wieder den Blick auf das heimatliche Städtlein. Kaleidoskopisch hingestreute Fundstellen belegen dies. Bereits im Jahre 1938 erscheint ein Sammelbändchen *Variationen über Baden-Baden* mit Beiträgen von verschiedenen Autoren aus der Region. Aus Reinhold Schneiders Feder stammt eine nachdenkliche Betrachtung, wo er bekennt: *Das ist ja die Heimat immer gewesen: Umschlossenheit und ruhelose Sehn-*

sucht; Hingabe an das Nächste, Vertrauteste und Verlangen nach der Weite, die doch nur der durchdringt, der sein Erbe in sich trägt. Aber wahres Erbe will langsam errungen sein; und vielleicht gehört ein ganzes Leben dazu, daß wir den Ort begreifen, an dem wir geboren wurden.[26] Zwei Jahre später, jetzt ist Krieg, skizziert der Schriftsteller historische Gestalten und Ereignisse. Sachlich und nüchtern, fern der amtlichen Phraseologie, macht er den Ruf des Gewissens zum zentralen Thema. Und am Rande beschreibt er auch das unzerstörbare Spiel des Lichtes über dem vertrauten Stromtal, über den verwandten Schneehäuptern der Schwestergebirge diesseits und jenseits der Grenze – die Umrisse von Vogesen und Schwarzwald werden für den Leser wahrnehmbar.[27] Im Jahre 1945 kehrt der emigrierte Dichter Alfred Döblin nach Europa zurück, in der Literaturabteilung der Baden-Badener Besatzungsverwaltung für die französische Zone amtiert er nun als Administrateur. Bald nimmt er Verbindung auf zu deutschen Autoren, darunter Reinhold Schneider.[28] Und als Döblin im darauffolgenden Jahr die Kulturzeitschrift *Das Goldene Tor* gründet, steuert Schneider mehrere Aufsätze bei.[29] Im Jahre 1946 bringt Reinhold Schneider dann ein Sammelbändchen mit Aufsätzen aus recht unterschiedlichen Gebieten heraus. Im letzten Beitrag, den er *Tröstliche Kindheit* überschreibt, versenkt er sich in längst verstrichene Weihnachtszeiten im elterlichen Hotel. Die Kinder fieberten der Bescherung entgegen: *Dann warteten wir jenseits des Vorraums, bis die hohe Tür des Eckzimmers sich auftat und der Vater in ihr stand im feierlichen schwarzen Anzuge und hinter ihm die von der Mutter gebaute oder vielmehr gedichtete Krippe aufstrahlte im Schimmer ihrer Lampen und des noch nicht sichtbaren Weihnachtsbaumes. Und dieser Anblick des Vaters ist eigentlich das Unvergängliche des Festes gewesen für die ganze Lebenszeit, denn in diesem Augenblick war er ganz von Liebe umleuchtet …*[30]

Bald nach Kriegsende war, vorgegeben durch die unterschiedlichen Besatzungsmächte, in der amerikanischen Zone das nordbadische Gebiet mit dem nördlichen Württemberg zum Lande Württemberg-Baden vereinigt worden, während sich in der französischen Zone die selbständigen Länder Württemberg-Hohenzollern und (Süd-)Baden bildeten. Ab Ende der vierziger Jahre wurde vorwiegend von schwäbischer Seite ein Zusammenschluss all dieser Gebiete zu einem Südweststaat angestrebt, während man auf badischer Seite mehrheitlich die Wiederherstellung des ehemaligen Landes Baden forderte. Über Jahre wogte der Streit, der auch das Bundesverfassungsgericht beschäftigte. Reinhold Schneider hat wiederholt und nachdrücklich Partei für den Fortbestand Badens ergriffen. Bereits im Jahre 1948 erklärt er: *Es ist nicht gleichgültig, ob ein Name, eine Staatsform, eine geschichtliche Tradition aus dem geschichtlichen Zusammenhang schwinden oder in ihm fortbestehen; man kann schwerlich Grenzen auslöschen … ohne inneres Leben zu verletzen oder zu verändern.*[31] Und als es 1952 infolge einer verfassungsrechtlich umstrittenen Wahl zur Bildung des Bundeslandes Baden-Württemberg kommt, meint der Dichter resignierend: *… eine deutsche Fahne sagt mir nichts. Nur die der badischen Heimat war noch ehrwürdig, in der hellen Glut ihrer Farben Ausdruck der Landschaft und ihres unterirdischen Feuers …*[32]

Während seiner ersten Nachkriegsbesuche in Baden-Baden kann Reinhold im Hause Fremersbergstraße 33, wo Mutter und Stiefvater leben, wegen Wohnungsnot und Einquartierung nicht unterkommen. So übernachtet er wiederholt im Gästezimmer des Klosters vom Heiligen Grab. Dies mag ihn veranlasst haben, sich in die Geschichte des Ordens vom Heiligen Grab zu vertiefen und eine kleine Abhandlung darüber zu schreiben.[33] Einer Jugenderinnerung an Ausflüge in die Umgebung hingegen verdankt der besinnliche Artikel über die Ruinen des ehemalige Klosters Allerheiligen sein Entstehen.[34] Und ein weiteres Kloster, nämlich Lichtenthal im gleichnamigen Baden-Badener Stadtteil, wird um diese Zeit Gegenstand einer Schilderung. Man erfährt von der Stifterin Irmingardis, einer Markgräfin von Baden, von der Grablege in der Fürstenkapelle und vom segensreichen Wirken der Klosterfrauen.[35] Als im März 1955 der frühere badische Staatspräsident Leo Wohleb verstirbt, widmet Reinhold Schneider

dem einstigen Baden-Badener Gymnasialdirektor einen ausführlichen Nachruf und erinnert an die standhafte Haltung dieses Mannes unter dem Naziregime: *Er war in der Epoche rückhaltlosen Niederbruchs eine ordnende, sittliche Kraft.*[36] Und drei Jahre später, kurz nach dem Tod von Reinhold Schneider, wird in Baden-Baden sein doppelsinniges Bekenntnis zur Vaterstadt veröffentlicht: *Am Talausgang zwischen dem Merkur, dem Berg der Römer und dem Felsenhang des Battert, dem Berg der Zähringer, haben Engel und Teufel Kanzeln gegeneinander aufgeworfen im Streit um die Seelen. Die Oos, das Flüßchen im Tal, scheidet die Franken von den Alemannen. Ja, das Städtlein! In seiner Ehrwürdigkeit und schlauen Ehrsamkeit, in der Zierde seiner Torheiten, deren einige sehr ernsthafte und blutige Torheiten gewesen sind, im Schmucke seiner Sünden und seiner Anmut ist es noch immer was es war.*[37]

Über die eigenen Stadtgrenzen schaut Reinhold Schneider hinaus auf benachbarte Regionen. Vermerkt seien nur ein paar dieser Seitenblicke: Im Jahre 1938 steigt der Dichter auf den stillen Stadtberg Alt-Breisachs, wo so viele vergangene Kämpfe die Zeichen der Macht, die Türme, Schlösser und Vorwerke ausgelöscht haben, nur das hochragende Münster überdauerte Kanonenhagel und Feuersbrünste.[38] Zwei Jahre später erscheint sein Bericht von dem Wanderweg zur verwitterten Ruine der Burg Zähringen im Breisgau, der Wiege des badischen Herrscherhauses.[39] In einem Beitrag kurz nach Kriegsende, soeben ist wieder Friede ist eingekehrt, schaut Reinhold Schneider sinnend hinauf zum geschichtsreichen Freiburger Lorettoberg, an dessen Fuß er seit einigen Jahren haust: … *das Kreuz steht hoch über der Welt, dem einen Schlachtfeld der Geschichte, die Toten sind unter ihm versammelt, und das Licht unsäglicher Schönheit kühlt die Berge und Täler, auf denen so lange die Schwüle lag.*[40] In einer Festgabe für den aus Hornberg stammenden Dichterdiplomaten Wilhelm Hausenstein erinnert Schneider an das wechselvolle Geschehen um den Bau der Kuppel im Schwarzwald, die erhaben die Klosterkirche von St. Blasien überspannt.[41] In einem anderen Beitrag versetzt sich Reinhold Schneider in die Situation des Johann Peter Hebel, der auf der Reise nach Karlsruhe Zwischenhalt in einem Emmendinger Gasthaus einlegt. Während draußen einsam der Nachtwächter ruft, zweifelt der Prälat, ob er richtig handelte, als er seine alemannische Heimat aufgab. Doch beim ersten Morgengrauen klettert er frohgemut und entschlossen in die Reisekutsche, die ihn zu neuen Ämtern und Aufgaben in die Residenzstadt geleitet.[42] Ins Münstertal führt ein Bericht über das Schicksal des Klosters St. Trudpert im Wandel zwischen Kriegsläuften und friedlicher Blütezeit.[43] Und so, als ahne er den Abschied, schreibt Schneider schließlich ein Loblied auf sein badisches Heimatland. *Es ist ein Land verhaltener Schönheit, der Übergänge und der Brücken.* Der Gedankenflug des Dichters schweift vom Odenwald den Rhein entlang zum Bodensee. Zwischenhalt in Baden-Baden, das sich in die Promenade der Fürsten, Diplomaten, Künstler wie Abenteurer gewandelt hatte und wo auf so manchem noch der Widerschein des späten Empire spielt. Dann die Pole Heidelberg und Freiburg: Dort die hohe Zeit der Wissenschaft, hier die Herrschaft des Münsterturms. Und an den Berghängen wächst ein Wein, der das Sonnenfeuer, die Kraft knorriger Rebstöcke und des Gesteins vereint. Ausdruck hat all dies gefunden im Werk eben Johann Peter Hebels, das eigentlich *alles aussagt, was vom Ländchen und seinen Menschen zu sagen ist: die Anmut der Schwermut, die Freude am Menschen, Volkhaftigkeit, die Besinnlichkeit, das Lächeln über das Weltgeschick, … die Innigkeit zur Natur.*[44]

Das autobiographische Werk

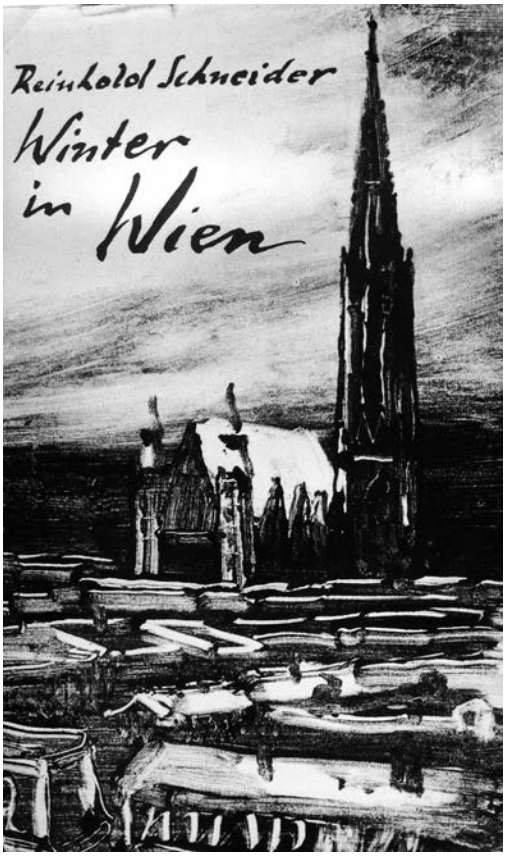
Reinhold Schneider hat uns vier Selbstzeugnisse in Buchform hinterlassen, die in unterschiedlicher Manier und Gewichtigkeit die eigene Person einbeziehen. Am Anbeginn seiner Aufzeichnungen steht das Tagebuch der Jahre 1930–35. Es ist kein Journal der Abläufe und der Befindlichkeiten, es birgt vielmehr Beobachtungen, Erfahrungen, Betrachtungen. Auf den ersten Blick gleichen diese Niederschriften eher einer Materialsammlung, in der Gesamtschau machen sie aber einen inneren

Entwicklungsprozess sichtbar. Überschrieben sind alle Tagebuchkapitel nach den Reisezielen, die Schneider in Spanien, Portugal, Frankreich, Italien, Österreich, England, Holland und in vielen deutschen Städten aufsucht. Auf diese Weise enthält das Tagebuch zugleich einige Seiten, die während eines Aufenthalts in Baden-Baden niedergeschrieben worden sind, und zwar an den Weihnachtstagen des Jahres 1931. Jetzt schweifen Reinholds Gedanken zurück in die ruhelose Zeit nach dem Ersten Weltkriege, als die überkommenen Strukturen wankten, zu einem Stück der Auflösung verfielen: *… das Gefüge der Familie hielt der nationalen Katastrophe von 1918 nicht stand.*[45] Tut sich doch gerade an diesen Festtagen für Reinhold die Erinnerung auf an die bittere Nachkriegsepoche mit Trennung der Eltern, Verlust des ererbten Hotelbetriebs und tragischem Selbstmord des Vaters. Darüber hinaus aber liefert das Tagebuch der jungen Jahre keine Begebenheiten, die in die Heimatstadt weisen.

Wie anders der zusammenhängende Lebensbericht *Verhüllter Tag*, den der Dichter in den fünfziger Jahren vorlegt. Gleich auf der ersten Seite setzen Kindheitserinnerungen ein an den zweistöckigen Anbau der Maison Messmer, den die Hoteliersfamilie bewohnt: *Ich habe das Gefühl behaglicher dunkler Räume.*[46] Schon früh nimmt das Kind das rastlose Treiben des Hotelbetriebes wahr: *Aber ein Gasthaus ist nicht Heimat. Alle Türen sind offen, die Zimmer ohne Wände: der Kofferwagen holpert ein und aus über das Hofpflaster. Wir saßen niemals beim Essen, ohne daß Sekretäre, Portiers, Lakaien, Pagen herein- und hinausstürmten, dabeistanden, berichteten … Wo die Türen nicht geschlossen, die Wände nicht dicht sind, kann keine Familie sein.*[47] Krankheiten der Kinder heilen die Thermalquellen: *Wir wurden, sobald wir zu husten begannen, an den Brunnen geschickt. Wo er hervortritt, bleibt kein Schnee liegen; ein dunkler Kreis zieht sich darum, Zeichen der Tiefe.*[48] Bald bricht der Erste Weltkrieg aus, langsam verödet das elterliche Palasthotel. Still wird es in der einst so belebten Kurstadt. Eines Tages ergreift den jungen Reinhold eine Vorahnung, der jahrelange Völkerstreit könne verloren gehen. Als die Niederlage eintritt, verstauen die Hoteldiener nachgerade symbolhaft die Gipsbüste des Kaisers Wilhelm II. mit dem Kofferlift auf den Speicher. Dem jungen Reinhold aber wird das äußere Geschehen immer fremder, er sucht nach Halt in der sich verändernden Welt. Sorgenvoll wandert er nach bestandenem Abitur durch die Wälder des Oostals: *Ich setzte mich unter die Buchen am Waldesrand und sah zu der Kuppe aus reglosen Kiefernwipfeln hinauf. Ich weiß nicht mehr, was ich dachte. Es war das letztemal, daß ich die Landschaft der Heimat in solcher Nähe empfunden habe.*[49] Und so erzählen denn auch die weiteren Buchkapitel viel vom Lebensweg des Schriftstellers an anderen Orten.

Mit einer anderen Schrift knüpft der Erzählfaden wieder an in der Geburtsstadt, nämlich durch das 1957 erschienene Büchlein vom *Balkon,* versehen mit dem Untertitel *Aufzeichnungen eines Müßiggängers in Baden-Baden.* Gemeint ist jener stadtbekannte Balkon über dem Messmer'schen Hotelportal, von dem der Monarch Wilhelm von Preußen an vielen Sommern herabblickte auf das Menschengewimmel im Kurgarten und beim Theater. Doch nun nach dem Zweiten Weltkriege soll die historische Maison, vor über einem Jahrhundert erstellt vom Kriegsministerialsekretär Johann Baptist Messmer, von dessen Kindern und Kindeskindern ausgebaut zu einem stattlichen Hotelpalast, abgerissen werden. Die jetzige Eigentümerin, die Baden-Badener Bäder- und Kurverwaltung, scheut ungeachtet der soliden Bausubstanz die Renovierungskosten.[50] Im Dezember 1956 steigt Reinhold Schneider im nahen Hotel Atlantic ab, um während seines letzten längeren Baden-Baden-Aufenthalts Zeuge des Niedergangs seines Vaterhauses zu werden. Gewissenhaft notiert er alle Phasen der Abbrucharbeit: *Noch spiegeln die Fenster im Kaiserzimmer das trübe Winterlicht; noch steht auf dem Giebel über dem stumpfen Eck die Fahnenstange, die die Standarte des ephemeren Reiches trug. Aber die Feinde schieben nun Balken und Stangen aus der dritten Fensterreihe; die Läden fallen, verschalte Gänge pflanzen sich fort von Stockwerk zu Stockwerk, und der Dachstuhl ist nur noch ein „betrübtes Beingerüst“ …*[51] Der kritische Betrachter vermag das Zerstörungswerk nicht zu billigen. Doch er

weiß, dass es bis zum Frühjahr abgeschlossen sein soll, um den erwarteten Kurgästen einen Parkplatz oder eine Grünfläche zu bieten, *… die Leere also, die allenthalben ein unabweisbares Erfordernis geworden ist und mehr Recht hat als ein übermüdetes, so lange in sträflicher Weise vernachlässigtes Haus.*[52] Bei einem seiner letzten Gänge hinüber zur fallenden Fassade entdeckt der Besucher die Reste des einstigen Kaiserbalkons, der ohne Geländer auf den Tragsteinen in die Leere ragt: *Viel ist jetzt von dem Hause nicht mehr zu sagen: Der zahnlose Saurier schleudert die Quadern der Terrassenfront auf den Lastwagen; es sind nur noch Fragmente, rasch, von Laufgang zu Laufgang, sinkt die Front vor dem Kurhaus zusammen …*[53] Szenenbilder aus der Geschichte des Hotels steigen in Reinholds Erinnerung auf, längst entschwundene Gestalten beleben die Säle, Hallen und Gästezimmer. Hier hallten einst die Streitgespräche wider zwischen Bismarck, dem König und seiner Gattin Augusta, hier hielt der junge Großherzog von Baden um die Hand der Preußentochter Luise an, hier erschien der begabte Maler Winterhalter zum Porträtieren, hier dinierten Victor Hugo und Alfred de Musset an der Table d'hôte. Und hier kamen und gingen die zahllosen Gäste der Capitale d'été. Gleichermaßen hantierten da viele dienstbare Geister, die Köche, Pagen, Kellner und Zimmermädchen, oft gegen kargen Lohn. Und die ganze Hoteliersfamilie lebte natürlich in ihrem Hotel, feierte hier die Familienfeste, bis hin zum Tage des unseligen Verkaufs. Der Dichter weiß, dass seine Mutter kurz vor ihrem Tode noch zweimal durch das verurteilte Haus geschritten ist: *Und so wird sie die Schatten gegrüßt haben, die unzähligen, an denen sie mehr noch als am Leben hing. Vielleicht hat sie den Speisesaal betreten, wo einst die Hochzeiten, Geburten und Erstkommunionen gefeiert wurden: da stand die lange Tafel in der Mitte unter den altmodischen Kronleuchtern, und da saßen für einen Augenblick die Altvertrauten in zwei langen Reihen, feierlich gekleidet, würdig und ein wenig schrullig: bärtige Gesichter über breiten Krawatten, der starren Hemdenbrust, die Frauen in dunkler Seide mit Karfunkelbroschen, in der Pelzboa und in Spitzen …*[54] Was für eine ursprüngliche Schil-



derung, die den Leser hineinversetzt in die scheinbar gute alte Zeit! Noch viel Einfühlsames, trefflich Gesagtes ließe sich aus dieser liebenswerten Erinnerungsschrift zitieren. Mit dem Büchlein vom Balkon hat Reinhold Schneider seiner Geburtsstadt ein einzigartiges Geschenk hinterlassen.

Den nachfolgenden Winter verbringt Schneider von November 1957 bis Anfang März 1958 in Wien, einst Hauptstadt des Heiligen Römischen Reiches. Der Besucher geht an die Stätten der überreichen Vergangenheit, zur Hofburg, deren Schatzkammer die alte deutsche Kaiserkrone verwahrt, er geht in den Stephansdom, in die Deutsch-Ordens-Kirche, in die St. Barbara-Kirche, in die Kapuzinergruft und in die Nationalbibliothek, zum Radetzkydenkmal, ins Heeresgeschichtliche Museum und hinaus zum Kloster Heiligenkreuz. Danach sitzt er im vertrauten Griechenbeisel, ein Glas österreichischen Weines vor

sich, um seine Eindrücke, geschichtsphilosophisch untermalt, in den mitgeführten Schulheften festzuhalten, um von Begegnungen, Theaterbesuchen und Vorträgen zu erzählen. Bei einer Reisebeschreibung bewendet es nicht, ein düsteres, bruchstückhaftes Tagebuch entsteht. Der Schreiber sucht die Auseinandersetzung mit naturwissenschaftlichen Phänomen, gleitet hinüber ins Metaphysische. Die scheinbar ungeordneten Aufzeichnungen offenbaren die innere Wandlung des einst so vorbehaltlos Glaubenden, der nun aus Pascal'scher Sicht Gottes Dasein hinterfragt. Und die Antwort glaubt er zu finden im Rückzug auf eine reine Theologia tenebrarum – jetzt vermag er sich einen Gott nicht mehr vorzustellen, der einen todmüden Schläfer unter seinen Füßen, einen Kranken, der endlich eingeschlafen ist, unbarmherzig aufweckt.[55] Die ausgedruckte Schrift *Winter in Wien* erscheint erst einige Monate nach Reinholds Tod. Da löst der manifest gewordene Glaubensverlust des christlichen Dichters einen Eklat aus. Meinungsstreit und Diskussion um dieses tiefsinnigste Werk Schneiders dauern in der Fachwelt an bis auf den heutigen Tag.[56] Kehren wir jedoch zurück zu unserer schlichten Eingangsfrage nach heimatbezogenen Aussagen in dem Buche vom Winter in Wien. Ungeachtet der Stoffülle gibt es nur drei Fundstellen. So verdichtet sich im Journaltext die miterlebte Auslöschung des elterlichen Hotelbaus zu einer apokalyptischen Vision: *Nachts ein Traum von unabweisbarem Untergang. Ein Weltkörper in deutlicher Plastik seiner Gebirge glitt tief über die Erde hin; dann war der Hof meines im vorigen Jahre abgeräumten Vaterhauses überdeckt von einer nachtschwarzen Wolke, die sich in spürbarer metallener Schwere herabsenkte wie der gewölbte eiserne Deckel eines Sargs, Gestalten der Kindheit flüchteten durch die Finsternis.* Friedvoller stimmen da Heimwehgefühle, die an Eindrücken aus Baden-Badens Umgebung festmachen: *Ach, wie gerne wäre ich „zu Hause", im Rebland! Welches Glück im vergangenen Jahr, wenn es taute im Wald und die Weidenstrünke den ersten Versuch machten, sich zu begrünen; wenn der Straßburger Turm über den Rhein grüßte, alle Gräber erreichbar waren, die ich liebe; wenn die Weinhügel und der Waldrand unter der Yburg sich ins Violette verfärbten …* Von hier aus wandern die Gedanken zum das Städtlein im Oostal, wo Reinhold vor einigen Monaten täglich im Gasthaus in der Altstadt vor seinen Heften saß, während die Glocke der nahen Stiftskirche die Stunden einläutete: *Dann und wann durch den Traum singt schwerfällig der Kirchturm der Heimat, unter dem ich im vorigen Jahr schrieb … Nicht hier wird meines Lebens Zeit gemessen; der geliebte Turm mißt sie unbestechlich und unermüdlich. Wenn er ruft – geschehe es bald! – werde ich da sein, und dann habe ich nur die Bitte um sein Lied über meiner Ruhe.*[57] Von Todesahnen künden diese wohl letzten Zeilen, mit denen Reinhold Schneider seiner Geburtsstadt gedenkt.

Letzte Heimkehr

Ende März besucht Reinhold Schneider seinen Schriftstellerfreund Werner Bergengruen in dessen neu erstelltem Wohnhaus in Baden-Baden. Lange sitzen die beiden ins Gespräch vertieft beisammen. Frau Charlotte Bergengruen hat späterhin angemerkt, dass man in Reinhold Schneiders Gegenwart das Gefühl hatte, auf einer anderen Ebene zu leben.[58] Zurück in Freiburg sucht Schneider einige Tage später das St. Cyriak-Kirchlein im Stadtteil Wiehre auf. Kurz nach dem Verlassen stürzt er auf dem Trottoir, bewusstlos wird er ins Krankenhaus verbracht. Am nächsten Tage verstirbt er an den Folgen des erlittenen Schädelbasisbruchs mit Gehirnblutung. Es ist Ostersonntag, der 6. April 1958. Nach drei Tagen wird der Verstorbene im Freiburger Münster aufgebahrt, Weihbischof Hermann Schäufele liest die Totenmesse. Dem Wunsche Reinhold Schneiders entsprechend erfolgt die Beisetzung im Familiengrab auf dem Baden-Badener Hauptfriedhof. Die Grabrede hält der getreue Freund Werner Bergengruen,[59] für die Freiburger Universität spricht Professor Clemens Bauer einen Nachruf.

Wie erlebte der Dichter das *Städtlein?* Ganz sicher haben die Kindheit und die Jugendjahre in dem internationalem Hotel, in der weltoffenen Atmosphäre des Kur- und Badeortes, den jungen Reinhold geprägt. Und späterhin, wenn der erwachsene Autor als Gast in der

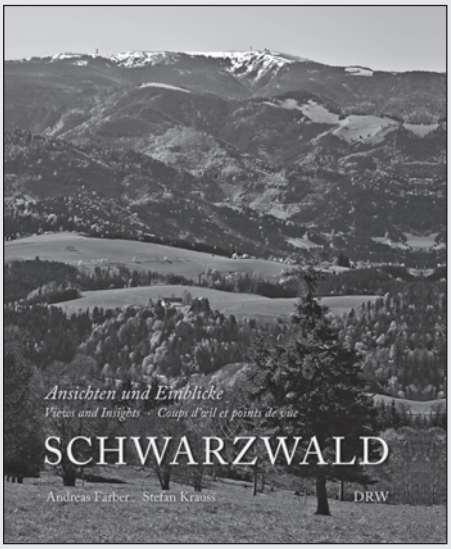
Vaterstadt ankehrte, dann hat er neuerlich bestimmende Impulse empfangen. Reinhold Schneider liebte dieses Baden-Baden mit seiner Historie, mit seiner Landschaft, mit seinen Bauten, mit seinen Menschen, auf eine zärtlich-kritische Weise. In zahlreichen Veröffentlichungen hat der Schriftsteller seine Anhänglichkeit dargetan, in immer neuen Bildern die Glanzlichter der Sommerhauptstadt Europas aufscheinen lassend. Die so mannigfachen, aus den veröffentlichten Schriften zusammengetragenen Zeugnisse[60] führen Beweis für Reinhold Schneiders enge Bindung an die Heimatstadt, mag er dort neben freudigem Erleben auch mancherlei Kummer und Enttäuschung erfahren haben. Er hat uns einmal gesagt: *Und doch ist Baden Heimat: als Einkehr auf der immerwährenden Reise, die geheimnisvoll um diese Heimat kreist. Die Heimat ist nicht Ruhepunkt, sondern Mittelpunkt. Sie ist im Grunde nicht erreichbar, aber sie zieht immerfort an.*[61]

Anmerkungen

1 Verhüllter Tag, 1954, S. 36.
2 Reinhold Schneider, Der Balkon, 1957, S. 86.
3 Albert Daur (1877–1956), zur Biographie: Pfeiler im Strom, 1958, S. 334 und BadH 1957, S. 290; vgl. a. Reiner Haehling von Lanzenauer, Reinhold Schneider Blätter, Heft 15, 1989, S. 59.
4 Verhüllter Tag (Anm. 1) S. 26.
5 Bibliographie bei Wilpert/Gühring, Erstausgaben deutscher Dichtung, Stuttgart 1967, S. 1142.
6 Tagebuch 1930–1935, 1. Aufl. 1983, S. 533–545.
7 Zur Biographie: Franz Anselm Schmitt/Bruno Scherer, Reinhold Schneider. Leben und Werk in Dokumenten, Karlsruhe 1973; Edwin Maria Landau u. a. (Hg.), Reinhold Schneider, Leben und Werk im Bild, Frankfurt 1977; Cordula Koepcke, Reinhold Schneider, Würzburg 1993; Reiner Haehling von Lanzenauer, Wesen und Widerstand, 1. Jg., 1997, S. 55; ders., Lebensbilder aus Baden-Württ., 20. Bd., 2001, S. 490.
8 Lore Gauges, AQUAE 1988, S. 25.
9 Schmitt (Anm. 7) S. 47.
10 1883–1948; zur Biographie: Jos. Aug. Beringer, Badische Malerei 1770–1920, 2. Aufl. 1922, S. 168; BadBiogr. II, 1987, S. 109.
11 1886–1977, sie war die Tochter von Augusta Brenner geb. Messmer, der ältesten Schwester von Reinholds Mutter.
12 Arthur Grimm, Baden-Baden in hundert Zeichnungen. Mit einer Einführung und Sonetten von Reinhold Schneider, Stuttgart 1928.
13 GesW, 1. Aufl., Bd. 5, 1981, S. 356.
14 Text in Badeblatt der Stadt Baden-Baden, Nr. 138, v. 15.–18. 7. 1933.
15 Grimm (Anm. 10) letzte Seite; GesW (Anm. 13) S. 192.
16 Tagebuch (Anm. 6) S. 535.
17 Die Waffen des Lichts, 1944, S. 17; GesW (Anm. 13) S. 109.
18 Jetzt ist des Heiligen Zeit, 1943, S. 62; GesW (Anm. 13) S. 90; Herz am Erdensaume, 1947, S. 42; vgl. a. GesW (Anm. 13) S. 328. Zur Biographie Bernhards (1428/29–1458) vgl. Odilo Ringholz, Der selige Markgraf Bernhard von Baden, Freiburg 1892.
19 Pirmin Meier, Form und Dissonanz, 1978, S. 188.
20 Irma Driesen, Wesen und Widerstand, 1. Jg., 1997, S. 143.
21 Reinhold Schneider, Verhüllter Tag, 4. Aufl., 1956, S. 134.
22 Zu Rossé vgl. Ekkehard Blattmann, Reinhold Schneider Blätter 2006, S. 21.
23 Der Mensch vor dem Gericht der Geschichte, Baden-Baden 1946, S. 5; GesW, 1. Aufl., Bd. 8, 1977, S. 134.
24 Vgl. z. B. Der christliche Sonntag, Nr. 30 v. 29. 7. 1951; Stimme der Gemeinde, September 1951, S. 11; Frankfurter Hefte, September 1951, S. 668.
25 Ekkehard Blattmann, Reinhold Schneider Blätter 2007, S. 9.
26 Herbert Duckstein, Variationen über Baden-Baden, 1938, S. 18, woraus das Gedicht auf S. 5 schon früher in Grimms Zeichenband (Anm. 12) veröffentlicht worden war. Rezension des Duckstein'schen Buches durch Walter Bauer in: Die Literatur, Monatsschrift für Literaturfreunde Nr. 41, 1938/39, S. 515.
27 Macht und Gnade, 1940, S. 212.
28 Reiner Haehling von Lanzenauer, Reinhold Schneider Blätter 1990, S. 11; ders., BadH 1999, S. 854, 860.
29 Vgl. z. B. Das Goldene Tor, Monatsschrift für Literatur und Kunst 1946, S. 211; 1948, S. 62.
30 Erbe im Feuer, 1946, S. 173.
31 Erbe der Heimat in: Föderalistische Hefte 1948/1, S. 36; Badenerland 1956, Nr. 5/6, S. 19.
32 Verhüllter Tag (Anm. 1) S. 209; vgl. a. den Artikel Auftrag der Heimat in: Badenerland 1953, Nr. 1, S. 10.
33 Freiburger Kath. Kirchenblatt 1948, Nr. 24, S. 96.
34 BadH 1950, S. 12; Schicksal und Landschaft, 1960, S. 377.
35 BadH 1952, S. 225; vgl. a. 750 Jahre Kloster Lichtenthal, Festschrift zum Klosterjubiläum, 1995.
36 Badenerland 1955, Nr. 3, S. 14; zum Briefwechsel Wohleb/Schneider vgl. Reiner Haehling von Lanzenauer, AQUAE 2004, S. 41.
37 Zeitschrift Baden-Baden, 1958/2, S. 38; vgl. a. Der Balkon, 1957, S. 16.
38 Weiße Blätter 1938, S. 364; vgl. a. Schicksal und Landschaft (Anm. 34) S. 369.
39 Macht und Gnade (Anm. 27) S. 323.
40 Das Goldene Tor 1947, S. 343; vgl. a. Macht und Gnade (Anm. 27) S. 385.
41 Festgabe für Wilhelm Hausenstein. Zum 70. Geburtstag, 1952, S. 57; s. a. Reiner Haehling von Lanzenauer, AQUAE 2007, S. 58.
42 Badenerland 1954, Nr. 1, S. 10.
43 BadH 1955, S. 291.

44 Pfeiler im Strom (Anm. 3) S. 354.
45 Tagebuch (Anm. 6) S. 534.
46 Verhüllter Tag (Anm. 1) S. 11.
47 Verhüllter Tag (Anm. 1) S. 18, 19.
48 Verhüllter Tag (Anm. 1) S. 16.
49 Verhüllter Tag (Anm. 1) S. 42.
50 Hannes Leis, AQUAE 1988, S. 49.
51 Der Balkon, 1957, S. 151.
52 Balkon (Anm. 51) S. 8.
53 Balkon (Anm. 51) S. 154.
54 Balkon (Anm. 51) S. 146.
55 Winter in Wien, 1958, S. 79; vgl. dazu a. Verhüllter Tag (Anm. 1) S. 220.
56 Statt vieler: Bruno Scherer, Tragik vor dem Kreuz, 1966; Ingo Zimmermann, Der späte Reinhold Schneider, 1973, dort insb. S. 173; Renate Bethge u. a., Widerruf oder Vollendung. Reinhold Schneider „Winter in Wien" in der Diskussion, 1981; Hans Urs von Balthasar, Nochmals – Reinhold Schneider, 1991, S. 291; Karl-Josef Kuschel, Wesen und Widerstand, 2. Jg., 1998, S. 119.
57 Winter in Wien (Anm. 55) S. 82, 220, 269.
58 Reiner Haehling von Lanzenauer, Reinhold Schneider aus Baden-Baden, 2. Aufl. 1993, S. 68 und Fußn. 107.
59 Werner Bergengruen, Mündlich gesprochen, 1963, S. 55; Bad. Tagblatt v. 11. 4. 1958; AQUAE 1996, S. 117.
60 Das Reinhold-Schneider-Archiv der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe (K 2875) verwahrt zahlreiche mit Baden-Badener Angehörigen geführte Briefwechsel, die Bezüge zur Kurstadt aufweisen. Die Auswertung und Darstellung dieser Korrespondenzen hätte den Rahmen der vorliegenden Darstellung gesprengt. Eine Reihe solcher Briefstellen ist wiedergegeben bei Haehling von Lanzenauer (Anm. 59).
61 Zitiert nach Werner Bergengruen, Zeitschrift Baden-Baden International, Heft 2/1962, S. 46, 64.

Anschrift des Autors:
Dr. Reiner Haehling von Lanzenauer
Hirschstraße 3
76530 Baden-Baden



Schwarzwald
Ansichten und Einblicke

von Andreas Färber und Stefan Krauss

Ansichten des Schwarzwalds, wie er sich heutzutage dem Betrachter darstellt – aktuelle, eigens für diesen Band fotografierte Bilder ergeben eine Momentaufnahme dieser Kulturlandschaft in ihrer eigenwilligen Schönheit.
Exkurse vermitteln interessante Einblicke in Naturzusammenhänge und das Leben im schwarzen Wald.

160 Seiten, 250 Farbabbildungen
dreisprachig: deutsch, englisch, französisch
ISBN 978-3-87181-059-6, € 24,90

In jeder Buchhandlung erhältlich

DRW www.drw-verlag.de
buch@drw-verlag.de

Reiner Haehling von Lanzenauer

Zum Briefwechsel Reinhold Schneiders mit Leopold Ziegler

Der angehende Schriftsteller Reinhold Schneider hatte im Jahre 1933 sein umfangreiches historiographisches Werk über die Hohenzollern vorgelegt. Einige Zeit später ließ ihn sein Verleger Jakob Hegner wissen, dass der bekannte Kulturphilosoph Leopold Ziegler sich lobend über dieses Buch geäußert habe. Schneider nahm das zum Anlass, an Ziegler Dankeszeilen zu senden: … *es ist für mich eine sehr große Freude, von Ihnen anerkannt zu werden.*[1] Es ist der Anbeginn einer lebenslangen Freundschaft.

Ziegler war der ältere. Er wurde am 30. April 1881 in Karlsruhe als Sohn des Kaufmanns Leopold Ziegler und seiner Ehefrau Magdalena geb. Weiß geboren und katholisch getauft. In der Heimatstadt besuchte der Junge die Oberrealschule, hörte aber bereits Vorlesungen über Philosophie bei Eduard von Hartmann an der Technischen Hochschule. Nach dem Abitur begann er ein philosophisches Studium an der Universität Heidelberg. Später wechselte er an die Universität Jena. Dort wurde er im Jahre 1905 promoviert mit der Dissertationsschrift *Der abendländische Rationalismus und der Eros.* Doktorvater war der angesehene Philosophieprofessor Rudolf Eucken. Im Jahre 1907 erkrankte Ziegler an Hüfttuberkulose, die Krankheitsfolgen behinderten ihn lebenslang beim Gehen. Im Jahre 1908 heiratete er seine Jugendfreundin Johanna Keim aus Karlsruhe. Die angestrebte Habilitation an der Universität Freiburg ließ sich nicht erreichen, weshalb Ziegler sein Wirkungsfeld außerhalb der akademischen Philosophie suchte. Im Jahre 1918 zog er von Ettlingen nach Doberatsweiler in der Nähe des Bodensees, sieben Jahre später verlegte er seinen Wohnsitz nach Überlingen. Verbindung hielt der Philosoph neben anderen zu dem Bildhauer Karl Albiker, dem Schriftsteller Heinrich Berl, dem Romancier Otto Flake, dem Pädagogen Kurt Hahn, dem Maler Karl Hofer und dem Politiker Walter Rathenau. Mit dem Philosophen Martin Heidegger ist es zu einem kürzeren Briefwechsel gekommen.[2]

Philosophie hat Leopold Ziegler definiert als *Weltverwurzeltheit,* der philosophische Denker sei mithin ein Weltverwurzelter. Von Zieglers zahlreichen Veröffentlichungen können nur einige Hauptwerke genannt werden, die die Wegrichtung anzeigen. Mit der grundlegenden Schrift *Der Gestaltwandel der Götter* (1920) verfolgte er die Evolution der Religiosität von den Ursprüngen im Orient und im griechischen Mythos bis hin zum pessimistischen Werteverlust der Jahre nach dem Ersten Weltkrieg. Dabei stellte er die menschliche Existenz beherrschend in den Mittelpunkt, letztlich auf eine Religion ohne Gott verweisend. Das zweibändige Werk stieß auf breites öffentliches Interesse und erfuhr mehrere Auflagen. National-konservativ kam die Schrift vom *Heiligen Reich der Deutschen* (1925) daher. Sie stand der demokratischen Idee kritisch gegenüber,[3] machte aber der aufkommenden NS-Ideologie keine Konzessionen. Ergänzt wurde dieses Buch ein paar Jahre später durch *25 Sätze über den Staat* (1931), in denen Ziegler sich für eine ständestaatliche Ordnung aussprach. Im Jahre 1936 erschien das Werk *Überlieferung,* in dem Ziegler, wohl mitbeeinflusst von den Auswirkungen der gottlosen NS-Diktatur, die Hinwendung vollzog zu einem allgemeinen Christentum, das sich frei von Konfessionen halten sollte. Während des Zweiten Weltkrieges arbeitete er an dem zweibändigen Werk *Menschwerdung,* das 1948 herauskam. Darin setzte er sich einerseits mit Hegel auseinander, andererseits bejahte er nunmehr

Leopold Ziegler und Reinhold Schneider 1955

eine herausgehobene Stellung des Christentums innerhalb der Weltreligionen. Im Jahre 1956 erschien das letzte große Werk, gekleidet in die Form eines Lehrgesprächs, nach dessen Leitmotiv der vollkommene „Ewige Mensch" als Ziel der Schöpfung hingestellt wird.[4]

Ein späteres Gedenkwort urteilte über das Gesamtwerk: *Man kann Zieglers Denken, insbesondere das seiner Reifejahre, nicht diskursiv erörtern, sondern nur kontemplativ-meditativ nachvollziehen oder links liegen lassen. Wie kann man beweisen oder widerlegen, was wesensmäßig und unaufhebbar nur existentiell wiederholt, erprobt oder eben überhört werden kann?*[5] Anerkennung erfuhr Zieglers Lebensleistung 1951 mit Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Universität Marburg und des Professorentitels durch die badische Landesregierung in Freiburg. Im Jahre 1956 folgte das Große Bundesverdienstkreuz.[6] Allerdings schwand im Laufe der sechziger Jahre mit dem Paradigmenwechsel in der Kulturphilosophie das öffentliche Interesse an Zieglers Werken, die meisten seiner Schriften sind nur noch im Antiquariatshandel aufzufinden.[7]

Reinhold Schneider wurde am 13. Mai 1903 den Eheleuten Wilhelm Schneider und Wilhelma geb. Messmer in Baden-Baden geboren. Im elterlichen Palasthotel ist er aufgewachsen, in der Bäderstadt besuchte er Volks- und Oberrealschule. Da das Hotel Messmer in der Nachkriegszeit veräußert worden war, arbeitete Reinhold zuerst auf einem Landgut am Bodensee, sodann als Angestellter in einer Dresdner Kunstanstalt. In seiner freien Zeit erlernte er Fremdsprachen, vertiefte sich in Studien von Geschichte, Literatur und Philosophie. 1928 gab er seine Arbeitsstelle auf, um fortan als freier Schriftsteller zu wirken. Zu seinen frühen Werken gehörten *Das Leiden des Camoes oder Untergang und Vollendung der portugiesischen Macht* (1930) sowie *Fichte, Der Weg zur Nation* (1932) und *Die Hohenzollern, Tragik und Königtum* (1933). Große Bekanntheit erlangte Schneider durch seine Schrift *Las Casas vor Karl V., Szenen aus der Konquistadorenzeit* (1938). Die Schrift thematisierte die grausame und brutale Kolonialpolitik der spanischen Eroberer in Südamerika. Von vielen Lesern wurde das Buch als verborgenes Gleichnis zu dem Menschen verachtenden NS-Regime verstanden. Schneider unternahm damals Reisen durch viele europäische Länder. Mehrfach wechselte er seinen Wohnsitz, bis er um die Zeit des Kriegsbeginns in Freiburg endgültig Wohnung nahm. Reinhold war alsbald nach der Geburt katholisch getauft worden, stand aber dem Glauben lange Zeit gleichgültig gegenüber. Erst spät erfolgte seine Hinwendung zur Kirche: *An einem Neujahrstag, 37 oder 38, ging ich in Potsdam zum erstenmal zur heiligen Messe seit zwanzig Jahren. Ich kam wie einer, der die Sprache verlernt hat, in die Heimat.*[8] Nach Ausbruch des Krieges verfasste Reinhold Schneider eine ganze Reihe von kleinen religiösen Schriften, die den Menschen Trost und Hoffnung spenden sollten: *An große Bücher denke ich nicht mehr, nur an möglichst eindringliche Symbole.*[9] Misstrauisch überwachte die Gestapo den standhaften Autor, einmal kam es zu einer Hausdurchsuchung. Nach Kriegsende konnte Schneider wieder ungehindert veröffentlichen. Eine Vielzahl von Schriften erschien, darunter Dramen, Hagiographien und die autobiographischen Werke.[10]

Bereits ein erster Blick auf die Lebensläufe macht offenbar, dass die beiden Männer sich in verwandten Gedankenwelten bewegten. Eine Passage in Schneiders Tagebuch zeigt, dass er sich schon zu Anfang der dreißiger Jahre mit Leopold Zieglers Werk befasst hat.[11] So entwickelte sich ab Mitte der dreißiger Jahre ein reger schriftlicher Austausch. Dokumentiert wird er durch den im Reinhold-Schneider-Archiv der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe verwahrten und betreuten Schriftwech-

sel. Der Bestand verfügt von Seiten Reinhold Schneiders über 59 handschriftliche Briefe und sieben Post- bzw. Ansichtskarten, 25 maschinenschriftliche Briefe und ein Telegramm, verfasst im Zeitraum von 20. August 1935 bis 30. April 1955 (K 2876). Von Seiten Leopold Zieglers verfügt der Bestand über 68 von Hand geschriebene Briefe und acht Karten sowie über 22 mit Maschine geschriebene Briefe aus der Zeit von 26. August 1935 bis 8. Mai 1956 (K 2875). Nicht ganz vollzählig ist diese Korrespondenz wiedergegeben in dem von der Leopold-Ziegler-Stiftung im Kösel-Verlag München herausgegebenen Briefwechsel zwischen den beiden Schriftstellern. Die Badische Landesbibliothek besitzt zudem die nachgelassene Bücherei Zieglers (Sign. LZ), gleichermaßen gehört der Landesbibliothek heute die umfangreiche Büchersammlung Reinhold Schneiders (Sign. RS).[12] Um uns dem Verhältnis zwischen den beiden Briefschreibern anzunähern, sollen einige signifikante Dokumente herausgegriffen und in Zitaten wiedergegeben werden.

In seinem frühen Schreiben aus Überlingen vom 21. 9. 1935[13] gelingt es Leopold Ziegler sogleich, die literarischen Stileigenheiten Reinhold Schneiders treffend zu charakterisieren:

> *Ihre Gabe, sich mit den geschichtlichen Gestalten, aber jeweils auch mit den geschichtlichen Ereignissen, zu identifizieren, ist eine ganz seltene und fast einzigartige; sobald man ihre Bücher auch nur begonnen hat, findet man sich so unwiderstehlich an einen Geschehensstrom angeschlossen …*

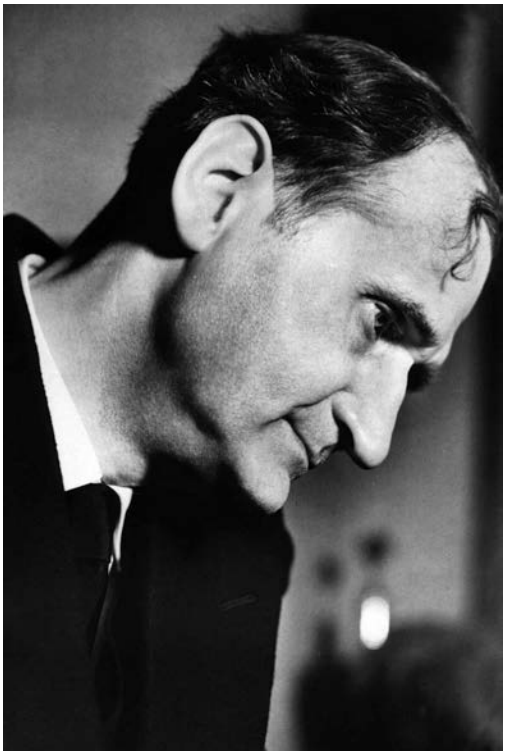
Schneider lebt noch in Potsdam, als er Zieglers grundlegendes Werk *Überlieferung* in Händen hält. Mit seiner Wegsuche zum Christentum weckt Ziegler bei ihm gleich gestimmte Überlegungen. Da verfasst der begeisterte Leser sogleich eine beifällige Buchbesprechung.[14] Und dem Autor selber dankt er unter dem 13. 8. 1936[15] mit bewegten Worten:

> *Dann aber empfinde ich den wunderbaren Einklang zwischen Überlieferung und Christentum, der das Buch durchtönt, als die größte Wohltat, die ich seit langem empfangen habe; es ist ein Besitz, der mir bleiben wird, so wie ich auf Schritt und Tritt beim Weiterwandern Ihr Schuldner gerne und dankbar geworden bin.*

Reinhold Schneider in seinem Arbeitszimmer in Freiburg

Am 26. März 1938 findet in Zieglers *Efeuhaus* in Überlingen die erste persönliche Begegnung zwischen den beiden Schriftstellern statt. An hier geführte Gespräche knüpft Schneider an, wenn er mit seinem Schreiben aus Freiburg vom 26. 7. 1938[16] das Ziel seines eigenen literarischen Mühens in Worte zu fassen sucht:

> *Denn endlich kommt es ja nicht auf das Geschehen in den Zeiten, sondern auf ihre Aussage an, und das Gewicht dieser Aussage wird vor den Augen der Nachwelt vielleicht doch einmal den Stand der Waagschalen verändern … Freilich ist meine höchste Hoffnung keineswegs erschüttert; an die Wiederkehr des „Ewigen Menschen“ glaube ich fest und ich verdanke diesen Glauben in besonderem Maße Ihnen.*



Reinhold Schneider

Im Herbst 1938 kommt es zu einem neuerlichen Treffen, diesmal in Baden-Baden, wo das Ehepaar Ziegler einen Kuraufenthalt verbringt. Bald danach, am 24. Dezember 1938, sendet Schneider dem Freund Grüße aus Paris, nicht ohne einen zeitkritischen Blick auf die französische Gegenwart:

> *Ich lebe hier als dankbarer Gast in einer reichen und bewegten Welt – die freilich auch in ihrem Schönsten Vergangenheit ist.*

Wenige Wochen nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, als man draußen den ersten Sieg der deutschen Waffen feiert, äußert Ziegler am 18. 10. 1939[17] zwiespältig-ahnungsvoll:

> *Über diese Ereignisse such' ich mich jedes Urteils zu enthalten: fühle aber bis in die eigensten Wurzeln den Aufbruch zu einer neuen Ordnung der Welt, die eines Tages doch wieder die Ordnung Gottes sein wird.*

Am 14. September 1940 verstirbt Zieglers Frau Johanna nach lange währender Krankheit. Mitfühlend spricht Schneider dem Trauernden Trost zu, so in seinem Schreiben vom 21. 9. 1940:[18]

> *Der Gedanke an Ihr einsames Haus und an Ihren Tag verläßt mich nicht, und so wage ich es, noch ein Zeichen zu senden, das eben nichts sagen und ausdrücken kann als diesen meinen Anteil an Ihrem Ergehen. Möge das mächtige Vertrauen auf die Ewigkeit alles Edlen und Hohen, aber auch des Herzlichen – dessen Sprecherin die Philosophie vielleicht doch ist und sein soll – Sie durch diese Tage führen!*

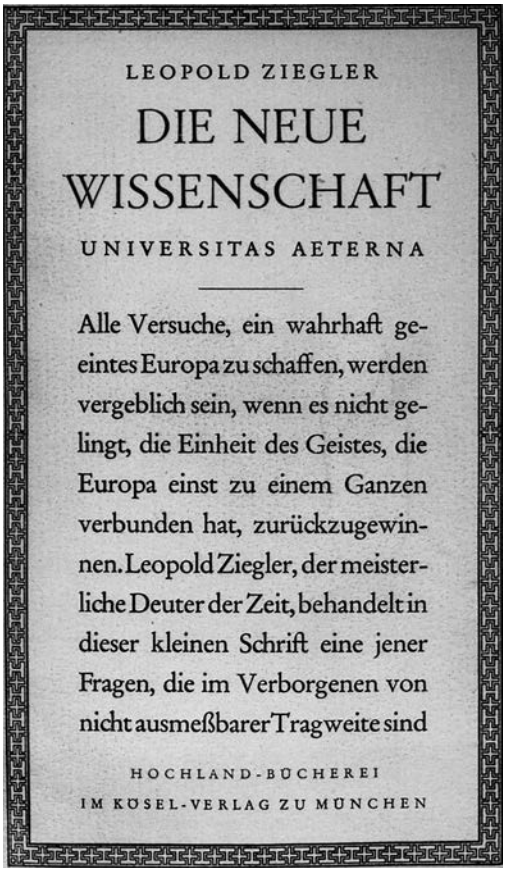
Ab dem 25. April 1941 treffen die beiden wiederholt in Baden-Baden zusammen. Schneider wohnt bei seiner Mutter im Hause Fremersbergstraße 33, während Leopold Ziegler im Golfhotel droben in der Fremersbergstraße 113 abgestiegen ist. An mehreren Tagen begegnen sich die Freunde zu langen Gesprächen. Am 30. April feiert man gemeinsam den 60. Geburtstag Zieglers in der Kurstadt an der Oos.[19] Von nun an findet sich in den hin- und hergehenden Briefen zumeist die Anrede *Lieber verehrter Freund* oder *Lieber Freund*. Am 15. 4. 1942[20] berichtet Ziegler vom Tod des bekannten Karlsruher Dichters Alfred Mombert. Dieser war wegen seiner jüdischen Abstammung in das Konzentrationslager Gurs in den Pyrenäen verschleppt, mit Hilfe von Freunden in die Schweiz gerettet worden:

> *Am 8. IV. ist Alfred Mombert in Winterthur seinem Krebsleiden erlegen, sein Ausgang scheint kampflos und sanft gewesen zu sein. Sein Schwanengesang ist noch in meinen Besitz gelangt. Der Größte meiner Karlsruher Jugend ist damit uns andern vorausgegangen. Er war der letzte „Sumerer", dem Asias Götter sich offenbarten.*[21]

An der Front in Russland ist das Jahr 1943 gekennzeichnet durch verlustreiche Rückzugskämpfe, unzählige Familien haben Gefallene zu beklagen. Bewegt schildert Leopold Ziegler unter dem 6. 3. 1943:[22]

> *Mein Wahlsohn draußen war vor einigen Wochen verloren zu geben, scheint aber dann im letzten Augenblick mit seiner Truppe gerettet worden zu sein. Die Angst um sein Leben dauert selbstredend weiter an. Sein Bruder brachte mir vorgestern*

Leopold Ziegler. Ölbild von August Rumm. Bad. Landesbibliothek Karlsruhe, Foto: Beate Ehlig


LEOPOLD ZIEGLER

DIE NEUE WISSENSCHAFT

UNIVERSITAS AETERNA

Alle Versuche, ein wahrhaft geeintes Europa zu schaffen, werden vergeblich sein, wenn es nicht gelingt, die Einheit des Geistes, die Europa einst zu einem Ganzen verbunden hat, zurückzugewinnen. Leopold Ziegler, der meisterliche Deuter der Zeit, behandelt in dieser kleinen Schrift eine jener Fragen, die im Verborgenen von nicht ausmeßbarer Tragweite sind

HOCHLAND-BÜCHEREI

IM KÖSEL-VERLAG ZU MÜNCHEN

(1951)

Ihren so schönen Brief an einen Gefallenen ins Haus[23] *– ich schenkte ihn heute an ein Ehepaar, welches den einzigen Sohn in Stalingrad verlor. Das Herz blutet mit ihnen – und doch sind sie noch nicht die Ärmsten.*

Nach dem vernichtenden Luftangriff auf Freiburg am 27. November 1944 gibt Schneider mit Datum vom 11. 12. 1944[24] ein knappes Lebenszeichen:

Unsere Wohnung wurde bewahrt, ist aber noch ohne Wasser und Gas. Das Unglück der armen Stadt ist furchtbar. Sühne, Buße, Vorbereitung, Advent.

Nach dem Zusammenbruch Deutschlands ist es Reinhold Schneider, der den Gesprächsfaden wieder aufnimmt. In seinem Schreiben vom 8. 4. 1946[15] sagt er dem Freunde:

Wie oft habe ich mir gewünscht Ihnen zu schreiben, vielmehr noch Sie zu sehen! Aber in dem ungeheuren Geschehen verstummen gerade die Worte, die dem Herzen am nächsten sind.

Schon eine Woche später meldet sich Ziegler aus Überlingen zurück mit Zeilen vom 14. 4. 1946:[26]

Von Ihnen durfte ich zum Glück immer wieder eine mehr oder minder zuverlässige Nachricht vernehmen. Ich durfte mich vor allem überzeugen, daß Sie leben und die Götzendämmerung vor einem Jahr überstanden.

Mit Schreiben vom 31. 5. 1948 bedankt sich Reinhold Schneider für Geburtstagswünsche. Ein Gedicht legt er bei mit Überschrift und Widmung: *Der Zug des Grales nach Indien. Für Leopold Ziegler in Verehrung.* Die erste Strophe dieses enigmatischen Sonetts soll hier wiedergegeben werden:[27]

Der Frevel müde will die heilige Schale
Nicht überm Berg mehr der Erwählung weilen;
Die Ritter gürten sich, und Engel eilen
Meerwärts voraus dem unbefleckten Strahle.

Und mit Schreiben vom 11. 6. 1948[28] lässt Schneider den Gedichtzeilen Zukunftswünsche folgen:

Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen die Genugtuung Ihrer gewaltigen Leistung und den Frieden, der sich schließlich denen mitteilt, die unsäglich gelitten und die Kämpfe des Geistes ausgetragen haben, vor allem aber den Fortgang Ihres Denkens und Wirkens.

Des 70. Geburtstages von Leopold Ziegler gedenkt Reinhold Schneider in einer Rundfunkansprache vom 30. April 1951 im Südwestfunk. Drei Tage zuvor hat er in seinem Glückwunschschreiben das Lebenswerk des Jubilars mit einem aufsteigenden Gebirge verglichen:[29]

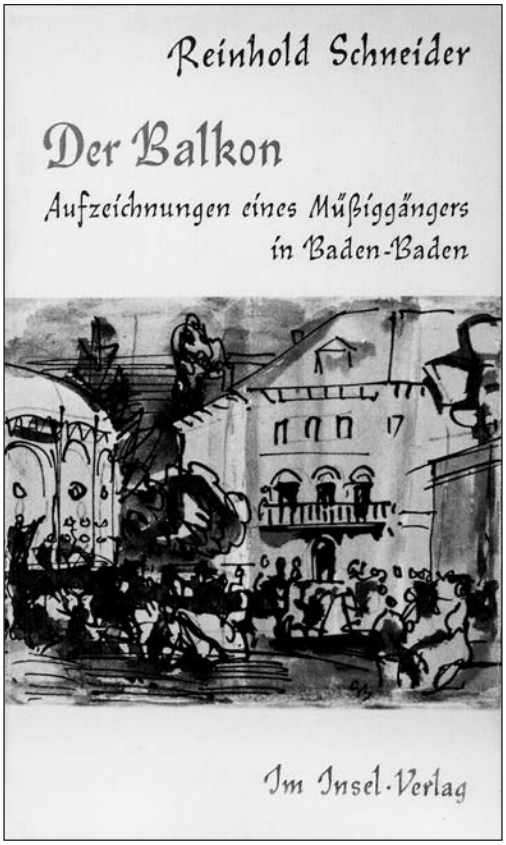
Aber die Gipfel ruhen im Licht. Es ist, glaube ich, ganz so, wie es vor Ihrem innern Auge stand – und es kann nicht anders sein, die Menschen müssen auf

dieses Gebirge blicken; sie werden von seinen kühnen Linien erhoben und müssen besser werden. Es ist ein Grenzgebirge; das fühlen Sie gewiß deutlicher, als die Mitlebenden das fühlen. Was dahinter liegt, weiß ich nicht. Aber es muß doch, im Laufe der vorbehaltenen Zeit, von den Menschen erstiegen werden …

Angerührt dankt Ziegler am 8. Mai 1951:[30]
Sie fühlen mit mir, daß Ihre Worte aus einer Innenschicht des „heilen Seins" her dringen, die man vielleicht das Charisma des Dichters nennen könnte. Ohne daß damit freilich ein Letztes auch nur angedeutet würde, welches auch hier ein Unsägliches bleibt und bleiben soll.

Für den Dichter Reinhold Schneider ist namentlich das Jahr 1951 belastet mit dem Kampf gegen die Wiederbewaffnung der jungen Bundesrepublik. Ein geteiltes Volk, das in der Gefahr des Bruderkrieges stehe und dessen Land zum Schlachtfeld der Welt werden könne, das dürfe, so ruft er, nimmermehr an Kampf denken. In der Öffentlichkeit wird sein friedfertiger Protest missdeutet, man will den unbequemen Mahner mundtot machen. Seine Beiträge in den Medien sind plötzlich nicht mehr erwünscht, der Absatz seiner Bücher gerät ins Stocken. Böswillig zetteln politische Gegner den sogenannten *Fall Reinhold Schneider*[31] an. Zeitgleich geht es mit der Gesundheit des Betroffenen bergab, er kann kaum noch reisen. Leidvoll bekennt er dem Überlinger Freunde am 25. 1. 1952 aus Freiburg:[32]
Wenn ich sonst schrieb, hatte ich die Ahnung neuer Perspektiven hinter der Arbeit. Dieses Mal hatte ich sie nicht mehr. Der Becher ist ausgegossen; und eine merkwürdige Lebensstimmung ist über mich gekommen, ein Gemisch von Dankbarkeit und Trauer. Natürlich kann ich nur ganz wenige Leser erwarten …

Ziegler antwortet postwendend am 28. 1. 1952:[33]
Nimmer hätte ich es aber auch nur für möglich gehalten, daß Sie, nicht nur der bedeutendste, sondern auch der anerkannteste, ja gefeiertste katholische Schriftsteller der Zeit, wegen der Veröffentlichung Ihrer Arbeiten je in Verlegenheit geraten könnten. Das ist zu absurd, um auch bloß glaubwürdig zu sein – und dennoch ist es wahr. Auch hier bekundet die Weltstunde mit grausiger Eindeutigkeit, was „im vollen Zuge" ist. Die usurpierende Macht lässt den Forscher, Denker, Dichter und Künstler, der wider den Stachel zu löcken wagt, einfach gar nicht an die Angesprochenen herankommen.



(1957)

In der Folgezeit erschöpft sich der Briefwechsel zumeist in kürzeren Mitteilungen über Befindlichkeiten sowie in Dankschreiben für zugesandte Literatur. Ausführlicher hat Ziegler Reinhold Schneiders Erinnerungsbuch *Verhüllter Tag* gewürdigt.[34] Mit einem letzten Brief vom 5. 11. 1955[35] erkundigt sich Schneider bei Martha Schneider-Faßbaender, der langjährigen Sekretärin Zieglers, nach dem

Ergehen des erkrankten Freundes. Ziegler selbst meldet sich daraufhin noch dreimal, und zwar im November 1955, sowie im Mai und Oktober 1956.[36] Reinhold Schneider aber antwortet nicht mehr. Die wieder aufgenommenen Reisen, Vortragsverpflichtungen und seine labile Gesundheit mögen ihn abhalten. Vielleicht findet er auch, nunmehr mit der Abfassung seiner autobiographischen Schriften beschäftigt, zu wenig Anknüpfungspunkte für eine Fortführung der in wohlüberlegte Formulierungen gekleideten, ästhetisch grundierten Diskussion. Gleichwohl gedenkt Reinhold Schneider im Frühjahr 1956 des Freundes Ziegler mit einer auch im Druck veröffentlichten Rundfunkansprache zum 75. Geburtstag.[37]

Beider Leben endet im selben Jahre: Reinhold Schneider verstirbt am 6. April 1958 in Freiburg, am 25. November 1958 folgt ihm in Überlingen Leopold Ziegler im Tode nach.[38] Der hinterlassene Briefwechsel bildet ein bedeutsames kulturgeschichtliches Dokument aus der Hand zweier Badener, die zu den großen Denkern des 20. Jahrhunderts gehören.

Anmerkungen

1 Badische Landesbibliothek Karlsruhe, Reinhold-Schneider-Archiv (RS-Archiv) K 2876, Nr. 1; Leopold-Ziegler-Stiftung (Hg.), Reinhold Schneider/Leopold Ziegler, Briefwechsel, Kösel-Verlag München 1960 (Briefwechsel), S. 23.
2 Leopold Ziegler, Briefe 1901–1958, 2. Aufl., St. Augustin 1997, S. 15, 42, 212; GesW, Bd. 3: Karl Hofer, Briefwechsel 1897–1954, Würzburg 2004, S. 13 ff.; GesW, Bd. 5: Briefe und Dokumente, Würzburg 2005, S. 178, 222.
3 Kurt Sontheimer, Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik, 1962, S. 57.
4 Leopold Ziegler, Das Lehrgespräch vom Allgemeinen Menschen in sieben Abenden, Hamburg 1956.
5 Gerd-Klaus Kaltenbrunner in: BadH 1993, S. 648.
6 Zur Biographie: Martha Schneider-Faßbaender, Leopold Ziegler, Leben und Werk, 1978; Andreas Cser, BB II, 1987, S. 319; Wolfdietrich von Kloeden in: Biographisch-bibliographisches Kirchenlexikon, Band XIV, 1998, Sp. 462 ff.; Dino Larese, Philosophen am Bodensee, 1999, S. 147.
7 Manfred Bosch in: BadH 2000, S. 111; ders. in: Paulus Wall (Hg.), Weltzerfall und Menschwerdung, Würzburg 2001, S. 12.
8 Reinhold Schneider, Verhüllter Tag, 4. Aufl., 1956, S. 134.
9 Jochen Klepper, Unter dem Schatten deiner Flügel, 1956, S. 712.
10 Zur Biographie: Cordula Koepcke, Reinhold Schneider, 1993; Reiner Haehling von Lanzenauer, Reinhold Schneider aus Baden-Baden, 2. Aufl. 1993; ders. in: Lebensbilder aus Baden-Württemberg, Bd. XX, 2001, S. 490; Bibliographie bei Wilpert/Gühring, Erstausgaben deutscher Dichtung, 1967, S. 1142.
11 Reinhold Schneider, Tagebuch 1930–1935, 1983, S. 82.
12 Peter Michael Ehrle in: Paul-Ludwig Weinacht (Hg.), Baden – 200 Jahre Großherzogtum, 2008, S. 148.
13 Briefwechsel, S. 24.
14 Eckart, Jg. 12, 1936, S. 490.
15 Briefwechsel, S. 33.
16 Briefwechsel, S. 49.
17 Briefwechsel, S. 71.
18 Briefwechsel, S. 86.
19 Hinweis in Briefwechsel, S. 174; Haehling von Lanzenauer (Anm. 10) S. 35.
20 Briefwechsel, S. 127.
21 Bei dem so bezeichneten Schwanengesang handelt es sich um Momberts Mythos Sfaira der Alte, 2. Teil, Winterthur 1942. Zur Biographie Momberts: Reiner Haehling von Lanzenauer, Lebensbilder aus Baden-Württemberg, Bd. XX, 2001, S. 422.
22 Briefwechsel, S. 144.
23 Reinhold Schneider, Laß uns zur Stimme Deiner Liebe werden. Worte an einen Gefallenen, Kolmar 1943 und GesW, Bd. 9, 1978, S. 481.
24 Briefwechsel, S. 157.
25 Briefwechsel, S. 158.
26 Briefwechsel, S. 160.
27 Briefwechsel, S. 166.
28 RS-Archiv K 2876 Nr. 77, nicht abgedruckt in Briefwechsel.
29 Briefwechsel, S. 174.
30 Briefwechsel, S. 176.
31 Ekkehard Blattmann, Reinhold Schneider Blätter 2007, S. 9.
32 Briefwechsel, S. 183.
33 Briefwechsel, S. 184.
34 Briefwechsel, S. 203 und oben Anm. 8.
35 Briefwechsel, S. 208.
36 Briefwechsel, S. 211, 212.
37 Reinhold Schneider, Pfeiler im Strom, 1958, S. 251.
38 Nachrufe: Werner Bergengruen, Gedenkwort für Reinhold Schneider, Jahrbuch der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung 1958, S. 137; Ernst Benz, Gedenkwort für Leopold Ziegler, daselbst, S. 169.

Anschrift des Autors:
Dr. Reiner Haehling
von Lanzenauer
Hirschstraße 3
76530 Baden-Baden

Reinhold Schneider

Baden

Nach langen Jahren des Lebens in der Fremde, wenn das Auge sich schon fast an den Horizont der Ebene gewöhnt hat, fühlt es plötzlich die Nähe der Bergwände als wunderbares Glück. Der Duft des Frühjahrs verschleiert die steilen, waldbekleideten Hänge, die hinter südlichen Nadelhölzern und weitverstreuten Blütenbäumen schimmern; der Raum schließt sich wieder, der so lange und vielleicht allzu lange offen war, und zugleich zieht die Ebene weit draußen mit den wandernden Wolken, dem dann und wann aufdämmernden Gebirgskamm jenseits des Rheines und dem blitzenden Stromlicht um so mächtiger hinaus. Das ist ja die Heimat immer gewesen: Umschlossenheit und ruhelose Sehnsucht; Hingabe an das Nächste, Vertrauteste und Verlangen nach der Weite, die doch nur der durchdringt, der sein Erbe mit sich trägt. Aber wahres Erbe will langsam errungen sein; und vielleicht gehört ein ganzes Leben dazu, daß wir den Ort begreifen, an dem wir geboren werden.

Wohl ist das Bild der Landschaft unverlöschlich der Seele eingeprägt: die ruhevolle Bewegung der steigenden, fallenden Waldberge, deren höchster an Hochsommertagen in den Glanz des Südens getaucht ist; die Burg, die unter der Last der Jahre noch immer ihre Form behaupten möchte, und die Felswände darüber, die alterlos zu sein scheinen und noch um vieles erfahrener sind als die Burg. Aber das Bild der Landschaft allein würde ja nicht genügen als schicksalsträchtiges Erbe; Heimat ist auch ein geistiger Raum, in den wir mit einem jeden Jahre tiefer eindringen. Und der Tag und das eigene Leben beginnen sich zu entschweren: hinter der kleinen Stadt im Tale und auf dem Schloßhügel wird eine andere sichtbar, die sehr viel kleiner und seltsamer ist; fast nur der mächtige Kirchturm und das Schloß wandern in dieses Bild vergangener Zeiten hinüber, Türme, Mauern und spitze Giebel wachsen auf und schieben sich zusammen; und die Stadt verändert sich wieder und wird noch kleiner. Die Trümmer auf dem Berge türmen sich zum stolzen Fürstensitze auf, Schatten kommen und gehen, immer fremdartigeren Ansehens. Hier, wo der heiße Quell aus der Tiefe bricht, kämpft sich auch die Geschichte aus unergründlicher Tiefe empor.

Immer mächtiger werden die Schatten, unwichtiger wird die Zeit. Der Zug der Cäsaren, der Glaubens- und Kreuzesprediger und Seelenhirten, der frommen Stifter und Stifterinnen und der Äbtissinnen des Frauenklosters im lichten Tale, der vorübereilenden Kaiser des Alten Reichs und seiner von Sorgen verzehrten Grenzwächter, die ruhmvollen und verehrungswürdigen Gestalten des uralten Herzogsgeschlechts, das ebenso gesegnet war an Kriegsglück wie an Heimsuchung, hoheitsvolle Männer und Frauen, die im vergangenen Jahr-

hundert noch den Adel ihrer Ämter trugen, und die unselig zerrissenen, dennoch vom Geiste immer wieder beglückten Menschen jenes Jahrhunderts erheben ihren Anspruch: unvergeßlich sind sie alle; sie alle haben eine Spur zurückgelassen, ein Gesetz gegeben. Wer dieses Tal verstehen will, muß ihnen einmal nachstreben und sie fragen, was sie für wert und groß gehalten, wofür sie gelebt und sich geopfert haben. Freilich kommt dann die Zeit, wo der Blick nachdenklicher wird, der Ruhm der großen Namen wieder fragwürdig erscheint; dann werden die Ruhmlosen und Halbvergessenen zu Begleitern, und es kann geschehen, daß ein Grabstein, der aus dem Friedhof gewiesen wurde, weil seine Stätte niemandem mehr teuer war, mit unkenntlicher Inschrift sehr viel mehr zu sagen hat vom Leben und von der Zeit und der Geschichte als die Chronik der Jahrhunderte. Es wird wieder still über dem gewaltigen Aufruhr der Bilder und Schatten, das bescheidene Lied eines Dichters ergreift nur deshalb, weil sein Sänger vergessen ist. Der Wald grünt wie immer, und draußen, am Westhange der Berge, glühen die Weinhügel über den Burgtrümmern und den weißen, von Linden umrauschten Dörfern; die Glocke schlägt wie immer; die Felsen tragen das letzte Licht des späten Abends über der verdunkelten Stadt. Alle die Gäste, die kamen und gingen, hier vielleicht ein Schicksal fanden oder sich ausruhten vom Schicksal, sind vorüber; die Sage, die dieses Tal so gern aufgesucht hat, Märchen und Mythe, die sich niemals ganz aus den dunklen Wäldern und vom Ufer ihrer Seen vertreiben ließen, kehren wieder. Über dem Kampfplatz der Geschichte leuchtet ihr verklärtes Bild: wieder, wie in der Geschichte, begegnet der Mensch den Gewalten zwischen Diesseits und Ewigkeit, wird er von ihnen überrascht, verlockt, behütet und gerettet; gleich der Burgfrau von Hohenbaden ringt er einsam mit den heraufdrängenden Mächten um sein letztes Gut, bis ihm von oben Hilfe wird. Und die leisesten Stimmen werden nun die vernehmlichsten: auf dem Mauerwerk der Römer ist die Kirche gegrundfestet; in dem ehrwürdigen Raum, wo die Seele geprägt wurde, wo das Unveränderliche schweigend fortbesteht über den einander ablösenden Geschlechtern und gerühmte Tote neben Vergessenen ruhn, strömt alle Zeit, alle Geschichte über in die Ewigkeit. Heimat im letzten Sinne kann nur der Ort sein, wo die Seele für ihre ewige Heimat erlesen wurde.

Wenn dann die Bilder der äußeren Wirklichkeit wieder aufleuchten, so sind sie noch frischer und schöner geworden. Die erhellte, durchläuterte Seele fühlt erst die rechte Dankbarkeit gegen das Licht des Himmels. Und in dem waldumkränzten, nach der Ferne gewendeten Flußtale scheint nun alles beschlossen, was ein Dasein erfüllen und bestimmen kann: hier ward die Seele für ihre Pilgerschaft ausgerüstet; und wie in der Geschichte der kleinen, von stärkstem Leben bewegten Ordnung, die sich um Schloß und Kirche zusammenfügte, sich alle Geschichte spiegelt, so in der Schönheit der zwischen Norden und Süden ruhenden Landschaft die Schönheit der Welt. 1938

Heinrich Hauß

Reinhold Schneider zwischen Existenz und Literatur, Andenken und wissenschaftlicher Rezeption

Reinhold Schneiders „wahrer einziger Beruf“*

I. „Mit wem haben wir es hier zu tun?“**

„Reinhold Schneider wurde in einer barbarischen Zeit zu einer moralischen Instanz.“

Lebensbeschreibungen oder Abhandlungen zu Reinhold Schneiders Leben und Werk beginnen in den letzten Jahren auffälligerweise mit Fragen wie: „Wer ist Reinhold Schneider?“ (Thiede) „Wer war Reinhold Schneider“? (von Lanzenauer) oder „Mit wem haben wir es hier zu tun“? (Kuschel). Diese für etablierte Schriftsteller ungewöhnlichen Fragen zeigen wohl unter anderem an, dass Reinhold Schneider „heute in Deutschland weithin vergessen ist“. Dies gilt, so E. Blattmann, „zumindest für die jüngere Generation und insbesondere der studentischen Jugend“[1]. Fragen wie „Was bleibt vom Werk?“ (v. Lanzenauer) weisen auf die Schwierigkeiten einer literaturhistorischen Verortung der Werke Reinhold Schneiders hin. Man gelangte schließlich zu der Einsicht, „Reinhold Schneider läßt sich kaum in gängige literaturwissenschaftliche Kategorien einordnen“[2]. Allerdings scheint diese Feststellung nicht für die Werke der letzten Phase zuzutreffen, die die meisten Interpreten durchaus der modernen Literatur zurechnen.

Die Einordnung eines Schriftstellers nach literaturwissenschaftlichen Kategorien bedeutet, dass nur das Werk des Schriftstellers in Betracht kommt, nicht in erster Linie die Person, wenn auch biographische Daten zur Deutung des Werks herangezogen werden können. Im Falle Reinhold Schneiders hat sich diese Rangordnung gerade umgekehrt. Die charismatische, moralische Person ist wichtiger geworden als das Werk der ersten und zweiten Schaffensphase. Diese Tatsache mag im Falle der Rezeption eine nicht unbeträchtliche Barriere für den heutigen Leser sein. Die Lesepraxis eines solchen Lesers ist wohl streng werkbezogen, dabei bestimmt „allein die Rezeption über den Charakter der Dichtung“. Das heißt, „das Christliche gilt dann nicht als Attribut des Textes, sondern des Lesers“ (G. Langenhorst, Stimmen der Zeit, 8/2007). Soweit ich sehe, fand der rezeptionsästhetische Ansatz für Reinhold Schneiders Werke überhaupt noch keine Anwendung.

Wenige Werke wie „Las Casas“ und die drei autobiographischen Schriften „Verhüllter Tag“ (1954), „Der Balkon“ (1957) und „Winter in Wien“ (1958) werden zur modernen Literatur gerechnet[3]. Die Schwierigkeit einer literaturwissenschaftlichen Verortung Schneiders hängt mit einer Entscheidung Schneiders selbst zusammen. In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hat Schneider die Entscheidung getroffen, „bewusst auf einen künstlerischen Anspruch für Teile seines Schaffens zu verzichten, weil er sich zu einem ‚religiösen Sanitätsdienst‘ einberufen fühlte und abberufen vom literarischen Leben in eine religiös geschichtliche Existenz“[4]. Schneider schrieb nun traktatähnliche kleine Schriften, die in der Nazizeit „trösten und stärken wollten“[5]. Die Texte sind heute „gewissermaßen historisch zu lesen und an ihren Ort zu begreifen … als Widerstand gegen die Zeit“. Schneider wurde durch die Schriften des religiösen Sanitätsdienstes zu einer moralischen Instanz und zum „Tröster seines Volkes“[6], aber eben zu dem Preis,

Reinhold Schneider. Aus: Edwin Marie Landau – Maria van Look – Bruno Scherer, Reinhold Schneider Leben und Werk im Bild. insel taschenbuch 1977, S. 223.

Pieter Breugel d. Ä., Der düstere Tag. Kunsthistorisches Museum Wien.
In Anlehnung an Bruegels gleichgestimmten Gemälde „Düsterer Tag" gab Schneider seinem Buch den Titel „Verhüllter Tag". Schneider schreibt dazu in „Verhüllter Tag": „Heute, da ich dies mit fünfzig Jahren schreibe, um mich und meine Zeit besser zu verstehen, habe ich für die Stimmung meines Lebens kein anders Bild als Breughels ‚Düsterer Tag'. Die Lebensstimmung ist angeboren, sie macht die Erfahrung nicht, aber sie korrespondiert. Sie ist ein Element des Geschicks. Über ihr glaube ich Führung erkennen, verehren zu dürfen" (S. 163).

dass diese Schriften an die damalige Situation gebunden bleiben und zudem religiös affirmativ und „kirchenidentifikatorisch" redeten. Nach Kuschel hat der Druck des widerchristlichen faschistischen Totalitarismus in dieser Zeit Schneider „so affirmativ, so äußerlich unerschüttert, so kirchenidentifikatorisch" reden lassen[7]. Kuschel hat in außergewöhnlicher Deutlichkeit das Profil des heutigen Lesers im Verhältnis zu diesen Schriften herausgearbeitet: Der heutige Leser „hat nicht mehr mit Schneider-Texten den Krieg geistig überlebt; er fühlt sich durch seine Schriften weder gestärkt noch getröstet; gibt dem Schriftsteller keinen Bonus mehr darauf, dass er damals bekennender Christ gewesen ist"[8]. Gemessen an der beispiellosen Wirkungsgeschichte der kleinen Schriften beklagt Michael Albus, dass Schneider heute keine Breitenwirkung mehr habe „wie noch in den Jahren des Zweiten Weltkrieges und danach"[9]. „Heute ist es still geworden um ihn. Viele kennen den Dichter und sein Werk nicht mehr" (v. Lanzenauer). Das ist gewissermaßen der Stachel im Fleisch der älteren Verehrer Schneiders, die Diskrepanz zwischen seiner Wirkung in der Kriegszeit und der frühen Nachkriegszeit und dem fast völligen Vergessen bald nach seinem Tode. Dieses Vergessen versucht man hin und wieder zu überbrücken, indem man Schneider einfach in einem „erratischen Block, einen Pfeiler im Strom" verwandelt (Bernhard Vogel).

II. Fehlende Breitenwirkung

„Was war er nicht alles im Urteil der Zeitgenossen und der Nachwelt".

Bernhard Vogel, Rede 1993

Eine Breitenwirkung religiöser Schriften ist bei dem radikal veränderten Denken der heutigen Leser und dem alles relativierenden Pluralismus überhaupt nicht mehr denkbar. Das „Verblassen der Anziehungskraft“ teilt Schneider mit anderen Schriftstellern der Nachkriegszeit, „die mit ihrem Schreiben kein Ende gemacht und keinen Anfang gesetzt haben“[10]. Auch haben die Leser heute ein anderes Verhältnis zur Produktion im diskursiven Bereich. Es geht um Ideen und Konzepte, die aber nur als Phasen eines dynamischen diskursiven Prozesses gesehen werden und keinen überdauernden Eigenwert besitzen. Im Grunde ist heute alles Übergang. Ekkehard Blattman hat gemeint, das Vergessen Schneiders sei auf „Entchristianisierung, die Erblindung der Lesenden für christliche Dimensionen“[11] zurückzuführen. Eine nicht zu vernachlässigende Rolle spielt aber auch die Einsicht in die Situationsgebundenheit und Vorläufigkeit allen Denkens. Nach den oben angeführten Fragen nach Person und Werk Reinhold Schneiders ist auch 50 Jahre nach seinem Tode notwendig, sich darüber zu verständigen, welche Fragen heute gestellt werden können. Sind es Fragen nach seiner „Aktualität“, gar seiner „Botschaft“, sind es Fragen nach der Anschlussfähigkeit seines Denkens, Fragen nach seiner zeitgeschichtlichen Einordnung, Fragen nach der wissenschaftlichen Aufarbeitung oder einfach Fragen nach seiner religiösen Existenz? Gegenwärtig bewegt sich die Rezeption zwischen frommen Wunsch und zaghaften Vorsatz: Wunsch, Reinhold Schneider einer breiteren Öffentlichkeit wieder näher zu bringen, Vorsatz, die in Stocken geratene Forschung wieder aufzunehmen.

Eine Positionierung Schneiders scheint auch heute nicht möglich. Die „Vollmitgliedschaft“ in der Literatur wird ihm verwehrt, die moralische Instanz, die er in der frühen Nachkriegszeit war, spielt für die heutigen Menschen keine Rolle mehr. Zeitgenossen und Nachwelt haben Reinhold Schneider mit einer Vielzahl von Ehren-Titeln überhäuft. „Was war er nicht alles im Urteil der Zeitgenossen und der Nachwelt: Zeitkritiker, Historiograph, Philosoph, Autobiograph, Erzähler, Essayist, Dramatiker, Lyriker, populärer Schriftsteller und Dichter von Rang – all das in einer Person“. Dazu noch „Visionär und Prophet“[12]. Die Zuschreibung so vieler Funktionen hat der Einschätzung Reinhold Schneiders nicht gut getan, ja eine realistische Einschätzung bis auf den heutigen Tag geradezu verhindert. Wenn es richtig ist, dass Reinhold Schneiders „Modernität“ darin besteht, dass es „kein einfaches, nach fertigen Schablonen zu beurteilendes Reinhold-Schneider-Bild geben kann“ (Thiede/Kuschel), dann muss man von allen Ehren-Titeln Abstand nehmen.

III. Reinhold Schneider zwischen Existenz und Werk, Andenken und Wissenschaftlicher Rezeption

„Reinhold Schneider hat das Leben eines auf exemplarische Weise gläubigen Christen und Beters geführt.“ Pirmin Meier

Die heutige Situation im Verhältnis zu Reinhold Schneiders Leben und Werk kann vielleicht, so weit ich sehe, durch folgende Gegensätze charakterisiert werden: Reinhold Schneider zwischen Existenz und Werk, Reinhold Schneider zwischen Andenken und wissenschaftlicher Rezeption. Der erste Teil des Gegensatzes bezieht sich auf Reinhold Schneider, der zweite Teil auf die Leser. Seit der Zeit des „religiösen Sanitätsdienstes“ in der späten Kriegszeit und der Position des Mahners in der Nachkriegszeit hat sich die literarische Produktion immer mehr von der Person Reinhold Schneiders abgelöst. Als Tröster, als Mahner,[13] als Prophet und Visionär[14] wurde seine Person zu Lebzeiten ein „Mythos“, „der sich auf das Nachwirken seiner Werke nicht günstig ausgewirkt hat“[15]. Wenn Schneider nicht mit den Kategorien der Literaturwissenschaft erfasst werden kann, wenn seine moralische Autorität an einen bestimmten Zeitraum gebunden bleibt und wenn er schließlich nicht nach „fertigen Schablonen“ betrachtet werden kann, wie sollen wir dann mit ihm umgehen?

Die Antwort auf die anfangs gestellten Fragen kann unter diesen Voraussetzungen vielleicht so beantwortet werden, dass wir es heute vornehmlich mit einem Autor der Werke

Pieter Breugel d. Ä., Seesturm.
R. Schneider schreibt dazu in „Winter in Wien“: „Das ist die Verdammnis zum Dasein, eine rotierende Hölle, das Nichts in der Erscheinungsform der Qual. Breugels später Seesturm (meine innere Landschaft); van Goghs immer wilder umwirbelnde, verbrennende Natur“ (S. 213).

der letzten Lebensphase zu tun haben und mit einem Menschen gelebter religiöser Existenz. Pirmin Meier hat das, was wir damit meinen, sehr präzise ausgedrückt: „Von 1937 bis 1958 hat Reinhold Schneider das Leben eines auf exemplarische Weise gläubigen Christen und Beters geführt“[16]. Ich wäre fast versucht zu sagen: Das muss genügen. Denn das ist seine Existenz. Und sie allein zählt.

Wenn es richtig ist, dass das (Gesamt-)Werk Reinhold Schneiders weitgehend in Vergessenheit geraten ist, dann werden wir uns in der Auseinandersetzung mit ihm verstärkt auf seine Existenz, auf sein (nicht literarisches) Lebenszeugnis beziehen müssen. Es geht gewissermaßen darum, Schneider zu seiner Existenz zu „befreien“.

Wenn Reinhold Schneider heute „aktuell“ bleiben soll, dann durch seine Existenz, weniger durch Inhalte, „zeitlose Themen“ und „Botschaften“. Die „subjektiv-widerständige Religiosität“ der späten Phase, die „Dissonanzen und Gegensätze“[17], die Zerreißprobe Glaube in Unglauben, Unglaube in Glaube – können nur gelebt werden. Sie bleiben im Leben, in der Existenz unversöhnt stehen. Literarisch lassen sich diese Dissonanzen und Gegensätze nicht mehr „aufheben“. Das „Einmalige eines jeden Menschen ist wichtiger als sein Erbe“, hat Schneider einmal gesagt[18]. Die einmalig gelebte Existenz, so könnten wir den Gedanken fortführen, ist auch für Schneider wichtiger als Literatur. Ganz im Sinne gelebter religiöser Existenz hat Friedrich Heer darauf hingewiesen, dass Reinhold Schneider ganze Existenz eine Einladung sei, „im offenen Raum seiner Fragen auszuharren“[19].

Ludger Lütkehaus hat in wenigen Sätzen festgehalten, was an Reinhold Schneiders Existenz der späten Jahre bemerkenswert bleibt:

„Vor allem gilt dies:

Ein von Grund aus Müder hält in unvergleichlich tapferer Weise aus und deckt mit der

persönlichen Sehnsucht nach dem tiefen Schlaf durchaus nicht ein überaus waches Bewußtsein zu.

Ein Schwermütiger, den wir nicht mit der erschreckenden Selbstgewissheit des normalen Lebens einen Kranken nennen sollten, gewinnt aus seinem Leiden Erkenntnis.

Und ein zum Tode Trauriger leistet in der Haltung ‚positiver Verzweiflung' (‚Balkon' 140) dem kollektiven Tode und der gegenwärtigen Machtgestalt Widerstand"[20].

Wenn wir meinen, wir sollten den Blick auf die Existenz Schneiders richten, dann vor allem auch deshalb, um ihn zu befreien von literarischen Ansprüchen, von Vereinnahmungen seiner Verehrer, den falschen Zuschreibungen durch die Nachwelt und verfehlter Hagiographie. Denn für den heutigen skeptischen Leser gilt wohl, dass, je höher der Mythos Schneider angesetzt wird, er desto unglaubwürdiger auf den wirkt, der sich heute mit ihm beschäftigt. Das Plädoyer für die Existenz kann aber nicht bedeuten, dass sie zu einer erneuten „Erhöhung" Schneiders führt, etwa dass er von vornherein für das „Dunkel vorbestimmt" worden sei (K. Pfleger) oder eine Stellvertreterfunktion mit seinem Leiden ausgeübt habe[21]. Die Akzeptanz Reinhold Schneiders fünfzig Jahre nach seinem Tode scheint ganz davon abzuhängen, dass seine Existenz nicht „in Dienst" genommen wird von wem auch immer und in welcher Absicht auch immer.

Karl Pfleger sieht den „wahren einzigen Beruf" Reinhold Schneiders darin, die tragische Wahrheit der Existenz zu finden und zu künden[22]. Die „Grundwahrheit" aber kann für uns nur die Wahrheit seiner Erfahrung sein. Das mindert den Rang dieser Erfahrung nicht, sondern nimmt sie existentiell ernst. Das Gewicht der Existenz Schneiders wird nur in dem Maße erkannt, wie ein Interpret das Gewicht seiner eigenen Existenz erkennt.

Ich denke, dass ein erhöhter Grad von Akzeptanz Schneiders bei den Zeitgenossen nur dann erreicht werden kann, wenn die außergewöhnliche Existenz Reinhold Schneiders ernstgenommen wird, seine Existenz als der „einzig wahre Beruf", und wenn wir ihn aus seiner Zeit heraus zu verstehen bereit sind, einer Zeit, die eine Zeit des Übergangs war. Man muss Schneider gewissermaßen zu seiner Existenz und Zeit „befreien" – ohne alle Hagiographie.

IV. Andenken, Vermittlung und Aktualität

Aktualität kann nicht postuliert werden. Sie ereignet sich.

Michael Albus, der Vorsitzende der Reinhold-Schneider-Gesellschaft, sieht als Aufgabe der Gesellschaft, „das Andenken" Reinhold Schneiders „heute lebendig zu erhalten". Nun ist der Erhalt des Andenkens an Reinhold Schneider sicher eine für die erwähnte Gesellschaft ehrenhafte Aufgabe. Andenken aber ist, wie ich meine, ein im Privaten und Emotionalen angesiedeltes Verhalten und daher wohl wenig geeignet, Schneider „wieder in das Blickfeld der Öffentlichkeit zu bringen". Überdies sind die Formen des „Andenkens" – Festreden zum Beispiel – äußerst begrenzt. Gerade Formen des Andenkens mögen unter Umständen zu einer „Petrifizierung eines Autorendenkmals führen". Das „Andenken" leistet im allgemeinen keine kreative Vermittlung des Autors. Schon 1981 sprach Müller-Schwefe davon, dass in der „dritten Phase" der Wirkung Reinhold Schneiders seine Stimme der Vermittlung bedürfe, und wir müssen in unser Zeit hinein vermitteln, was er uns zu sagen hat. Dazu bedarf es vieler Beiträge; wir brauchen Kommentare von Historikern und Zeitgeschichtlern, von Literaturwissenschaftlern und Psychologen, von Philosophen und Theologen zu seinem Werk[23]. Zwanzig Jahre später schreibt M. Albus: „Vieles von dem, was Schneider im sprachlichen Kleid seiner Lebenszeit gesagt und geschrieben hat muss übersetzt werden, das heißt, für heute interpretiert werden", allerdings heute, bescheidener als Müller-Schwefe, „in kleinen Schritten"[24]. Das Problem der Vermittlung wird von den Autoren gern mit Aktualität verbunden. Aktualität eines Autors kann aber nicht postuliert werden. Sie ereignet sich im Rezeptionsgeschehen oder sie bleibt aus. Und schließlich, welche Aktualität kann in Frage kommen? Die Aktualität des späten Schneiders von „Winter in Wien", der „provozierende" Schneider,[25] oder gar ein Schneider der „Botschaften"?[26]

V. Wissenschaftliche Rezeption

„Der Rhythmus der Forschung hat sich wesentlich verlangsamt." Ekkehard Blattmann

Das Andenken an Reinhold Schneider aufrecht zu erhalten – besonders durch die Reinhold-Schneider-Gesellschaft – ist relativ unabhängig von Zeitströmungen, die wissenschaftlich Rezeption Schneiders hängt dagegen von institutionellen, universitären Strukturen ab. Es müßten Doktorväter und Doktoranden gefunden werden, die sich des Themas annehmen. Nach Ekkehard Blattmann lag der Höhepunkt der Reinhold-Schneider-Forschung in den 70er und 80er Jahren und hat sich inzwischen verlangsamt oder ist ganz zum Erliegen gekommen[27]. Nach dem Überblick über die derzeitige Forschungssituation kommt Blattmann zu dem optimistischen Schluss, dass die Forschung „vielfach noch am Anfang stehe"[28].

Eine bewußte und gezielte Förderung wissenschaftlicher Arbeiten mahnt Blattmann bei der Reinhold-Schneider-Gesellschaft an. Den Forschungen sollte die RSG ein „Diskussionsforum" eröffnen, ja, sie sollte überhaupt Forschungspublikationen zur Kenntnis nehmen. Dazu wären von der RSG regelmäßig Neuerscheinungen zu rezensieren[29]. Blattmann entwickelt in seinem Vortrag eine lange Liste von Arbeitsvorschlägen. Wie weit sich ein neues wissenschaftliches Interesse an Reinhold Schneider im nächsten Jahrzehnt entwickeln wird, kann nicht vorhergesagt werden. Ich kann es mir eigentlich nur vorstellen in einem übergreifenden Rahmen von Arbeiten zu dem Zeitraum 1945 bis 1955.

Vielleicht ist angebracht, in einer Zeit der „Überwinterung" der Wissenschaft zwischen einem Reinhold Schneider als „Forschungsobjekt" und einem Reinhold Schneider des „Lebenszeugnisses" zu unterscheiden. Letzterer kann auch ohne extensive wissenschaftliche Forschung präsent sein.

Anmerkungen

* Die Formulierung stammt von Karl Pfleger.

** Die Frage wurde von Karl-Josef Kuschel formuliert („Vielleicht hält Gott sich einige Dichter").

1 Ekkehard Blattmann, Zum Stand der Reinhold-Schneider-Forschung, Reinhold-Schneider-Blätter Heft 18, Oktober 2006, S. 13.

2 Reiner Haehling von Lanzenauer, Reinhold Schneider, ein Dichter und sein Werk, Badische Heimat, Heft 1/2003, S. 16.

3 Reiner Haehling von Lanzenauer, Reinhold Schneider, Reinhold Schneider – Dichterwort in bewegter Zeit, Badische Heimat, Heft 2/1994, S. 255.
„Unvergängliche Zeugnisse aber bedeuten die drei Autobiographien und das aufrüttelnde Bekenntnis in ‚Las Casas'. Das ist und bleibt moderne Literatur".
Wolfgang Frühwald urteilt im Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache „In den Jahren seit der Gründung der BRD … entstand ein wertbeständiges autobiographisches Werk" (Bd. 10, 1991, S. 339).

4 Zitiert nach Cordula Koepeke, Reinhold Schneider, 1993, S. 177.

5 Es handelt sich um Broschüren wie u. a. „Der Überwinder", „Das Vaterunser", „Jetzt ist des Heiligen Zeit". Allein 1941 erschienen etwa zwölf Kleinschriften mit einer Auflage von mehr als einer Million (K. W. Reddemann, Der Christ vor einer zertrümmerten Welt, 1978, S. 100.

6 K. W. Reddemann, Der Christ vor einer zertrümmerten Welt, 1978, S. 100.
Walter Nigg: „Selten war einem Dichter vergönnt, in eine der schwersten Stunden der Geschichte auf solche Weise zum Tröster seines Volkes zu werden" (Reinhold Schneider, Leben und Werk in Dokumenten, 1969, S. 20).

7 K.-J. Kuschel, „Vielleicht hält Gott sich einige Dichter", 1991, S. 260.

8 A. a. O., S. 242.

9 Michael Ablus, Kleine Schritte, Reinhold-Schneider-Blätter, Heft 19, Oktober 2007, S. 5.

10 Elisabeth Endres, Die Literatur der Adenauerzeit, dtv, 1983, S. 64.

11 Blattmann, a. a. O., S. 14.

12 Bernhard Vogel, Rede gehalten bei der Jahrestagung der Reinhold-Schneider-Gesellschaft am 12. Mai 1993 in Baden-Baden.

13 Michael Albus, Kleine schritte. Über die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten der Reinhold-Schneider-Gesellschaft. Reinhold-Schneider-Blätter Heft 19, Oktober 2007.

14 Vogel, a. a. O., S. 27.

15 Reddemann, a. a. O., S. 91.

16 Kuschel, a. a. O., S. 262, zitiert nach Friedrich Heer.

17 R. Schneider, Verhällter tag, S. 24.

18 Friedrich Heer, Hochland, 1958, S. 523.

19 R. Schneider, Winter in Wien.

20 Ludger Lütkehaus, Reinhold Schneider: Todessehnsucht. Lust zum Untergang? In: Trauer und Widerspruch, Hrsg. Ekkehard Blattmann 1884, S. 66.

21 Karl Pfleger, Kundschafter der Existenztiefe, 1959. „Dass er für das Dunkel vorherbestimmt sei" (S. 241).
„Denn es ist undenkbar, dass sein düsteres Abenteuer der Tiefe ihn allein angeht. Was als unver-

meidliche Notwendigkeit erlebbar wird, hat einen universalen Charakter.

22 A. a. O., S, 245.

23 Hans-Rudolf Müller-Schefe, Die Botschaft Reinhold Schneiders als Herausforderung. An die Theologie in Widerruf oder Vollendung. Reinhold Schneiders „Winter in Wien“, 1981, S. 158.

24 Michael Albus, Kleine Schritte. Über die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten der Reinhold-Schneider-Gesellschaft in: Reinhold-Schneider-Blätter, Heft 19, Okt. 2007.

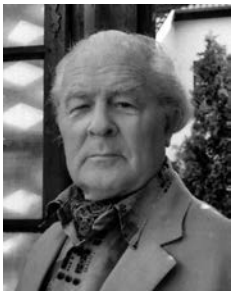
25 Ekkehard Blattmann, Welt im Feuer. Zu Reinhold Schneiders spätem Weltbild unter Erich Przywaras Einfluss in Trauer und Widerspruch, S. 68.

26 Bernhard Vogel, a. a. O.
In dem Kaptitel „Reinhold Schneiders – seine Botschaft heute“ zählt Vogel folgende Botschaften auf: „Reinhold Schneider ist der Verteidiger der Wahrheit gegen die Wirklichkeit.“ Gegen die Wirklichkeit im Namen der Wahrheit anschreiben, die Wahrheit gegen die Wirklichkeit verteidigen – die ist seine eigentliche historische Heldentat. (S. 27). „Versöhnung von Glaube und Macht – das war sein Ziel“ (S. 28) –. Eine weitere Botschaft für heute: „Die Gegenwart wird für Reinhold Schneider erst aus der Geschichte heraus verständlich. Das ist bis heute sein Vermächtnis: Reinhold Schneider war mutiger, geistiger Vorkämpfer für Freiheit und Menschenwürde“ (Seite 10).

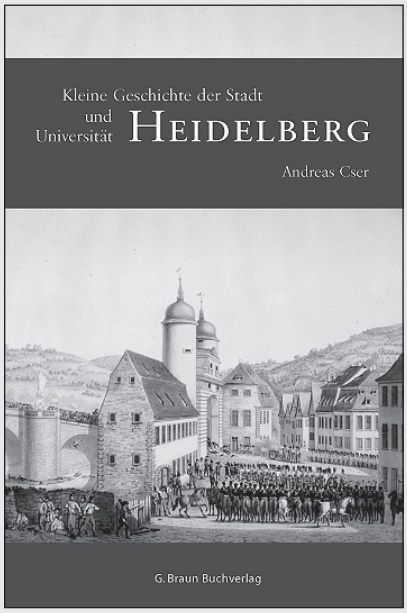
27 Ekkehard Blattmann, Zum Stand der Reinhold-Schneider-Forschung in: Reinhold Schneider Blätter, Heft 18, Oktober 2006, S. 16.

28 A. a. O., S. 30.

29 A. a. O., S. 16.



Anschrift des Autors:
Heinrich Hauß
Weißdornweg 39
76149 Karlsruhe



Jetzt neu

Kleine Geschichte der Stadt und Universität Heidelberg

von Andreas Cser

Der Autor berichtet von der Stadt und über die Heidelberger Universität von der Gründungsphase bis in die unmittelbare Gegenwart. Dabei werden etwa die mittelalterliche Wirtschaft, die Folgen der verschiedenen Konfessionswechsel und die Bewerbung der Universität als Exzellenzuniversität anschaulich beschrieben.

384 Seiten, 85 Abbildungen
ISBN 978-3-7650-8337-2
€ 19,90

G.BRAUN BUCHVERLAG

www.gbraun-buchverlag.de
E-Mail: info@gbraun-buchverlag.de

Thomas Adam

650 Jahre Bergfried (1358–2008)

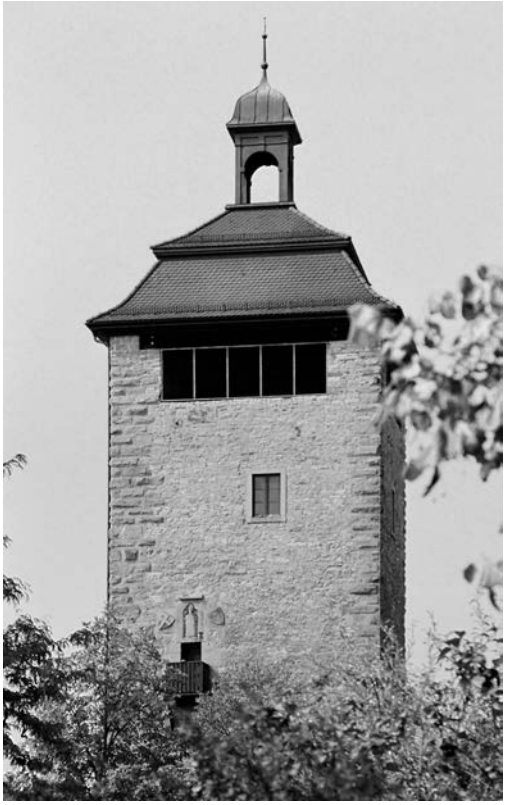
Ein starkes Stück Geschichte in Bruchsals Mitte

Er teilt seit weit über einem halben Jahrtausend die Schicksale der Stadt Bruchsal, er hat die freudigen Tage gesehen und die schlimmen. Ja, er ist gewissermaßen selbst ein Symbol der wechselvollen Stadthistorie und ein starkes Stück Geschichte mitten im Zentrum von Bruchsal. Vor genau 650 Jahren wurde der markante Bergfried, dieser mächtige mittelalterliche Burgturm des Alten Schlosses der Speyerer Fürstbischöfe, erstmals dokumentiert. Und er hat eine äußerst massive „Geburtsurkunde“: Eingemauert auf halber Höhe ist an seiner Ostseite bis heute das Steinrelief des Bischofs Gerhard II. von Ehrenberg mit der lateinischen Jahreszahl MCCCLVIII (1358) zu erkennen. Was übrigens nicht ausschließt, dass die ersten baulichen Ursprünge des Bergfrieds sogar noch viel weiter in die Vergangenheit zurückdatieren.

Das Alte Schloss und der Bergfried

Die Anfänge des Bruchsaler Alten Schlosses reichen wohl zurück bis auf den Speyerer Bischof Ulrich II. von Rechberg, der zwischen 1178 und 1189 regierte. Ulrich ließ mit erheblichen Mitteln aus seinem Privatvermögen nachweislich eine Burg in Bruchsal errichten. Er wählte dazu keinen höher gelegenen Standort auf den Hügeln, sondern das Schwemmland am Austritt des Saalbachs in die Rheinebene. Dorthin hatte der kleine Fluss im Laufe der Jahrtausende eine mehrere Meter mächtige Zunge aus Löss und Geröll geschoben, dadurch eine kleine inselartige Erhebung geschaffen, ein geeigneter Bauplatz für Ulrichs Anlage. Eine steinerne Umfassungsmauer samt Wehrturm muss sie besessen haben; ihr weit ausladender Innenhof dehnte sich über das erhöhte Schwemmland nach Westen und Süden aus. Gegen Lebensende schenkte Ulrich diese Burg um seines Seelenheils willen der Speyerer Domkirche und damit dem Bistum. So ging sie in die Verfügungsgewalt seiner Amtsnachfolger über.

Anfangs des 14. Jahrhunderts erlitt Bruchsal wiederholt Zerstörungen durch Kriegsereignisse: Sei es bei der Fehde zwischen den Herzögen Ludwig von Bayern und Friedrich von Österreich um die deutsche Königskrone, sei es beim Konflikt zwischen Berthold von



Der Bergfried in Bruchsal – ein mächtiges mittelalterliches Monument mitten in der Stadt Foto: Adam

Bischof Gerhard von Ehrenberg, Landesherr des Hochstifts Speyer von 1336 bis 1363 und Bauherr des Bergfrieds
Foto: Adam

Bucheck und Walram von Veldenz, die sich um den Titel des Bischofs von Speyer stritten. Walrams Verbündete, die Grafen von Württemberg, entschieden den Disput mit Schwertern und eroberten Bruchsal. Mag sein, dass die Burg der Speyerer Bischöfe in beiden Konflikten Schäden davontrug und wieder instand gesetzt werden musste. Vielleicht haben blutige Auseinandersetzungen wie diese bei den geistlichen Landesherren aber auch nur die Überzeugung gefestigt, wie wichtig es doch in solchen Fällen war, über gut ausgebaute Bollwerke zu verfügen. Jedenfalls ließ Bischof Gerhard II. von Ehrenberg die Burg 1358 als Verteidigungsanlage, Verwaltungssitz und Kerker neu errichten und gab einen massiven Wehrturm mit quadratischem Grundriss in Auftrag. Dieser Bergfried ist heute das älteste noch erhaltene Bauwerk der Stadt und markiert gemeinsam mit Marktplatz und Liebfrauenkirche zugleich ihr Zentrum. An der Nordflanke von Bruchsal gelegen, schützte er die bischöfliche Stadt an ihrer militärisch verwundbarsten Stelle unterhalb des Steinsbergs.

Bischöflicher Bauherr: Gerhard II. von Ehrenberg

Bildnis und Wappen des „Gerhardus de Ernberg episcopus Spirensis“ finden sich bis heute auf eingemauerten Steinplatten an der Ostseite des Bergfrieds. Als dessen Auftraggeber hat sich Gerhard hier ein dauerhaftes Andenken schaffen lassen. In die speyerische Geschichte ist er als Burgenbauer und Städtegründer eingegangen. Der Zustand des Landes war bei Ehrenbergs Amtsantritt alles andere als erfreulich. Seine Vorgänger hatten das Bistum politisch und wirtschaftlich bis zu einem Punkt heruntergewirtschaftet, an dem sie schließlich die weltliche Regierung dem mächtigen Erzbischof Balduin von Trier übertrugen. Der sollte retten, was noch zu retten war. Entsprechend musste Gerhard die Städte und Burgen seines Landes erst einmal auslösen, musste Einkünfte mehren, Schulden abtragen, Wehrbauten wiederherstellen, verlorenen Besitz zurückgewinnen. Nicht zuletzt dank guter Beziehungen zum kaiserlichen Hof gelang ihm während seines relativ langen Pontifikates (1336–1363) die Konsolidierung des Hochstifts.

Auch der wehrhafte Ausbau von Obergrombach, heute Stadtteil von Bruchsal, fällt maßgeblich in die Zeit des Gerhard von Ehrenberg. Seit dem 13. Jahrhundert führt die Siedlung bereits die Bezeichnung „Stadt“. Heute gehört das mittelalterliche „Städtl“ zweifellos mit zu den sehenswertesten geschlossenen Ortskernen im nordbadischen Raum.

Der Bergfried im Bauernkrieg

1525 tobte auch im Kraichgau und am nördlichen Oberrhein der Aufstand der Bauern. Einer der rebellischen Trupps, der Bruhrainer Haufen, besetzte Bruchsal am 23. April 1525. Offensichtlich schlossen sich viele Einwohner dem Aufstand nicht ungern an. Der Landesherr, Bischof Georg, fühlte sich jedenfalls bedroht und floh am Tag nach der Besetzung Bruchsals ins sichere Heidelberg. Dort

Bergfried und Bürgerzentrum bei Nacht – heute bilden der mittelalterliche Turm und der moderne Veranstaltungsgroßbau eine kompakte und harmonische Einheit

Foto: BTMV

Auch im Speyerer Dom wird an Bischof Gerhard von Ehrenberg, der als eine wichtige politische Persönlichkeit im deutschen Südwesten des 14. Jahrhunderts gewertet werden darf, durch ein Epitaph aus Stein erinnert
Foto: Archiv der Generaldirektion Kulturelles Erbe, Mainz. Aufnahme: Loesti

regierte sein Bruder als Kurfürst Ludwig V. von der Pfalz.

Im Mai 1525 rüstete Kurfürst Ludwig, genannt „der Friedfertige“, zum Kriegszug gegen die Revolution. Keine drei Tage dauerte es, bis der gesamte Bruhrain unterworfen war. Bruchsal ergab sich am 25. Mai, dem Himmelsfahrtstag, „auf Gnade und Ungnade“ den Truppen des Kurfürsten. Nach einer mahnenden Belehrung der Bevölkerung wurden bis zu siebzig Bruchsaler Bürger und Bauern von den Pfälzer Landsknechten inhaftiert und in den Bergfried geworfen. Dessen Räumlichkeiten waren für die vielen Gefangenen bei weitem nicht ausreichend, so „das sie beynahe erstickt weren“. Der Fürst ließ fünf Männer enthaupten. Auch die anderen sollten zunächst hingerichtet werden – man wollte ein Exempel statuieren –, doch als von verschiedenen Seiten Fürsprache geleistet wurde, setzte man sie wieder auf freien Fuß. In diesen Tagen endete auch der Anführer eines zweiten Bauernhaufens, der Pfarrer Anton Eisenhut, in Bruchsal unter dem Henkersbeil. Die Männer der bruhrainischen Dörfer mussten sich in der Stadt den Siegern unterwerfen, mussten ihre Anführer benennen und ausliefern sowie, unter Androhung von Pfändungen, die Kosten des Militäreinsatzes mittragen. Bruchsal selbst, und diese Strafe traf schwer, hatte außerdem die Tore seiner Stadtbefestigung niederzureißen. Mit Handeid kehrten die Bürger und Bauern in die Treue zu ihrem geistlichen Fürsten zurück.

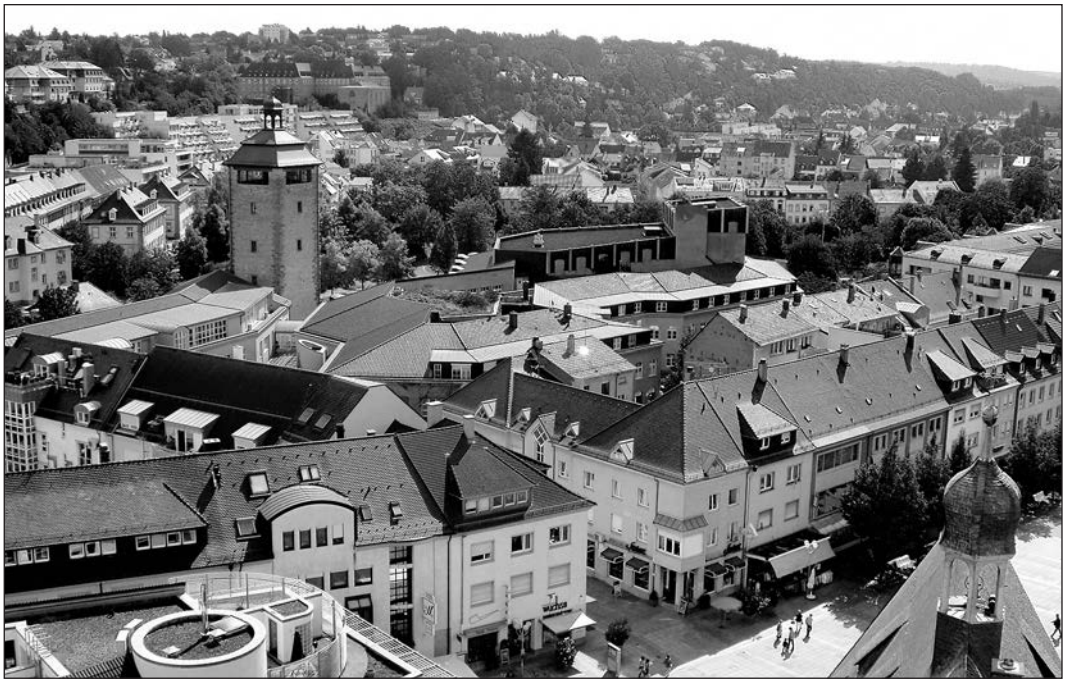
Vom Barock zur Gegenwart

Auch in späteren Jahrhunderten blieb der Bergfried als Teil des Alten Schlosses ein bedeutender baulicher Fixpunkt in Bruchsals Mitte. Im 18. Jahrhundert, als die Fürstbischöfe sich um die Neugestaltung des Stadtbildes bemühten, erhielt auch er einen „Anstrich“ ganz im Stil der damaligen Zeit. Dem massigen Turm, ausgebrannt während der langen vorangegangenen Kriege, wurde eine barocke Haube verpasst. Diese trägt er, zwischenzeitlich natürlich erneuert, bis heute.

Die Kriegszerstörung vom 1. März 1945 haben die dicken Mauern des Bergfrieds zumindest äußerlich unbeschadet überstanden. Seit 1987 ist er – als ältestes erhaltenes Bauwerk von Bruchsal – nach grundlegender Sanierung und Öffnung für Besichtigungen mit in das Gesamtareal des Bürgerzentrums einbezogen. Im Rahmen von Stadtführungen ist es möglich, ihn zu besteigen und den freien Blick über Bruchsal, die Rheinebene und das Saalbachtal hinauf in Richtung Heidelsheim zu genießen.

Ein Jubiläumsjahr rund ums Mittelalter

650 Jahre Bergfried – ein willkommener Anlass, im Jahre 2008 durch eine Vielzahl von Veranstaltungen das Mittelalter in Bruchsal lebendig werden zu lassen. Vom 2. Bergfried-Spectaculum und dem Obergrombacher Burgfest über Vorträge und Ausstellungen bis hin zu Film, Theater und Musik reicht das bunte Programm. Insgesamt fast 60 Einzelveran-



Blick von der Stadtkirche auf Bruchsal, links im Bildzentrum das Bürgerzentrum und der Bergfried Foto: Birkle/Cramer

staltungen machen in der Kernstadt sowie in allen Stadtteilen regionale Historie lebendig und regen auch an zum Nachdenken über die Bedeutung des Vergangenen für die heutige Zeit. Hier eine Auswahl mit speziellen Veranstaltungen rund um den Bergfried:

2. Bruchsaler Bergfried-Spectaculum
Freitag, 2. – Sonntag, 4. Mai 2008
18–24 Uhr (Fr), 12–24 Uhr (Sa), 11–18 Uhr (So)
Bürgerpark Bruchsal (Am Alten Schloss/Dr.-Karl-Meister-Straße)
Eintritt frei
Am 650. Jahrestag der Errichtung des Bruchsaler Bergfriedes durch Bischof Gerhard von Ehrenberg lebt am Fuß des mächtigen Turmes das Mittelalter wieder auf. Zahlreiche historische Gruppen und Marktstände sowie ein attraktives Rahmenprogramm versetzen die Besucher zurück in die Epoche der Könige und Ritter, der Ordensbrüder und leibeigenen Bauern.
Veranstalter: Kultur- und Heimatverein Bruchsal, Fanfarenzug Bruchsal und „Brusler Schwallebrunnegeister“ in Zusammenarbeit mit der Stadt Bruchsal
Internet: www.bergfried-spectaculum.de

Bruchsal 2008. Bergfried 650. Blende 16.
Fotowettbewerb
Einsendeschluss: Freitag, 16. Mai 2008
Wenn in diesem Jahr der Bergfried 650 Jahre alt wird, sollen (sich) möglichst viele Fotografen, Profis wie Amateure, im wahrsten Sinn des Wortes ein Bild von ihm machen. Unter dem Titel „Bruchsal 2008. Bergfried 650. Blende 16.“ hoffen die Ausrichter auf innovative und einfallsreiche Bildarbeiten mit dem Motiv des historischen Bollwerks. Der Wettbewerb ist dotiert mit einer Gesamtsumme von 1500 Euro.
Ausrichter: Sparkasse Kraichgau und Stadt Bruchsal

„Wenn der Bergfried erzählen könnte“ – 650 Jahre Geschichte in Bruchsals Mitte
Mittwoch, 9. Juli 2008
20:30 Uhr
Vortrag von Thomas Adam
Atrium beim Bergfried (Am Alten Schloss). Sitzkissen sind mitzubringen. Bei Regen oder ungünstiger Witterung findet die Veranstaltung im Sitzungssaal des Rathauses am Marktplatz, Kaiserstraße 66, 1. OG statt.
Eintritt frei
Wenn der Bergfried erzählen könnte: Mitten in Bruchsal war er Zeuge, Schauplatz und Opfer unzähliger historischer Ereignisse, nicht wenige davon blutiger Natur. Von seinem bischöflichen Baumeister Gerhard von Ehrenberg im 14. Jahrhundert, von der langen Zeit als Gefängnis und seiner heutigen friedlichen Nutzung als Aussichtspunkt mit weitem Blick ins Umland berichtet dieser Vortrag.
Veranstalter: Volkshochschule Bruchsal

650 Jahre Geschichte: Der Bruchsaler Bergfried
Sonntag, 14. September 2008
11:30 Uhr
Führung und Turmbesteigung mit Bertold Koehlen
Treffpunkt: Bergfried/Am Alten Schloss
Teilnahme kostenfrei.

Vor der Kriegszerstörung 1945: Der Bergfried und das Alte Schloß der Fürstbischöfe von Speyer. Foto: Stadtarchiv Bruchsal

Auch am Tag des offenen Denkmals, dem 14. September 2008, dreht sich in Bruchsal und seinen Stadtteilen unter dem Motto „Vergangenheit aufgedeckt“ alles um mittelalterliche und frühneuzeitliche Geschichte. Die Führung unter Leitung von Bertold Koehlen beleuchtet insbesondere die Baugeschichte des Turmes als Teil der alten Bruchsaler Bischofsburg und wichtiges Element der mittelalterlichen Stadtbefestigung.
Veranstalter: Stadt Bruchsal

Bischof Gerhard von Ehrenberg: Leben und Zeit
Dienstag, 21. Oktober 2008
19:30 Uhr
Vortrag von Prof. Dr. Hans Ammerich
Pfarrheim St. Peter, Peter-und-Paul-Straße 55
Eintritt frei. Um eine Spende für den Förderverein St. Peter wird gebeten.

Als Burgenbauer und Städtegründer ist Bischof Gerhard II. von Ehrenberg in die Geschichte des nördlichen Oberrheingebiets eingegangen. Ohne ihn würde es auch den mächtigen Bergfried im Herzen von Bruchsal nicht geben. Dr. Hans Ammerich, Leiter des Bistumsarchivs Speyer, erinnert in seinem Vortrag an diese einflussreiche südwestdeutsche Persönlichkeit des 14. Jahrhunderts.
Veranstalter: Kolpingsfamilie Bruchsal und Kultur- und Heimatverein Bruchsal in Zusammenarbeit mit dem Roncalli-Forum Karlsruhe und der Stadt Bruchsal

Service und Information
Informationen zu sämtlichen Veranstaltungen des Bruchsaler Mittelalter-Jahres 2008 sowie das Jahresprogramm sind zu erhalten bei:
Stadt Bruchsal, Hauptamt, Abt. III
(Kultur und Veranstaltungen)
Kaiserstraße 66,
76646 Bruchsal
Tel. 0 72 51/79-380, -183 und -103
Fax 0 72 51/79-11-380
E-Mail:
Thomas.Adam@Bruchsal.de

Anschrift des Autors:
Thomas Adam
Stadt Bruchsal
Kaiserstraße 66
76646 Bruchsal

Elmar Vogt

Denn brieffe vnd sigil geloubet man gern …[1]

Versuch eines Siegelnachweises am Beispiel der Gemeinde Hausen im Wiesental (Landkreis Lörrach)

… als vielgestaltige Zeichen privaten oder staatlichen Anspruchs

„Fahnen und Flaggen, Grenzsteine und -pfähle, Siegel und Wappen begegnen jedermann als vielgestaltige Zeichen privaten oder staatlichen Anspruchs. Sie gestatten eine schnelle Orientierung am geschichtlichen Werdegang eines Ortes, einer Landschaft oder eines Geschlechtes, bieten aber auch dem Bewohner oder Besucher einer Region eine gute Gelegenheit zum weiteren Kennenlernen seiner Umwelt, die nicht zuletzt von historischen Voraussetzungen bestimmt ist“.[2]

Am ehesten wird der Bürger wohl bei einer Verlängerung seines Ausweises, bei einer amtlichen Beglaubigung oder in Verbindung mit dem Schulzeugnis mit einem Siegel in Berührung kommen.

Sphragistik – oder: Siegel als Beglaubigungsmittel

Sphragistik (vom griech. sphragis = Siegel) ist die Kenntnis der Siegel (lat. sigillum = *Bildchen*) und insbesondere der Urkundensiegel. Sie bildet eine der Hilfswissenschaften der Geschichte. Untersucht wird dabei die physische Beschaffenheit der Siegel, aus der auf die Zeit der Entstehung oder Anbringung der Siegel geschlossen werden kann. Daneben ist auch die kunsthistorische Entwicklung von Siegeln interessant, die Rückschlüsse auf Kleidung, Bewaffnung und unter Umständen auch auf die *Stadt- und Ortsgeschichte* ziehen lassen. Dort wo Wappen und Herrschersymbole betroffen sind, ergeben sich Überschneidungen zur Heraldik.

Siegel wurden bis zur Erfindung anderer Techniken zum Verschluss von Briefen verwendet. Der Empfänger eines versiegelten Briefes konnte nur im Fall der Unbeschadetheit des Siegels davon ausgehen, dass dieser nicht bereits zuvor von anderen Personen gelesen worden war. *Wichtiger als diese Verschlussfunktion* ist für die Historiker die *rechtliche Bedeutung von Siegeln*. Während des Mittelalters entwickelte sich die Besiegelung zur wichtigsten rechtlichen Form der Beglaubigung von Dokumenten: Ein Geschäft galt erst dann als abgeschlossen, wenn die Vertragspartner die Vertragsurkunden besiegelt hatten.

In vielen Bereichen der Geschichte ist das örtliche Rathaus die erste Anlaufstelle für Auskünfte und Nachforschungen im Gemeindearchiv. Die Abbildung zeigt das Rathaus in Hausen im Wiesental in der Bahnhofstraße 9, nach einer Kohlezeichnung von Martin Kaiser. Bildvorlage des Verfassers

Jedes Dokument[3], das Anspruch auf Rechtserheblichkeit oder auch nur auf Glaubwürdigkeit erhebt, bedarf einer Beglaubigung. Durch sie verbürgt sich der Verfasser für den Inhalt, der Schreiber für die Ab- bzw. Niederschrift, der Bearbeiter für seinen Vermerk, oder ein Dritter bestätigt die Echtheit eines Dokuments.

Diese und weitere Anwendungsfälle der Beglaubigung treten auf, seit es schriftlich fixierte Rechtshandlungen beziehungsweise Dokumente anderer Art gibt.

Noch heute werden amtliche Dokumente mit der modernen Form des Siegels – dem Gummistempel – beglaubigt. Auch die Klebe-Plaketten auf unseren Kfz-Kennzeichen können als zeitgenössische Siegel bezeichnet werden.

Die vielfältige Anwendung der Beglaubigung hat eine Reihe von Beglaubigungsmitteln hervorgebracht, die in erster Linie dazu dienen, ihren Inhaber, der mit seiner Person dafür einsteht, eindeutig zu identifizieren. Voraussetzung ist aber die *Beherrschung des Schreibens und Lesens* durch den Anwender und durch diejenigen Personen, die die Beglaubigung akzeptieren sollen. Dementsprechend spielte die Unterschrift im Mittelalter, als diese Fähigkeiten nur in eingeschränktem Maße verbreitet waren, eine untergeordnete Rolle. In dieser Zeit wurden Personen oder Personengruppen in erster Linie mit Hilfe von Zeichen und Symbolen (Wappen, Steinmetzzeichen, Hausmarken, Signete und anderem) identifiziert, die teils allein, teils in Kombination mit dem ausgeschriebenen Namen sowie mit weiteren Angaben benutzt wurden. Hier sind vor allem die Siegel zu nennen, die bereits im Altertum Verwendung fanden und sich neben der Unterschrift (im amtlichen Schriftverkehr gemeinsam mit der Unterschrift als Beglaubigungspaar) bis in die Gegenwart behaupten konnten. Daneben spielten auch die Notariatssignete eine Rolle. Auch in Märchen und Sage erscheint zum Beispiel der Siegelring als Erkennungszeichen oder Botschaft *eines Abwesenden.* Aus dem Siegel entwickelte sich der Stempel als wichtiges Beglaubigungsmittel der Neuzeit.

Seit dem 19. Jahrhundert, vereinzelt auch früher, wurden gekennzeichnete Beschreibstoffe (dazu gehören auch Briefköpfe, Urkundenformulare usw.) verwendet.

Sie geben dem Dokument bereits eine gewisse Echtheitsversicherung, die aber nur in *Verbindung* mit der *eigentlichen Beglaubigung rechtswirksam* ist. Darauf kann an dieser Stelle ebenso wenig eingegangen werden wie auf weitere Formen der Beglaubigung von Dokumenten, die ohne spezielle Beglaubigungsmittel realisiert wurden. (An dieser Stelle sei auf die Literatur im Anhang dieses Beitrages verwiesen). Die entscheidende Bedeutung der Beglaubigung für die Beweiskraft der Dokumente erklärt, warum die Beglaubigungsmittel stets im Mittelpunkt von *Fälschungsversuchen* standen. Neben der einfachen Unterschriftsfälschung waren dafür vor allem die Siegel prädestiniert. Dabei wurden sowohl Siegelabdrücke und Typare gefälscht wie auch echte Siegel an gefälschten Urkunden befestigt beziehungsweise Siegelstempel missbräuchlich benutzt. Deshalb spielen die Siegel bei der Beurteilung der Echtheit von Urkunden durch die Forschung auch heute eine wichtige Rolle.

Siegel als älteste Beglaubigungsmittel

Die Siegel sind die ältesten Beglaubigungsmittel. Seit dem 4. Jahrtausend v. Chr. nachweisbar, spielten sie im Alten Orient und in der Antike eine Rolle. Neben ihrer Hauptfunktion fanden sie als Verschlussmittel und zur Legitimation sowie allgemein als Kennzeichnungsmittel Verwendung. Im Mittelalter wurde das Siegel zum allgemein anerkannten, wichtigsten und lange Zeit nahezu alleinigen Beglaubigungsmittel. Seine Stellung festigte sich derart, dass auch der Aufstieg der Unterschrift in der Neuzeit es nicht völlig verdrängen konnte, sondern im amtlichen Gebrauch das Beglaubigungspaar *„Siegel – Unterschrift“* entstand.

Seine große Wirkung schöpft das Siegel aus der *Kombination* von *Schrift* und *Zeichen,* wodurch auch der Schriftunkundige in der Lage ist, den Siegelinhaber zu identifizieren. Der Zweck des Siegel ist es, mit Hilfe der vom Typar erzeugten besonderen figürlichen und (oder) inschriftlichen Kennzeichnung den *Willen des Siegelinhabers zu beweisen.*

In Deutschland waren es zuerst die Könige und Kaiser, die Siegel zur Beglaubigung ihrer Urkunden und zum Verschluss ihrer Briefe verwendeten. Ihnen folgten bis zum 12. Jahrhundert die Bischöfe und Reichsfürsten, sodann Domkapitel, Klöster, Städte, und seit dem 13. Jahrhundert benutzten auch Adlige,

Bürger und freie Bauern, weiterhin Kirchen, Universitäten, Hospitäler, Gerichte, Dörfer und Zünfte sowie Ämter und Behörden Siegel.

… ergibt sich aus ihrer Verwendung und aus bestimmten äußeren Merkmalen

Eine Unterscheidung von Siegeln nach verschiedenen Arten ergibt sich aus ihrer Verwendung und aus bestimmten äußeren Merkmalen. Oft erfolgt die Besiegelung der Dokumente je nach ihrer Bedeutung entweder mit dem großen oder dem kleinen Siegel des Ausstellers.

Siegel besitzen nach ihren Bestandteilen und Eigenschaften – ähnlich den Urkunden – *innere und äußere Merkmale* und zusätzlich *konstante* und *variable* Merkmale. Die inneren Merkmale, die die Aussage des Siegels enthalten, das heißt die den Siegelinhaber bezeichnen und die Beglaubigungsfunktion realisieren, sind das Siegelbild und die Umschrift. Äußere Merkmale sind zunächst Form und Größe des Siegels. Diese vier Merkmale sind durch das Typar (Petschaft, Siegelstempel) bestimmt, also konstant. Die weiteren äußeren Merkmale (Material, Farbe, Befestigung, Schutz und Gestaltung der Rückseite) sind variabel, weil sie bei jeder einzelnen Besiegelung erneut entstehen beziehungsweise festgelegt werden.

Siegelbilder

Die auf dem Siegel sichtbare Abbildung besteht in der Regel aus einem Bild, das von der Umschrift umgeben ist. Selten wurden Siegel verwendet, die nur eine Umschrift oder ein Bild zeigen. Die Siegelbilder stellen den Siegelinhaber selbst *(Porträtsiegel)* oder sein Wappen *(Wappensiegel)* dar oder enthalten ein anderes Bild *(Bildsiegel)*.

… was auch zu sprachlichen Unklarheiten geführt hat

Im 18. Jahrhundert wurde damit begonnen, gefärbte Siegelstempel direkt auf das Papier zu drücken. Dabei wurden das Siegelbild und die Umschrift, die in das Typar eingetieft sind und auf dem Siegelabdruck erscheinen, weiß auf farbigem Untergrund abgebildet. Die so entstandenen Abdrücke sind *in der Regel undeutlich,* da viele Details nicht sichtbar werden, so dass vor allem das Bild oft nur in den Umrissen erscheint. Um Abbildungen zu erhalten, die den bisherigen Siegelabdrücken qualitativ gleichwertig sind, wurden die Stempel umgekehrt angefertigt, so dass die darzustellenden Teile auf dem Stempel erhaben und auf dem Abdruck farbig und auf weißem Untergrund erscheinen. Damit ist ein eindeutiges Unterscheidungsmerkmal zwischen Typar und Stempel gegeben. Bereits im 16. Jahrhundert sind vereinzelt Stempel verwendet worden.

Der allgemeine Übergang zur Verwendung von Stempeln begann, als das Aktenwesen soweit ausgebildet war, dass Siegelabdrücke in Lack oder gar Wachssiegel auf den Dokumenten im täglichen Gebrauch nicht mehr verwendet werden konnten. Seitdem haben die Stempel, die zunächst aus den gleichen Materialien wie die Typare, später vorwiegend aus Gummi hergestellt wurden, viele Funktionen der Siegel übernommen, *was auch zu sprachlichen Unklarheiten geführt hat* (zum Beispiel ist das „Dienstsiegel“ einer Institution oder Behörde ein Stempel). Während diese *„Siegel-Stempel“* in Form und Aufbau an die Siegel anknüpfen, sind die meisten der zu Beglaubigungszwecken benutzten Stempel reine Schriftstempel.

Informationen zur Kommunalheraldik

Die badische Staatsverwaltung hatte seit Ende des 19. Jahrhunderts die Gemeinden immer mehr gedrängt, eigene Wappen zu führen und in den Siegeln als *ihre Kennzeichen* zu verwenden. Das Badische Generallandesarchiv (GLA) in Karlsruhe war gehalten, im Einzelfall entsprechend der Geschichte der Gemeinde und dem heraldischen Herkommen ein stilgerechtes Muster zu entwerfen. Seine Annahme war der Gemeinde vorbehalten. Die Annahme wurde dann dem Innenministerium angezeigt und von diesem – falls nicht wichtige Gründe entgegenstanden – zur Kenntnis genommen.

Die Wappenfähigkeit der Stadt war nie strittig. Beim Dorf wurde sie – je nach *Herrschaftszugehörigkeit – lange verneint*. Die

unterschiedliche Behandlung der Gemeinden in der Frage der Führung von Wappen dauerte in den einzelnen Ländern des Deutschen Reiches bis in das 20. Jahrhundert hinein. Erst die Deutsche Gemeindeordnung hat 1935 die Stadtgemeinden und die Landgemeinden insoweit gleichgestellt. Die Gemeindeordnung für Baden-Württemberg beruht auf dieser Regelung.

Die Gemeinden dürfen ihre bisherigen eigenen Wappen und Flaggen beibehalten. Doch ist die Führung des Bundeswappens oder von Teilen des Landeswappens nicht gestattet. Einer Gemeinde ohne eigenes Wappen oder mit dem Wunsch nach Änderung des bisherigen kann auf Antrag das Recht verliehen werden, ein neues Wappen und eine neue Flagge zu führen. In heraldischen, historischen und künstlerischen Fragen ist die Stellungnahme der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg zu berücksichtigen.[4]

Die Verleihung von Wappen und Flaggen ist keine Maßnahme der Gemeindeaufsicht, *sondern ein staatlicher Hoheitsakt.* Im Dienstsiegel führt die Gemeinde grundsätzlich ihr eigenes Wappen. Die Gemeinden ohne eigenes Wappen haben *als Dienstsiegel das kleine Landeswappen mit dem Namen der Gemeinde als Umschrift.*

Hervorzuheben sind die sogenannten *„redenden Wappen“.* Das Wappenbild spielt hier an auf Namen, Spitznamen, Ereignisse in der Gemeindegeschichte. Wappen, Flaggen und Dienstsiegel sind Hoheitszeichen *kommunaler öffentlich-rechtlicher Körperschaften.* In ihnen spiegelt sich der Selbstverwaltungsgedanke wider.

Historische Hilfswissenschaften

Unter anderem zählen die Wappenkunde *(Heraldik)* und die Siegelkunde *(Sphragistik)* zu den historischen Hilfswissenschaften (s. a. A. v. Brandt bei den Literaturangaben).

Bereits im 14. Jahrhundert begannen sich Wissenschaftler für heraldische Fragen zu interessieren und die Systematik des Stoffes zu verfeinern. Die beiden frühesten bekannten Autoren von Texten heraldischen Inhalts waren *Bartolus de Saxoferrato*[5] (*ital. Bartolo de* Sassoferrato 1313/14 bis 1357), ein Rechtslehrer aus dem italienischen Perugia, und der thüringische Priester *Johannes Rothe* (um 1350 oder 1360 bis 1434). Das erste gedruckte Buch zur Heraldik erschien 1480 in England. Aber erst im 16. und 17. Jahrhundert entwickelte sich eine *wissenschaftliche Heraldik.*

Die Funktion eines Wappens, aber auch allgemeine ästhetische Gesichtspunkte verlangen, dass bei der Gestaltung eine Reihe von Regeln eingehalten werden. So sollte und soll ein Wappen weithin erkennbar und sichtbar sein. In früheren Zeiten war eine Erkennbarkeit über eine Entfernung von 200 Fuß (etwa 65 Meter) vorgeschrieben. Nach den heutigen heraldischen Anforderungen soll ein Wappen auch in verkleinerter Form, zum Beispiel auf einem Ring oder einem Siegel, noch deutlich zu identifizieren sein. Die Heraldik lässt als Grundfarben (Tinkturen) nur sechs Farben zu, die wiederum in *„Farbe“* und *„Metall“* untergliedert werden. Als Farbe gelten Rot, Blau, Grün und Schwarz, als Metall Gold (im Wappen oft in Gelb dargestellt) und Silber (in der Darstellung oft durch Weiß verkörpert).

Als *„redend“* bezeichnet man ein Wappen, wenn es symbolisch den Namen oder die Herkunft seines Trägers wiedergibt. Beispiele hierfür sind der Bär im Berliner Wappen oder das (Hebel-)Haus im Wappen der Gemeinde Hausen im Wiesental. Für die Beschreibung eines Wappens gilt der allgemeine Grundsatz, dass die Begriffe *„rechts“* und *„links“* nicht vom Blickpunkt des Betrachters, sondern von dem des Schildträgers aus gelten. Die rechte Seite des Wappens ist also die dem Betrachter zur linken Hand liegende. Mit dieser, auch als „vorne“ bezeichneten Seite beginnt stets die Beschreibung eines Wappens in der Literatur.

Aus der Geschichte der Gemeinde Hausen im Wiesental

Die *frühen Rechtsverhältnisse* der Gemeinde Hausen im Wiesental sind *ungeklärt,* obwohl die hochgerichtlichen Rechte der *Markgrafen von Hachberg* mit einiger Sicherheit auf die *Breisgauherrschaft* und die *Herren von Rötteln* zurückgeführt werden können. Der Ort wurde im Jahre 1362 zum ersten Mal urkundlich erwähnt und kam aus

dem Besitz der Herren von Rötteln an die *Markgrafen von Hachberg-Sausenberg.*[6]

Es gibt Hinweise darauf, dass Hausen im Wiesental *spätestens* 1473 zum *Amtsbereich Schopfheim* gehört hat. Das Markgräflerdorf Hausen im Wiesental war bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts dem Röttler Amt unterstellt und gehörte ab 1809 zum Bezirksamt Schopfheim, mit dem es 1938 zum heutigen Landkreis Lörrach kam.

Die Gemeinde Hausen im Wiesental ist Mitgliedsgemeinde der Verwaltungsgemeinschaft Schopfheim – Hasel – Hausen – Maulburg.[7]

… wird eigens erwähnt,
dass der Vogt kein Siegel besitze

Ein Gerichts- oder Vogtsiegel konnte bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts nicht festgestellt werden. In Urkunden des 15. und 16. Jahrhunderts wird eigens erwähnt, dass der Vogt kein Siegel besitze. Noch im Jahre 1806 siegelt die Stadt Schopfheim eine die Gemeinde Hausen betreffende Urkunde. Ein Abdruck auf der Huldigungsliste für Großherzog Karl von 1811 zeigt unter der Inschrift „HAVSEN“ auf einem Boden ein Haus mit rauchender Esse (Generallandesarchiv 236/1672). Auch in späteren Stempelabdrucken erscheint dieses Bild. 1902 schlug das Generallandesarchiv als Wappen vor: *„In Gold ein schwarzes Zahnrad“*. Es sollte ein Zeichen für die Eisenindustrie[8] sein, doch die Gemeinde lehnte diesen Vorschlag ab. Seit 1903 erscheint im Siegel das Hebelhaus[9] in verschiedenen Variationen. Das vom Generallandesarchiv in Anlehnung an die von der Gemeinde eingesandten Ansichten des Hebelhauses gestaltete Wappen wird seit 1963 geführt. Die Flagge ist – nach dem Grundsatz *Bild vor Feld* – weiß/grün. Die Wappenbeschreibung lautet seitdem: *„In Grün ein silbernes Fachwerkhaus“*. Das Haus ist als das Hebelhaus anzusehen. Die Entwürfe für das neue Gemeindesiegel bzw. Gemeindewappen stammen von dem Graphiker und langjährigen Gemeinderat *Armand Wilhelm Brendlin* (1910 bis 1984).

Abbildungen der Gemeindesiegel

(chronologisch nach ihrer ermittelten Verwendungsdauer innerhalb des jeweiligen Aufgabengebietes)

A. Gemeindesiegel

Abb. 2

Abb. 3

Der für die Gemeinde Hausen im Wiesental älteste bekannte Siegelabdruck im Generallandesarchiv Karlsruhe stammt aus dem Jahre 1811 und ist in der Abteilung 230 nachweisbar. Es handelt sich um einen Lackabdruck, der unter der Inschrift „HAVSEN“ ein Haus mit rauchendem Kamin auf einem Boden zeigt (GLA 236/1672).

Der Abdruck ist schlecht erhalten, so dass eine Nachbildung nicht angefertigt werden kann und ein Foto auch kein befriedigendes Ergebnis bringen würde.

Bei der Abb. 2 handelt es sich um den Siegelabdruck mit der Inschrift „GEMEINDE HAUSEN“ und dürfte im Zeitraum um 1820 bis ca. 1830/35 verwendet worden sein.

Bei der Abb. 3 handelt es sich um den Abdruck eines Siegels aus Metall (Stempel) mit der Umschrift „GEMEINDE-SIEGEL HAUSEN I. W.“ Vermutlich wurde es von 1835 bis 1880 verwendet, auch als Verschlusssiegel für Briefe.

Der Buchstabe (k) in Klammern weist darauf hin, dass neben den großen Dienstsiegeln auch die Form der kleinen Dienstsiegel geführt wurden bzw. noch geführt werden. Nicht bei allen abgebildeten Siegeln wurde auf die Unterscheidungsmerkmale (Buchstaben, Ziffern, Symbole) hingewiesen.

Die beiden Siegelabbildungen 4 und 5 erscheinen auf den ersten Blick bildgleich.

Abb. 4

Abb. 5

Doch bei der Abb. Nr. 4 ist die Frontseite und das Dach des Hauses mit schraffierten Backsteinen und Dachziegeln gekennzeichnet. Bei der Abb. Nr. 5 ist auch die Form der angedeuteten Eingangstüre eine andere. Beide Abdrücke tragen die Umschrift „GEMEINDE-SIEGEL HAUSEN“. Der Rauch aus dem Kamin zieht nach links ab.

Nr. 4 ist für den Zeitraum von 1837 bis 1871 nachweisbar und Nr. 5 für den Zeitraum von 1876 bis 1886 belegt. Bei den Abbildungen Nr. 5 und 6 scheint in der Gemeinde selbst auch die Deutung verbreitet zu sein, dass es sich bei dem jeweiligen Haus im Siegel um die Darstellung des Eisenwerks handelt.

Abb. 6

Abb. 7

Das Siegelbild Nr. 6 ist für die Jahre 1890 bis 1903 nachweisbar. Das Siegelbild (Haus) ist mit Abb. Nr. 5 identisch, trägt jedoch die Umschrift „GEMEINDE HAUSEN“.

Die Beschreibung des Siegelinhabers wird durch zwei Sterne getrennt. Das Siegel mit der Abb. Nr. 7 wurde nach einem Entwurf des Hofgraveurs Klett angefertigt. Verwendet wurde das Siegel zwischen 1903 und 1938. Das Siegelbild zeigt zum ersten Mal symbolisch das Hebelhaus und trägt die Umschrift „GEMEINDE HAUSEN i/W“. Harald Huber (Wappenbuch Landkreis Lörrach, S. 61) schreibt unter anderem: […] Ab 1903 erscheint im Siegel das Hebelhaus, und zwar in verschiedenen Variationen, teils mit davor stehender Tanne […]. Einen solchen Abdruck konnte ich bisher nicht nachweisen.

Abb. 8

Abb. 9

Die Gemeindesiegel Nr. 8 und 9 sind fast bildgleich und tragen die Umschrift „GEMEINDE HAUSEN i. W.“ Das Siegel mit der Abb. Nr. 8 wurde von 1938 bis 1959 und das mit der Nr. 9 von 1959 bis 1963 verwendet.

Abb. 10 (k)

Abb. 11 (k)

Nach den neuen Bestimmungen über die Führung und Form von Dienstsiegeln in den 1960er Jahren durften die bildlichen Darstellungen in den Siegeln nicht mehr aus der Perspektive dargestellt werden. Vielmehr mussten die neuen Entwürfe die Abbildung von der Frontseite her zeigen.[10] Aus diesem Grund werden auch in der Gemeinde Hausen im Wiesental seit dem 3. Dezember 1963 neue Dienstsiegel geführt.[11] Die Abb. 10 und 11 sind bildgleich, doch sind die Unterscheidungszahlen „2“ in unterschiedlicher Größe angegeben. Die Siegelumschrift lautet „GEMEINDE HAUSEN IM WIESENTAL“.

B. Die Gemeinde als Trägerin von Einrichtungen[12]

Abb. 12

Mit der Einführung der neuen Gemeindesiegel für die Gemeinde Hausen im Wiesental im Dezember 1963 wurde auch für die Grund- und Hauptschule ein neues Dienstsiegel mit der Umschrift „GRUND- UND HAUPT-

SCHULE HAUSEN IM WIESENTAL“ in Auftrag gegeben.

C. Gemeindesiegel für das Ortsgericht[13]

Abb. 13

Abb. 14

Eine besondere Aufgabe kam den Ortsgerichten im damaligen Land Baden zu. Die Ortsgerichte waren Gemeindebehörden. Für jede Gemeinde wurde kraft Gesetzes ein Ortsgericht gebildet. Der Amtsbezirk eines Ortsgerichts fiel mit dem Gemeindebezirk zusammen. Die Ortsgerichte waren örtliche Hilfsstellen der Nachlassgerichte (Amtsgerichte). Ihre Hauptaufgabe war die vorläufige Vornahme von Sicherungsmaßnahmen bei Sterbefällen (Nachlasssicherung). Als Dienstsiegel verwendete das Ortsgericht das Gemeindesiegel. Mit Genehmigung des Justizministeriums konnte auch ein besonderes Dienstsiegel beschafft werden. Das Siegel enthält das Gemeindewappen und die Angabe des Geschäftszweigs mit Ortsnamen, so zum Beispiel für die Gemeinde Hausen im Wiesental „ORTSGERICHT HAUSEN i. W.“ (Abb. 13).

Die Aufgaben der damaligen Ortsgerichte dürfen nicht mit den heutigen Aufgaben der Ortspolizeibehörden in Baden-Württemberg verwechselt werden.

Mit der Einführung der neuen Gemeindesiegel im Dezember 1963 wurde auch ein Siegel mit der Inschrift „GEMEINDEGERICHT HAUSEN IM WIESENTAL“ angefertigt (Abb. 14).

Es muss allerdings angezweifelt werden, ob die Siegelumschrift stimmt und es nicht nach wie vor „ORTSGERICHT HAUSEN IM WIESENTAL“ hätte heißen müssen.

Mit einer Gesetzesänderung im Jahre 1975 wurde die Einrichtung der Ortsgerichte in Baden aufgelöst. Die bisherigen Aufgaben der Ortsgerichte entfielen bzw. wurden organisatorisch nach den für jede Gemeinde geltenden Aktenplan bzw. Geschäftsverteilungsplan neu verteilt. Somit konnte es zum Beispiel vorkommen, dass die übrig gebliebenen bisherigen Aufgaben des Ortsgerichts bei einer kleinen Gemeinde vom zuständigen Standesamt übernommen wurden aber in einer größeren Gemeinde oder Stadt dem Rechtsamt zugeteilt worden sind.[14]

D. Gemeindesiegel für das Standesamt[15]

Abb. 15

Abb. 16

Bei den Aufgaben des Standesamtes handelt es sich um so genannte weisungsgebundene Pflichtaufgaben des Bundes. Die Dienstsiegel der Gemeinde tragen das ortsübliche Gemeindewappen mit dem Namen der Gemeinde in der Umschrift und der Zusatzbezeichnung „Standesamt“. Selbstverständlich gab es auch Ausnahmen. Für die Gemeinde Hausen im Wiesental ist ein Siegel für das Standesamt für die Zeit von 1933 bis 1945 nachweisbar (Abb. 15). Das Siegel trägt die Umschrift „Standesamt Hausen (Amt Schopfheim)“; in der Mitte ist der Reichsadler mit dem Hakenkreuz abgebildet. Ab 1947 ist ein Siegel mit der Umschrift „Standesamt Hausen i. W.“ nachweisbar. Als *Siegelbild* ist das *Badische Wappen* dargestellt.[16]

Bis 1963 dürfte das Wappen (Abb. 17) mit der Umschrift „STANDESAMT HAUSEN I. W.“ und dem symbolisch dargestellten

Abb. 17 (k)

Abb. 18 (k)

Hebelhaus Verwendung gefunden haben. Mit der Einführung der neuen Gemeindesiegel gab es 1963 auch einen neuen Entwurf für das Siegel des Standesamtes (Abb. 18). Es trägt die Umschrift „GEMEINDE HAUSEN IM WIESENTAL STANDESAMT“. Der Gemeindename ist mit zwei Sternesymbolen vom Aufgabengebiet (Standesamt) getrennt. Das Wappenbild zeigt das Hebelhaus von der Frontseite.

E. Gemeindesiegel für weitere Aufgaben der Gemeinde (Auftragsverwaltung)

Abb. 19

Abb. 20

Für die Gemeinde Hausen im Wiesental sind zusätzlich die Siegel mit der Umschrift „GEMEINDE HAUSEN i. W.*“ Ausgabestelle der Angestelltenversicherung*“ (Abb. 19) und „GEMEINDE HAUSEN i. W.* Ausgabestelle der Invalidenversicherung*“ nachweisbar (Abb. 20). Diese beiden Siegel wurden bis 1963 geführt.

… einen eigenständigen Quellenwert erlangt hat

Abschließend kann festgestellt werden, dass das Siegel neben der Beglaubigungsfunktion als Werk der Kleinplastik einen eigenständigen Quellenwert erlangt hat, wodurch die Wissenschaft von den Siegeln, *die Sphragistik,* in enge Wechselbeziehungen zu anderen Gebieten (zum Beispiel der Heraldik, Ikonographie, Symbolik, Paläographie, Epigraphik und nicht zuletzt der Numismatik) getreten ist.

Selbst für die Gemeinde Hausen im Wiesental ist die Entwicklung des Gemeindesiegels im Laufe von gut 200 Jahren recht vielseitig verlaufen.

Eine äußerst enge Verbindung zwischen der Sphragistik und der Heraldik ist auch bei den Siegeln der Gemeinde Hausen im Wiesental mehr als deutlich geworden.

Anmerkungen

1 Einem Brief und Siegel geben: ihm die größte Gewissheit geben. Die Redensart stammt aus der Rechtssprache. Ein Brief ohne Siegel war als Urkunde *rechtsungültig;* daher die Formel *„Brief und Siegel“* als Ausdruck eines *vollgültigen Rechtsanspruchs.* Die Überschrift zu diesem Beitrag ist leicht abgewandelt und im Original zu finden bei Johann Agricola in seinen „Sprichwörtern“ (Nr. 369). Siehe zu dieser Anmerkung auch: Lutz Röhrich, Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten, Band 1, S. 257/258.

2 Bernhard Oeschger in der Einleitung zur Buchausgabe: Wappenbuch des Landkreis Lörrach von Harald Huber, Seite 11 bis 21.

3 Zum Begriff der „Urkunde“ siehe auch Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte (HRG), Band V, Sp. 526 bis 530 und Sp. 574 bis 604 sowie Winfried Hassemer, Einführung in die Grundlagen des Strafrechts, S. 181/182.

4 Zum 1. Januar 2005 ist das Verwaltungsstruktur-Reformgesetz in Kraft getreten. Das Gesetz zur Reform der Verwaltungsstruktur, zur Justizreform und zur Erweiterung des kommunalen Handlungsspielraums (Verwaltungsstruktur-Reformgesetz) vom 1. Juli 2004 bildet die Grundlage für eine umfassende Verwaltungsreform. Mit der Eingliederung der unteren Sonderbehörden in die Land- und Stadtkreise ändert sich auch die archivische Zuständigkeit für deren Überlieferung. Zu dieser Verwaltungsreform siehe auch Archivnachrichten Nr. 30, Mai 2005, Seite 7, herausgegeben vom Landesarchiv Baden-Württemberg, Stuttgart.

5 Bartolus des Saxoferrato (1313/14 bis 1357), legendäre Juristengestalt im Spätmittelalter, verfasste den wohl berühmtesten Kommentar zum justinianischen *Corpus iuris civilis,* der noch im 17. Jahrhundert vielfach die *opinio communis* verkörperte. Es war die juristische Epoche der Kommentatoren, die gelehrtes Recht aus dem Corpus iuris civilis durch große Kommentare für die Rechtspraxis und Rechtswissenschaft nutzbar machte, *eine Art Transformation* in das geltende Recht. Bartolus war in Literatur und Opernwelt oftmals das Synonym für den Gelehrten und/oder Juristen, etwa ein Bartolo in Rossini's Barbier von Sevilla. Zur Person Saxoferratos siehe auch Peter Weimar, Zur Renaissance der Rechtswissenschaft im Mittelalter, S. 338 bis 350.

6 Als die Markgrafen von Hachberg-Sausenberg mit Philipp I., dem letzten männlichen Vertreter des Geschlechts, im September 1503 ausstarben, fiel ihr Herrschaftsgebiet im Breisgau an die Markgrafen von Baden, die mit Christoph I. auch Besitz von Schloss Rötteln als dem Hauptsitz der Regierung der oberen Herrschaft ergriffen.

7 Die Vertragsunterzeichnung (Öffentlich-Rechtliche Vereinbarung) erfolgte am 10. Juni 1974.

8 Siehe auch „Wappenbuch Landkreis Lörrach“ von Harald Huber, Seite 61/62 mit der Beschreibung des Gemeindewappens für Hausen im Wiesental und Klaus Schubring: Das markgräfliche Eisenwerk. In: Hausen im Wiesental – Gegenwart und Geschichte, Schopfheim 1985, S. 132 bis 140.

9 Beim Hebelhaus handelt es sich um das Elternhaus des alemannischen Dichters, Kalendermannes, Pädagogen und Theologen Johann Peter Hebel (1760 bis 1826). Das Haus wurde 1562 erbaut. Seit 1960 befindet sich in dem Gebäude das Dorf- und Heimatmuseum der Gemeinde Hausen im Wiesental.

10 Freundliche Mitteilung des langjährigen Ratschreibers der Gemeinde Hausen im Wiesental, Herrn Amtsrat i. R. Eduard Aucktor, vom 15. Juni 2005.

11 Siehe auch Protokoll vom 3. Dezember 1963 über die Vernichtung der bis zu diesem Tag bei der Gemeinde Hausen im Wiesental geführten Dienstsiegel.

12 Die Gemeinden und Städte sind auch Träger der gemeindeeigenen Schulen und können für diese Einrichtungen ebenfalls Siegel führen. Andere Einrichtungen der Trägerschaft einer Gemeinde können zum Beispiel Bibliotheken sein.

13 Als gesetzliche Grundlage diente in erster Linie das Landesgesetz über die freiwillige Gerichtsbarkeit – alt Rechtspolizeigesetz – in der Fassung der Bekanntmachung vom 13. Oktober 1925 (GBBl. S. 287). Zur Einrichtung, Gliederung und Aufgaben der Ortsgerichte siehe auch J. Siefert: Die Ortsgerichte in Baden.

14 Freundliche Mitteilung von Herrn Stadtamtsrat Werner Meier, Standesbeamter der Stadt Lörrach, vormals Ratschreiber der Gemeinde Maulburg, vom 24. August 2005.

15 Neben den weisungsgebundenen Pflichtaufgaben einer Gemeinde gibt es auch Auftragsangelegenheiten für die eine Gemeinde zuständig ist; so zum Beispiel in Sachen Grundbuchamt. In Baden-Württemberg werden die Grundbücher im Bereich der Gemeinden des ehemaligen Landes Baden bei den örtlichen Bürgermeisterämtern (Grundbuchamt) geführt (so genanntes „altes Badisches Rechtsgebiet“). Ausnahmen sind möglich.

16 Wenn Wappen nicht gemalt, sondern nur gezeichnet werden, so kann man die Farben des Schildes, der Helmdecken und Helmzier (jedoch nicht des Helmes selbst) durch Schraffierungen ersetzen, d. h. Punkte und Linien verwenden. Die erste Anwendung der heute üblichen Schraffierung findet sich bereits am Ende des 16. Jahrhunderts; vgl. hierzu auch Adolf Matthias Hildebrandt: Wappenfibel, Handbuch der Heraldik, 18. Aufl., S. 44. Im Jahre 1830 wurde das Staatswappen vereinfacht. *Badisches Staatswappen wurde das badische Hauswappen,* nämlich in goldenem Schild der rote Schrägrechtsbalken. Diese Vereinfachung sollte die politische Einheit des Landes betonen. Demnach gilt in der Zeichnung für das badische Wappen (Abb. 16) für die Farbe Gelb die gepunkteten Felder links und rechts vom Balken und für den Balken in Rot schwarze vertikale Linien. Den Wappenschild übernahm nach dem Sturz der Monarchie die Republik Baden. Auch das nach 1945 in der französischen Besatzungszone entstandene Land (Süd-)Baden führte ihn als Staatswappen weiter. Die Landesflagge bestand seit 1891 aus zwei gelben und einem roten Querstreifen von gleicher Breite, siehe auch Harald Huber, Wappenbuch Landkreis Lörrach, S. 157 bis 159.

Quellen

Ungedruckte

- Unterlagen Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) in Abteilung 236/1672.
- Schriftliche Auskunft des GLA vom 6. Mai 1982 an den Autor, Az. A 3-1858–82.
- Protokoll über die Vernichtung der bis zum 3. Dezember 1963 bei der Gemeinde Hausen im Wiesental geführten Dienstsiegel.

Verwendete Literatur

A. Archivwesen, Sphragistik und Heraldik

Archivnachrichten: Herausgegeben vom Landesarchiv Baden-Württemberg, Nr. 30, Mai 2005, Seite 7.

Beck, Friedrich und Henning, Eckart (Hrsg.): Die archivalischen Quellen, Eine Einführung in ihre Benutzung, Hermann Böhlaus Nachfolger: Weimar 1994, Seite 207 bis 218.

Brandt, Ahasver von: Werkzeug des Historikers, 13. Auflage, Urban-Taschenbücher, Band 33, Kohlhammer: Stuttgart 1992.

Hildebrandt, Adolf Matthias: Wappenfibel, Handbuch der Heraldik, 18. verbesserte und erweiterte Auflage, herausgegeben vom HEROLD, Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften, Degener & Co.: Neustadt an der Aisch 1991, S. 43 bis 46.

Huber, Harald: Wappenbuch Landkreis Lörrach, Verlag des Südkurier: Konstanz 1984.

Röhrich, Lutz: Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten, 5. Auflage, HERDER spektrum, 5 Bände, Band 1 (Nr. 5200), Herder: Stuttgart 1994, Seite 257 und 258.

B. Rechtsgeschichte und Rechtswissenschaft

Gern, Alfons: Kommunalrecht für Baden-Württemberg, begründet von Bernd Reichert, 5. Auflage, Nomos: Baden-Baden 1992, Seite 69.

Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte (HRG): Herausgegeben von Adalbert Erler, Ekkehard Kaufmann und Dieter Werkmüller, Erich Schmidt: Berlin 1998, Band V, Sp. 526 bis 535 und Sp. 574 bis 604.

Hassemer, Winfried: Einführung in die Grundlagen des Strafrechts, JuS-Schriftenreihe, Heft 77, 2. Auflage, Beck: München 1990, S. 181/182.

Siefert, J.: Die Ortsgerichte in Baden, Ein Leitfaden für die Ortsgerichte und öffentlichen Schätzer, C. F. Müller: Karlsruhe 1927.

Sixt, Werner: Gemeindeordnung für Baden-Württemberg, 3. Auflage, Richard Boorberg Verlag: Stuttgart 1989, S. 60 bis 62.

Weimar, Peter: Zur Renaissance der Rechtswissenschaft im Mittelalter, Bibliotheca Eruditorum, Internationale Bibliothek der Wissenschaften, herausgegeben von Domenico Maffei und Horst Fuhrmann, Keip: Goldbach 1997, Seite 339 bis 350.

C. (Orts-)Geschichte allgemein und Hausen im Wiesental

Bayer, Erich und Wende, Frank, Wörterbuch zur Geschichte, Begriffe und Fachausdrücke, 5. Aufl., Stuttgart 1995.

Gemeinde Hausen im Wiesental (Herausgeber): Hausen im Wiesental – Gegenwart und Geschichte, Ortschronik, Schopfheim 1985.

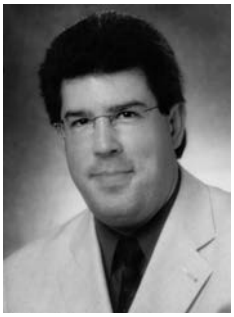
Hebelstiftung Hausen im Wiesental (Herausgeber): Dorfmuseum im Heimathaus des alemannischen Dichters Johann Peter Hebel, (Museumsführer), bearbeitet von Bürgermeister i. R. Ernst Hug, Neuauflage überarbeitet von Rektor i. R. Gustav Oberholzer, 1976, 2. erweiterte Neuauflage Mai 1987.

Heimgartner, Heinz, Die Burg Rötteln, Ein Führer durch Geschichte und Kunst in Wort und Bild, Schopfheim 1964.

Schubring, Klaus, Das markgräfliche Eisenwerk. In: Hausen im Wiesental – Gegenwart und Geschichte, Schopfheim 1985, S. 132 bis 140.

Der Abdruck der Gemeindesiegel in diesem Beitrag erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Bürgermeisteramt Hausen im Wiesental, Hauptamt, vom 14. Juni 2005.

Der Verfasser dankt an dieser Stelle der Leiterin des Hauptamtes der Gemeinde Hausen im Wiesental, Frau Amtsrätin Andrea Kiefer, Herrn Amtsrat i. R. Eduard Aucktor, Herrn Stadtamtsrat Werner Meier, Leiter des Standesamtes Lörrach, und Herrn Hartmut Sutterer für zahlreiche Anregungen, Auskünfte und ihre freundliche Unterstützung beim Zustandekommen dieses Beitrages.



Anschrift des Autors:
Elmar Vogt
Riedackerweg 7
79688 Hausen im
Wiesental

Adel und Nationalsozialismus im deutschen Südwesten

Herausgegeben vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg

Fallbeispiele dokumentieren adeliges Verhalten zwischen begeisterter Unterstützung für das Regime und Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Das Leben des Hitlerattentäters Claus Graf Stauffenberg und seiner Brüder wird ebenso vorgestellt wie die Karriere von Hitlers Außenminister Konstantin von Neurath.

240 S., 14 s/w-Abb., 13 x 20 cm, broschiert
ISBN 978-3-7650-8373-0, € 12,90
Im Buchhandel erhältlich

www.gbraun-buchverlag.de info@gbraun-buchverlag.de G.BRAUN BUCHVERLAG

Hans Zimmermann

Leo Wohlebs Vorstellung von Sozialpolitik und deren Verwirklichung

Der vehemente Einsatz Leo Wohlebs für ein selbständiges Baden hat den Blick vieler Zeitbetrachter verstellt und dabei die sozialpolitischen Leistungen des Staatspräsidenten in den Hintergrund treten lassen. Aber gerade dessen Einsatz für einen sozial wirksamen Staat bringen die Wesenszüge des Mannes zum Vorschein, dem die Frage der sozialen Gerechtigkeit als Student, als Pädagoge und vor allem als Politiker beim Wiederaufbau der Staatlichkeit im deutschen Südwesten ein zentrales Anliegen war.

Leo Wohleb wurde in der katholisch geprägten Tradition in Freiburg erzogen[1]. Der elterliche Wohnsitz gehörte zur Pfarrei St. Martin, in der Heinrich Hansjakob von 1884 bis 1913 tätig war[2]. Dieser sowie der Zentrumsprälat Joseph Schofer[3] vertraten eine Form sozialpolitischen Denkens, der sich auch Leo Wohleb nach seiner eigenen Aussage „aus Tradition und Überzeugung“ anschloss. „Nicht nur den langen Hansjakob, sondern auch die urwüchsige Länge und Breite des Münsterbenefiziaten Schofer habe ich immer wieder und ohne damals irgendwie parteigebunden zu sein, vor Augen gehabt.“[4] Neben Hansjakob und Schofer hat vor allem der Berliner Studentenseelsorger Carl Sonnenschein[5] maßgeblichen Einfluss auf das soziale Denken Wohlebs gehabt. Wohleb bezeichnete ihn als Sozialreformer „nicht nur aus dem Verstande, sondern, was mehr wert ist, aus dem Herzen heraus.“[6] Später schreibt er diesen Gedanken in das Parteiprogramm der BCSV: „Soziale Einstellung, Verständnis zwischen Städter und Bauer, zwischen Unternehmer und Arbeiter … ist nicht wirklich gegeben mit verstandesmäßiger Einstellung, sondern muss Sache des Herzens sein.“[7] Früh gibt er diese Einstellung zu erkennen. In seinen *Erinnerungen* berichtet er über seine Studentenzeit: „Wir fanden uns in kleiner Zahl zusammen, um nach den volkswirtschaftlichen Vorlesungen, an denen ich eine ganze Anzahl von Semestern teilnahm, als sozialer Zirkel in Fabrikunternehmen uns umzutun und mit den Arbeitern in den christlichen und freien Gewerkschaften zusammen zu sitzen. So lernten wir die sozialen Fragen kennen, die mich seit dem nicht mehr losgelassen haben.“[8] Auffallend und typisch für Wohleb ist, dass er sich in diesen Fragen einer breiten Informationsbasis bediente: „… ich empfinde es als etwas ganz Besonderes, dass ich nicht nur die berühmten Politiker dieser Jahre, unseren Theodor Wacker … und den biederen sozialistischen Sägenfeiler Kräuter, die späteren Reichskanzler Konstantin Fehrenbach und Josef Wirth, sodann auf Reichsebene August Bebel … in Versammlungen hörte.“[9] Hier zeichnet sich ein christlich-soziales Weltbild ab, das sich deutlich von der marxistischen Weltanschauung unterscheidet. „Für soziales Denken und Wollen gibt es vorläufig noch keinen Gebrauchsmusterschutz, viel weniger ein Patent. Auch der Marxismus hat keine Patentlösung. Der kommunistische Mythos aber will uns schon gar nicht eine solche scheinen.“ Dem stellt er entgegen „eine Entwicklung vom Haß zur Bruderliebe, von der Konkurrenz zur Solidarität.“ Das Christentum sei „keine Angelegenheit, die der einzelne mit sich privat abmacht, keine Verzierung für den Sonntag – weitab von Politik und Wirtschaft.“[10]

Die Wirtschaft habe ausschließlich im Dienste des Menschen zu stehen und jeder Übergriff des Kapitalismus müsse „wegen der Gefahr auf politischem, sozialem und kulturellem Gebiet unterbunden werden“ Dem Arbeiter sei „eine ausreichende und gerechte

Entlohnung entsprechend seiner Leistung sicher zu stellen."[11] Die menschliche Arbeitskraft gehöre zu den wenigen nach dem Zusammenbruch erhaltenen Gütern. Ihrer Pflege und ihrem Schutz müsse man daher besondere Sorgfalt zuwenden. In seiner Regierungserklärung vom 7. Januar 1947 hebt Wohleb „eine gezielte Sozialpolitik" als zentralen Bestandteil der öffentlichen Aufgaben eines Landes hervor[12]. Diese Konzeption dominierte auf Grund der Mehrheitsverhältnisse die Beratende Landesversammlung[13], deren Aufgabe die Ausarbeitung einer Verfassung war[14]. Dabei muss man sich vergegenwärtigen, dass die politisch handelnden Akteure von dem Ermessensspielraum abhängig waren, der ihnen von der Besatzungsmacht gegeben war. Diese hatte bereits am 13. Dezember 1946 der Beratenden Landesversammlung die Richtlinien *(la ligne de conduite)* und Grenzen ihrer Verhandlungsfreiheit aufgezeigt[15]. In einer solchen Situation waren die Fähigkeit und das diplomatische Geschick des Politikers gefragt, das eigene Handeln an den Vorgaben der Militärmacht zu orientieren und gleichzeitig die Verpflichtung der eigenen Bevölkerung gegenüber wahrzunehmen. Leo Wohleb, der französischen Kultur eng verbunden und mit ihrer Denkweise vertraut, erfüllte die notwendigen Voraussetzungen, um mit dieser undankbaren Aufgabe fertig zu werden. Durch geschickte Politik verstand er es, „den Raum für eigenes Handeln allmählich zu erweitern, Vertrauen zu gewinnen und einen *modus vivendi* zu finden, in dem die ursprünglich direkte fremde Einwirkung sich zu einer auf Kontrolle beschränkten Oberaufsicht zurück bildete."[16] Die unterschiedlichen Positionen, die er in Staat und Partei inne hatte, sowie die zahlreichen Verbindungen, die er zu den unterschiedlichen politischen Kräften – und nicht zuletzt zur Militärregierung – pflegte, kamen ihm dabei entgegen.

Als Diskussionsgrundlage dienten der Beratenden Landesversammlung sieben Verfassungsentwürfe[17], darunter auch ein Privatentwurf von Dr. Hermann Fecht[18], der mit dem Entwurf der BCSV mehrheitlich von der Versammlung getragen wurde. In den Sitzungsprotokollen des Rechtspflegeausschusses vom 25. März 1947 heißt es: „Es handelt sich immer darum, dass wir die Erkenntnis haben, dass wir an der Schwelle einer neuen, sozialen und Wirtschaftsordnung stehen … Wir wollen die Stellung des Arbeiters ausbauen und ihm die Mitwirkung und Gestaltung, die ihm bei all den entsprechenden Fragen zukommt, ermöglichen. … Wir dürfen nicht vergessen, dass auch die Initiative des Unternehmers ein wesentlicher Faktor sein wird, um wirtschaftlich wieder hochzukommen."[19] Analog dazu hatte die BCSV beantragt, dem Artikel 93 folgende Fassung zu geben: „Die Arbeitnehmer in wirtschaftlichen Unternehmungen sind durch ihre frei gewählten Vertreter an der Verwaltung und Gestaltung der Betriebe und an allen sie berührenden Angelegenheiten zu beteiligen. Sie bilden zu diesem Zweck Betriebsräte nach Maßgabe des Gesetzes. Auf die besonderen Verhältnisse der Klein- und Mittelbetriebe und die Erhaltung ihrer Unternehmen ist Rücksicht zu nehmen."[20]

Eine solche Vorstellung von einer Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung im sozialpolitischen Bereich, die den Arbeitnehmern die gleichen Rechte der Mitsprache und Mitverantwortung einräumt wie den Arbeitgebern, bildete die Grundvoraussetzung des späteren Betriebsrätegesetzes. Manfred Löwisch bezeichnet sie als „absolute Mündigkeitserklärung der Arbeitnehmerschaft."[21]

In der Verfassung vom 22. Mai 1947 kehren die Grundvorstellungen Wohlebs und der BCSV wieder. Die Arbeit wird als sittliche Pflicht, die Sicherung des Arbeitsplatzes als volkswirtschaftliches und soziales Ziel erklärt. „Die Arbeit steht unter dem Schutz des Staates. Sie wird durch den Staat gegen Missbräuche, Ausbeutung, Betriebsgefahren und gesundheitliche Schädigungen geschützt." Männer und Frauen sind in der Ausübung des Berufes gleichberechtigt[22].

Trotz der Mehrheitsverhältnisse in der Beratenden Landesversammlung war die glatte Durchsetzung des Verfassungskonzepts der BCSV nicht von vornherein gegeben, da die Militärregierung auch zu anderen Parteien Kontakt hielt und sich gegenüber deren Verfassungsvorstellungen offen zeigte[23]. Doch Wohleb selbst kam diesen mit der ihm eigenen Toleranz und Konsensbereitschaft entgegen. Im Falle des Streikrechts findet man beispiels-

weise Grundvorstellungen der Sozialdemokratischen Partei. Diese brachte keinen eigenen Verfassungsentwurf ein, machte aber ihren Einfluss über Änderungsvorschläge geltend[24]. Die Verfassung selbst lehnten sie auf Grund der aus ihrer Sicht unzulänglichen Artikel über die Wirtschaftsbestimmungen und über die Schulfrage ab[25].

Bei der Verfolgung seiner sozialpolitischen Ziele, sowohl im Hinblick auf die Durchführung der Inhalte als auch auf die Wahrung des sozialen Friedens, kam Leo Wohleb der Umstand entgegen, mit Ministerialrat Franz Xaver Rappenecker[26] einen überzeugten Vertreter seiner eigenen Ideen und einen geschickten Verhandlungspartner mit den Gewerkschaften zu haben. Rappenecker widmete seine Schrift „Sechs Jahre Badische Sozialpolitik" aus dem Jahre 1952, abgedruckt in den MITTEILUNGEN DER DIREKTION ARBEIT Nº 6, Juni 1952, dem Staatspräsidenten mit dem handschriftlichen Vermerk: *Herrn Staatspräsident Wohleb, dem Förderer der Sozialpolitik, mit herzlichem Gruß zugeeignet.*[27] Hierin, wie in seiner Schrift *Der dritte Partner*[28] entwirft er das Bild einer modernen Sozialpartnerschaft. „Partner können sich durchaus der Gegensätzlichkeit, mindestens aber der Unterschiedlichkeit ihrer Standpunkte bewusst sein; sie sind aber, wollen sie echte Partner sein, zur ständigen Begegnung mit dem Ziel des Ausgleichs bereit." Der Einfluss des Staates müsse auf ein Minimum begrenzt sein.

Es ist das sozialethische Postulat Wohlebs, wenn Rappenecker von einer Neuordnung der Verhältnisse der Sozialpartner spricht, um damit die Freiheit der Persönlichkeit zu fördern und zu sichern, auch dann, wenn der Mensch gezwungen ist, in der Arbeitsgemeinschaft einer Fabrik sein Brot zu verdienen[29]. Der Unternehmer, als Eigentümer und im Besitz der Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel, stehe „auf relativ gesichertem Boden"; dagegen besitze der Arbeitnehmer nur seine Arbeitskraft. „Und freie Menschen denken anders, handeln anders und arbeiten anders als Kulis."[30] Ungeachtet der nicht zu umgehenden Auseinandersetzung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer sollten beide „ihren Blick auf das gemeinsame Werk, also ihren Betrieb, ihr Fachgebiet und auf die Wirtschaft überhaupt richten."[31]

Es war die Wohlebsche Art von Verständnis- und Verständigungsbereitschaft, mit der Rappenecker die Verhandlungen führte[32] und die er, begleitet von organisierten Protesten[33], nach anfänglichen Differenzen zwischen Gewerkschaften und Arbeitgebern zum erfolgreichen Abschluss brachte. „Welch hohes Maß von Verantwortung, Einsicht und gutem Willen von den drei Partnern aufgebracht werden musste, um das Werk zustande zu bringen, kann nur der ermessen, der an den Verhandlungen beteiligt war", schreibt Rappenecker später[34].

Man hatte sich dahingehend geeinigt, den Betriebsräten in sozialen und personellen Fragen ein volles Mitbestimmungsrecht zu übertragen; in wirtschaftlichen Belangen ebenfalls, wenn die Arbeitnehmer davon betroffen waren[35]. Darüber hinaus hatte der Betriebsrat „in allen wirtschaftlichen Fragen ein Informations-, Beratungs- und Vorschlagsrecht"[36].

Die angesprochene Zweiteilung des Mitbestimmungsrechts wurde mit der Einrichtung so genannter *Fachkommissionen* erreicht. Sie dienten der Zusammenarbeit zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern im Sinne wirtschaftlicher Selbstverwaltung auf einer „höheren Ebene"[37]. Ihre Anordnung ergab sich aus Artikel 44 der Badischen Verfassung, ihre Aufgaben erfolgten aus § 23 des Betriebsrätegesetzes; sie umfassten die Festlegung des Produktionsprogramms und ihre Kontrolle sowie die Lenkung und Kontrolle des Warenabsatzes[38]. Wurde in den von Arbeitgebern und Arbeitnehmern paritätisch besetzten Fachkommissionen keine Lösung gefunden, lag die Entscheidung beim Badischen Ministerium für Wirtschaft und Arbeit bzw. beim *Landesschlichtungsausschuss*.

Die beiden Reformgesetze, als Idee einer Sozialpartnerschaft zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern entworfen, entsprachen den sozialpolitischen Vorstellungen Wohlebs, unterlagen aber in Bezug auf ihre Durchführung erheblichen Verzögerungen[39]. Während die Genehmigung für das Betriebsrätegesetz am 8. Dezember 1948 erteilt wurde, zog sich das Verfahren für das Fachkommis-

sionsgesetz bis zum 28. Februar 1951 hin[40].Hintergrund dieser Verzögerung waren amerikanische Vorbehalte gegen die überbetriebliche Mitbestimmung, die darauf hin „aus alliierter *Solidarität* suspendiert wurde“[41]. Als die Militärregierung ihre Vorbehalte letztlich aufgab[42], änderte sich die Position der Landesregierung. Leo Wohleb lehnte das Inkrafttreten des Gesetzes nunmehr ab, „weil wegen der inzwischen vergangenen Zeit einige Bestimmungen dieses Gesetzes der heutigen Zeit nicht mehr angepasst und durch die inzwischen eingetretene Liberalisierung der Wirtschaft gegenstandslos geworden sind“[43].

Diese Ablehnung hat Diskussionen ausgelöst. Neuere Darstellungen unterstellen Wohleb und „einigen bürgerlichen Abgeordneten“ darauf gebaut zu haben, die Franzosen würden einige unliebsame Artikel des badischen Gesetzes zu Fall bringen, sie seien aber in dieser Erwartung herb enttäuscht worden[44]. Das im Februar 1951 verabschiedete Gesetz trat nicht in Kraft und hinterließ Enttäuschung und Resignation[45]. Dafür wurde über einen neuen Regierungsentwurf verhandelt, in dem die Vision von einer neuen Wirtschaftsordnung sich verändert hatte[46]. Den einzelnen Gründen für diese Entwicklung kann an dieser Stelle nicht nachgegangen werden. Rappenecker nennt sie teilweise wirtschaftlich, teilweise politisch bedingt. Ausgeschlossen ist auch nicht, dass sich zu jener Zeit bereits die bundeseinheitliche Regelung durch das Betriebsverfassungsgesetz vom 11. Oktober 1952 abzeichnete[47].

Die arbeitsrechtlichen Gesetze der Regierung Wohlebs sind, wie gezeigt werden konnte, unter bewusster Einbeziehung und konkreter Mitwirkung der Gewerkschaften entstanden. Im Falle des Betriebsrätegesetzes waren sie Initiator und Motor zugleich. Von der Besatzungsmacht nach ihrer Neugründung als wichtiger Ordnungsfaktor angesehen und gefördert[48], stellten sie auf Grund der Wirtschaftsstruktur Südbadens weniger die Sozialisierung als die Demokratisierung in den Mittelpunkt. Wilhelm Reibel[49], Vorsitzender des Badischen Gewerkschaftsbundes, kommt zu folgender Analyse: „Ein eigentliches Industrieproletariat wie in den Industriezentren der anderen Zonen besteht bei uns nicht. Die Arbeiterschaft ist hier bodenständiger, ein großer Teil hat selbst Grund- und Bodenbesitz sowie ein eigenes Häuschen.“[50]

Eine solche Lesart unterscheidet sich nicht radikal von den Formulierungen Wohlebs. Sie bestätigt eher gemeinsame sozio-ökonomische Ansichten und lässt vermuten, dass es zwischen dem Gewerkschaftsvorsitzenden und dem Staatspräsidenten keine unüberbrückbaren ideologischen Gräben gab. Diese Vermutung sollte sich in der Folgezeit als Tatsache erweisen. Die Sorge um die Behebung großer Not und die Forderung nach sozialer Gerechtigkeit wurden zum Gebot der Stunde allgemein und zur Aufgabe aller Parteien, deren Konturen sich erst zu einem späteren Zeitpunkt stärker von einander abhoben. Noch gab es Vertreter einer marktwirtschaftlichen Ordnung, die glaubten, auf gewisse Formen der Wirtschaftslenkung nicht verzichten zu können, wie es auf der anderen Seite Anhänger eines *freiheitlichen Sozialismus* gab, in deren Wirtschaftsplanung auch Platz für den Einbau marktwirtschaftlicher Elemente gegeben war[51]. Auch Wohlebs Wirtschaftsdenken war pragmatisch ausgerichtet und der Not der Stunde angepasst. „Das unermessliche Elend in unserem Volke“, schreibt er, „zwingt uns, den Aufbau unseres Wirtschaftslebens, die Sicherung der Arbeit und Nahrung, Kleidung und Wohnung ohne jede Rücksicht auf persönliche Interessen und wirtschaftliche Theorien in straffer Planung durchzuführen. Das Notprogramm für Brot, Obdach und Arbeit geht allem voran“[52].

Leo Wohleb war weit davon entfernt, in den Gewerkschaften einen *Fremdkörper* zu sehen. Bei seiner Begrüßungsansprache auf der Tagung des Badischen Gewerkschaftsbundes im Juli 1947[53] adressiert er diesen als „Landtag der Arbeiterschaft“ und bezeichnet ihn und den Landwirtschaftlichen Hauptverband als „die wichtigsten ständischen Vertretungen der badischen Bevölkerung.“[54] Mit ihnen werde „eine Notwendigkeit verwirklicht, ohne die der demokratische und soziale Neubau unseres Staatswesens ein papierenes Gebäude wäre.“ Er sehe in dem Gewerkschaftsbund „einen Ordnungsfaktor ersten Ranges, wenn der als wirtschaftliche Organisation in unparteiischer

Weise seine Stimme erhebt und die Regierung, die nach der Verfassung eine Volksregierung ist, unterstützt und auch kontrolliert." Und gerade in Notzeiten, die man gerade durchlebe, sei es wichtig, dass das Volk „auch außerhalb der politischen Parteien" zu Wort komme, dass es in Lohn- und Preisfragen Gehör finde, wenn es mitwirke in den sozialen und kulturellen Forderungen seiner Mitglieder auf Arbeit, Mitbestimmung an der Gestaltung und Verwaltung der Betriebe „und allen sie berührenden Angelegenheiten", bei der Sicherung der Freiheit des Einzelnen[55]. Wohleb wirbt um eine vertrauensvolle Zusammenarbeit der Gewerkschaftsvertreter mit den Staatsbehörden: „Wir leben im Zeitalter der Demokratie, wir leben in einem demokratischen und sozialen Zeitalter, oder wir leben nicht."[56]

Ein gewisses Pathos kommt in dieser Rede zum Ausdruck, aber es ist kein leeres Pathos. Wohleb wusste, dass emotionale Rhetorik den politischen Erfolg nicht ersetzen kann[57]. Sie konnte aber Wohlwollen erzeugen, Spannungen abmildern und zu Problemlösungen beitragen. In den Gesprächen mit dem Gewerkschaftsführer Wilhelm Reibel tritt das offen zutage. Es gibt heute kaum noch Zeitzeugen solcher Gespräche. Einer der ganz wenigen ist Felix Kempf[58], damals Jugendsekretär des Badischen Gewerkschaftsbundes, der uns über das folgende Telefonat zwischen Leo Wohleb und Wilhelm Reibel berichtet:

„Ja, Kollege Reibel, was isch denn im Wiesetal los? Da wolle die Arbeiter und Arbeiterinnen im Textilbereich streike. Was könne mer denn do mache?" „Do kann ma gar nix mache", war die Antwort Reibels, „als dass die Löhne am unterschte End erhöht werde". Sprach's, und sagte Gespräche mit der Gewerkschaft Textil zu.

Diese kurze Episode drückt die Volksnähe des Staatspräsidenten aus. Sie zeigt aber auch, dass Wohlebs Sozialpolitik sich nicht allein in Anordnungen und in der Weitergabe von Beschlüssen erschöpft. Diese finden vielmehr ihre Repräsentation in der Person des Staatspräsidenten selbst, der auf die Menschen zugeht und damit „Mitmenschlichkeit spürbar macht."[59] Die gedeihliche Zusammenarbeit zwischen dem Gewerkschaftsvorsitzenden und dem Staatspräsidenten basierte letzthin auch auf gemeinsamen Grundwerten, erworben in einer schrecklichen Zeit mit einer schrecklichen Hinterlassenschaft, deren Spuren zu beseitigen sie auf unterschiedlichen Posten angetreten waren. Sie waren beide durchdrungen von dem Gedanken, ein Gemeinwesen aufzubauen, in dem kein Raum mehr für totalitäres Denken gegeben war. Eine fortschrittliche Sozialpolitik, das hatte sie die Geschichte gelehrt, war das beste Mittel, den Staat dagegen resistent zu machen, und ein wichtiger Schritt in diese Richtung war zweifelsohne die Bildung.

Wohleb lag die qualifizierte Ausbildung aller Bevölkerungsschichten am Herzen und er war daran interessiert, so berichtet Felix Kempf[60], dass die Betriebsräte die Möglichkeit erhielten, sich auf die Aufgaben im Betrieb gut vorzubereiten und sich weiter zu bilden. Persönlich setzte er sich für die Eröffnung einer *Bundesschule* des Badischen Gewerkschaftsbundes ein und unterstützte die Durchführung von Lehrgängen[61]. Reibel drückt seinen Dank für den gewährten Zuschuss hierfür[62] offiziell aus und unterstreicht dabei das positive Verhältnis zwischen Regierung und Gewerkschaft.

Neben dem Betriebsrätegesetz vom 24. September 1948 und dem Fachkommissionsgesetz vom 28. Februar 1951 hat das Land Baden mit dem Gesetz über die Aufhebung des Lohnstopps vom 23. November 1948, dem Gesetz über Mindesturlaub für Arbeitnehmer vom 13. Juli 1949 und mit der Landesschlichtungsordnung vom 19. Oktober 1949 drei weitere arbeitsrechtliche Gesetze erlassen. Tarifkonflikte wurden zuvor nach dem Kontrollratsgesetz Nr. 35 vom 20. August 1946 nach dem Grundsatz der Freiwilligkeit geschlichtet. Diese Vorstellung stieß in badischen Regierungskreisen auf Ablehnung[63] und man nahm sich die Freiheit, eigene Wege zu gehen. Grundsätzlich blieb der Vorrang der privaten Schlichtung vor der staatlichen. Versagt sie, so müsse eine öffentliche Einigungsinstanz zur Wahrung des öffentlichen Interesses, eine „dritte Kraft" gegeben sein, um Vereinbarungen zu erreichen[64], wenn dies zweckmäßig erscheine. Rappenecker entwirft hier die Idee eines sozialpolitischen Dreiecksverhältnisses, in dem der Staat als gleichberechtigter Partner neben den beiden Sozialpartnern erscheint.[65]

Auch die Landesschlichtungsordnung konnte erst verspätet verkündet werden. Dies wurde am 13. März 1950 möglich, nachdem das Kontrollratsgesetz Nr. 35 für das Land Baden außer Kraft gesetzt war[66]. Bezüglich der Lohngestaltung galt bis zur Einführung der Währungsreform der Lohnstopp, der von der Besatzungsmacht gelegentlich gelockert[67], gesetzlich aber erst am 23. November 1948 aufgehoben wurde. Von diesem Zeitpunkt an wurden die Tarifverträge notwendig, die im Unterschied zu den Ländern der Bi-Zone in Baden, wenn die Interessen des Gemeinwohls auf dem Gebiet der Lohn- und Preispolitik gefährdet waren, die Möglichkeit des Staatseingriffs vorsahen. Gegebenenfalls wurde das Ministerium ermächtigt, „Mindestlöhne mit verbindlicher Wirkung" festzulegen[68].

Die für die Sozialpolitik gesetzten Rahmenrichtlinien wurden nicht selten auf den Prüfstand gestellt. Bei der Landesregierung gingen oft Klagen der Bevölkerung ein, „daß im Lande Baden die Preise für lebensnotwendige Gegenstände willkürlich erhöht werden und daß es daher der um ihr Dasein ringenden Bevölkerung geradezu unmöglich gemacht wird, sich mit den notwendigsten Dingen zu versorgen."[69]

Die Regierung Wohleb drohte mit „drakonischen Maßnahmen" gegen „solche Personen, die auf diese Weise unmoralische Gewinne erzielen und dabei Steuern hinterziehen."[70] Hier wird das christlich-soziale Element der BCSV, ausgehend von der katholischen Sozialehre der Enzykliken[71] Leos XIII. und Pius' XI. sowie die von Constantin von Dietze[72] in die Debatte eingebrachte evangelische Sozialethik sichtbar[73]. Diese verkörpert die „rücksichtslose Bekämpfung jeder geschäftlichen Unsauberkeit" und verwirft die Auswüchse der kapitalistischen Wirtschaftsordnung wie den kollektiven Sozialismus[74].

In Ermangelung einer bundeseinheitlichen Regelung über den Mindesturlaub haben sich die Länder eigene Urlaubsgesetze geschaffen. Der fortschrittliche Charakter des badischen Gesetzes vom 13. Juli 1949, das wie die vorher genannten arbeitsrechtlichen Gesetze nicht ohne Mitwirkung der Sozialpartner entstanden war, zeigte sich in einer gesetzlichen Jugendarbeitsregelung. Hierbei hatte man die durch den Krieg und durch die Nachkriegszeit verursachten Entbehrungen, denen die Jugendlichen ausgesetzt waren, berücksichtigt. „Wir folgten der Begründung bezüglich der Entwicklungsgefahren der Jugend für die Jugendlichen von 14 bis 16 Jahren und sahen in der Regierungsvorlage für diese Gruppe den 24-tägigen Urlaub vor. Für die Jugendlichen von 16 bis 18 Jahren schlugen wir vor, 18 Tage Urlaub zu gewähren"[75]. Die Erhaltung der Gesundheit und Förderung der Arbeitskraft war das Ziel des vom Landtag verabschiedeten Gesetzes, das einen Mindesturlaub von 12 Wochentagen für erwachsene Arbeitnehmer vorsah.

Neben den fünf genannten arbeitsrechtlichen Gesetzen dürfen so wichtige Gebiete wie die Sozialversicherung, die Krankenkassen, die Kriegsopferversorgung und andere Sofortmaßnahmen zur Verhütung von Not und Elend nicht übersehen werden. Hierüber liegen ausführliche Forschungsarbeiten vor[76].

Rückblickend lässt sich über die Sozialpolitik Leo Wohlebs auch bei der Kürze der Darstellung eine klare Aussage machen: In (Süd-)Baden wurde in allen politischen Bereichen versucht, nicht an der Stelle weiter zu machen, wo man 1933 aufgehört hat. Wohleb hatte dies bereits am 24. Februar 1946 vor den Delegierten der BCSV zum Ausdruck gebracht. Im sozialpolitischen Bereich hieß das konkret, „einen Schritt vorwärts zu tun und Experimente zu wagen, deren Ergebnisse von einer kommenden Bundesregierung verwertet werden könnten"[77].

Mag das erhoffte Ergebnis hinter den Erwartungen zurückliegen[78], ein entscheidendes Merkmal der Wohlebschen Sozialordnung ist, wie gezeigt werden konnte, die Tatsache, dass sie sich von innen heraus entwickelt hatte. Dies geschah unter den Bedingungen einer fremden Macht und im weitgehenden Konsens der demokratischen Parteien.

Anmerkungen

1 Vgl. Hans Schadek, Volker Ilgen/Ute Scherb: EIN BADISCHES LEBEN – LEO WOHLEB (1888–1955), Stadt und Geschichte 19, Neue Reihe des Stadtarchivs Freiburg im Breisgau, herausgegeben von Hans Schadek, Freiburg i. Br. 2002; Leo Wohleb, Aus meinem Leben, in: Badische Heimat 32, 1952 S. 78–81.

2 Heinrich Hansjakob, „Der Sänger des Schwarzwaldes“, wurde am 19. 8. 1837 in Haslach im Kinzigtal geboren. Nach dem Studium in Rastatt und Freiburg wurde er Priester und Religionslehrer in Donaueschingen und darauf Vorstand der Bürgerschule in Waldshut. Wegen seiner Schrift über die Salpeterer hatte er sich bei der Regierung unbeliebt gemacht und wurde zurückversetzt. Hansjakob wurde dadurch in seinem Gerechtigkeitssinn empfindlich verletzt und in seiner Freiheitsliebe getroffen. Im Verlauf des badischen Kirchenstreites hielt er in Engen eine Rede, die ihm eine Festungshaft in Rastatt einbrachte. Als Pfarrer von Hagnau musste er aus denselben Gründen noch einmal ins Gefängnis. In Hagnau gründete er eine Winzergenossenschaft. 1871–87 war er Mitglied des badischen Landtags. 1884–1913 war er Pfarrer in St. Martin in Freiburg. Seine Originalität und Vielseitigkeit drückt sich u. a. darin aus, dass er „seine Leute“, d. h. vor allem die Schwarzwälder Bauerntypen „besungen“ hat. Alois Stiefvater, Badische Landsleute, Freiburg 1966, S. 33; vgl. auch Freiburger Biographien, hrsg. von Peter Kalchthaler und Walter Preker, Freiburg i. Br. 2002, S. 155 f.

3 Joseph Schofer war der Sohn eines Waldarbeiters im Bühlertal. Als Spätberufener konnte er bei Lender in Sasbach studieren, wurde Priester, kam in die Jugendseelsorge, wurde Studentenseelsorger und sollte Konviktsdirektor werden, aber die badische Regierung lehnte ihn als „ungeeignet“ ab. Schofer übernahm nun die Führung des Katholischen Volksvereins. Damit kam er in die politische Arbeit und auch in die Schule des damaligen Führers der Badischen Zentrumspartei, Theodor Wacker. Von 1905–14 war Schofer Abgeordneter im Landtag. Im Krieg war er Seelsorger an der Front und nach seiner Heimkehr setzte er sich für den Wiederaufbau des Landes ein. Nach den Wahlen 1919 zog er an der Spitze der stärksten Partei in den Landtag ein. Schofer war ein Mann klarer Grundsätze, er war politisch klug und maßvoll sowie tolerant im Verkehr mit Andersdenkenden. Schlagfertigkeit und Humor zeichneten ihn als Redner aus. In seinen umfangreichen und meist volkstümlich gehaltenen Schriften hat er offen die politischen und religiösen Verhältnisse seiner Zeit geschildert und sich als christlicher Sozialpolitiker verdient gemacht. Sein Ziel war ein überzeugender „christlicher Solidarismus“, und er sah den inneren Frieden gefährdet, wenn gesellschaftliche Gruppen in der Verfolgung egoistischer Ziele sich gegenseitig auszuspielen versuchten. Er wollte das Misstrauen der Arbeiterschaft gegenüber der Kirche abbauen. In diesem Sinne ermahnte er die eigene Partei und appellierte an die christlichen Gewerkschaften. Clemens Siebler in: Badische Biographien Bd. 3 NF, Stuttgart 1990, S. 246; vgl. auch: Alois Stiefvater, a. a. O., S. 70.

4 Leo Wohleb, Aus meinem Leben, a. a. O., S. 80.

5 Carl Sonnenschein (geb. 1876 in Düsseldorf, gest. 1929 in Berlin), 1900 in Rom zum Priester geweiht, wurde durch Romulo Muri, dem Führer der katholischen Studenten und der nach links sich orientierenden christlichen Demokraten auf die soziale Frage aufmerksam gemacht. 1900 organisierte er den 1. internationalen katholischen Studentenkongress in Rom und machte die katholische Studentenbewegung zu seiner Lebensaufgabe. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland wurde er Kaplan in Aachen, Köln und Eberfeld und geriet in Konflikt mit der kirchlichen Obrigkeit. 1906 ging er zum katholischen Volksverein in Mönchengladbach und widmete sich der Studentenseelsorge. Er begründete 1908 das „SSS – Sekretariat Sozialer Studentenarbeit“, gab 1909–14 die sozialen Studentenblätter heraus und setzte sich für die christlichen Gewerkschaften ein. 1918 gründete er das „AAA – Arbeitsamt für die Gesamtinteressen der studierenden Katholiken Deutschlands.“ Er war Studentenseelsorger in Berlin. Vgl. Paul Becher in: Lexikon für Theologie und Kirche Bd. 9, Freiburg u. a. 2000, S. 726.

6 Leo Wohleb, Aus meinem Leben, a. a. O., S. 80.

7 StAF T1 NL Leo Wohleb I/1 Nr. 24.

8 Siehe Anmerkung 6.
Vgl. auch: Paul Ludwig Weinacht in: LEO WOHLEB – der andere politische Kurs, Freiburg i. Br. 1975, S. 166.

9 Ebd.

10 „Unsere Badisch Christlich-Soziale Volkspartei“, STAF T1 NL Leo Wohleb I/1 Nr. 24.

11 Ebd.

12 STAF C5/1 3138.

13 Aus den Kreisversammlungen und Gemeinderäten der größeren Städte wurde am 17. 11. 1946 eine „Beratende Landesversammlung“ mit 61 Abgeordneten gewählt. Bei der Verteilung der Sitze entfielen 37 auf die BCSV, 11 auf die SP, 9 auf die DP und 4 auf die KP. Vgl. Paul Feuchte: Quellen zur Entstehung des Landes Baden von 1947, Erster Teil, Stuttgart 1999.

14 Die Beratende Versammlung wurde mit der von General Koenig unterzeichneten Ordonance N° 65 vom 8. Oktober 1946 angeordnet; sie wurde am 22. Nov. 1946 durch Gouverneur Pierre Pène eröffnet. Vgl. Paul Feuchte: Zur Verfassung des Landes Baden von 1947, Menschen-Ideen-Entscheidungen, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, 143. Bd. (1995), S. 445.

15 Ebd. S. 446.

16 Ebd. S. 450.
Vgl. Frank R. Pfetsch, Zur Verfassung des Landes Baden im Mai 1947, in: Paul-Ludwig Weinacht (Hg.), Gelb-rot-gelbe Regierungsjahre, Sigmaringendorf 1988, S. 129; Theodor Maunz, Leo Wohleb und die Badische Verfassung von 1947, in: Hans Maier/Paul Ludwig Weinacht (Hrsg.), Leo Wohleb – Humanist und Politiker, Heidelberg 1969.

17 Vgl. Pfetsch, a. a. O., S. 131.

18 Dr. Hermann Fecht stammte aus Bretten und war Vorsitzender des Verfassungs- und Rechtsausschusses. Vgl. Paul Feuchte: Entstehung und Gehalt der Verfassung des Landes Baden. In: Badens Mitgift, Freiburg 2002, S. 108.

19 STAF C1/1 412.

20 STAF C1/1 411.

21 Manfred Löwisch, Das Arbeitsrecht in Verfassung und Gesetzgebung des Landes Baden, in: Badens Mitgift, Freiburg i. Br. S. 124.

22 STAF C 1/1 411.
23 Peter Fäßler, Badisch, Christlich und Sozial – Zur Geschichte der BCSV/CDU im französisch besetzten Land Baden (1945–52), Frankfurt/M. 1995 S. 142; Edgar Wolfrum/Peter Fäßler/Reinhard Grohnert, Krisenjahre und Aufbruchszeit – Alltag und Politik im französisch besetzten Baden 1945–55, München 1996.
24 STAF C 1/1 411.
Vgl. auch: Michael Fichter, Aufbau und Neuordnung. Betriebsräte zwischen Klassenidentität und Betriebsloyalität. In: Martin Brozat/Klaus-Dieter Henke/Hans Woller (Hrsg.). Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland, München 1988, S. 469–549, hier: S. 549; Paul Feuchte, Entstehung und Gehalt …, S. 108.
25 Die Artikel über die Wirtschaftsplanung, Sozialisierung, die Boden- und Agrarreform ließen aus sozialdemokratischer Sicht erkennen, „dass nicht ernsthaft daran gedacht werde, die kapitalistische Produktionsform, die tiefste Ursache der Wirtschaftskrisen, Arbeitslosigkeit, Not und Elend zu ändern". Paul Feuchte in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins …, S. 447
26 Franz Xaver Rappenecker: 21. 11. 1894 (Freiburg) – 23. 3. 1965 (Freiburg)
Laut Archiv des Dt. Caritasverbandes e. V.:
- Zunächst Buchbinder, als Kriegsteilnehmer Spätabiturient.
- 1927 Dr. rer. pol.
- 1923–1927 Leiter des Caritasverlages GmbH.
- Gründung und Ausbau des Seminars für Wohlfahrtspfleger, Fachschule für sozialkaritative Arbeit. Leitung dieses Seminars, bis der 2. Weltkrieg eine Weiterführung unmöglich machte.
- Lehrauftrag am Institut für Caritas-Wissenschaften an der Universität Freiburg.
- Bis 1933 Mitglied des Kreisrates Freiburg.
- Seit 1946 Ministerialrat im südbadischen Arbeitsministerium, maßgeblicher Einfluss auf das Betriebsverfassungsgesetz.
- 25 Jahre Vorstand der Vinzenz-Konferenz der Pfarrei St. Johann in Freiburg.
- 1953–1964 Vorsitzender des Diözesenvorstandes der Vinzenz-Konferenz für die Erzdiözese Freiburg.
- Ehrensenator der Universität Freiburg.
- 1949 Präsident des Freiburger Verkehrsvereins.

27 STAF T1 I2 NL Wohleb, D3 Nr. 113; „Sechs Jahre Badische Sozialpolitik", als Ausgabe der Abwicklungsstelle des „Badischen Ministeriums für Wirtschaft und Arbeit" 1952 von Franz Xaver Rappenecker verfasst.
28 STAF C5/1 122; Vgl. „Mitteilungen der Direktion Arbeit," IV 1950 Nr. 12, S. 113.
29 Rappenecker: Sechs Jahre …, a. a. O., S. 7.
30 Ebd.
31 Ebd. S. 8.
32 Zu den Verhandlungen Vgl. STAF C36/1 111, C36/1 112, C36/1 113.
33 Vgl. Peter Fäßler, a. a. O., S. 182.
34 Rappenecker, Sechs Jahre …, a. a. O., S. 17; ders.: Drei Jahre Badisches Betriebsrätegesetz, in: Mitteilungen der Direkton Arbeit, V, 1951, 10.
35 Nach § 21 des Landesgesetzes über die Bildung von Betriebsräten gehören hierzu: Einführung neuer Arbeitsmethoden, Festlegung von Kalkulationsgrundlagen, Änderung des Betriebsumfanges mit der Folge einer Arbeitseinschränkung, Betriebsstilllegung, Verhinderung konzernmäßiger, monopolistischer Bindungen und Rüstungsproduktion. Vgl. F. X. Rappenecker, Badisches Betriebsräterecht, Referat gehalten am 18. Juni 1949 in Konstanz, S. 9 f.; vgl. auch Fäßler, a. a. O., S. 188.
36 Rappenecker, a. a. O., S. 10.
37 STAF C5/1 112.
38 Rappenecker, a. a. O., S. 11.
39 STAF C5/1 5.656: Besprechung bei General Koenig; vgl. auch: Wirtschaftszeitung vom 20. Nov. 1948, Nr. 52.
40 STAF C5/1 104; vgl. Max Faulhaber: „Aufgegeben haben wir nie …" Erinnerungen aus einem Leben in der Arbeiterbewegung, Hg. Peter Fäßler, Heiko Haumann, Thomas Held, Hermann Schmid und Edgar Wolfrum, Marburg 1988, S. 252.
41 E. Wolfrum: Französische Besatzungspolitik und deutsche Sozialdemokratie, Düsseldorf 1991, S. 303.
42 STAF C5/1 112: G. M. du Pays de Bade an die Landesregierung.
43 STAF C5/1 112 Landesregierung an G. M. du Pays de Bade, 21. 5. 51; vgl. Peter Fäßler, a. a. O., S. 192.
44 Wolfrum, Französische Besatzungspolitik und deutsche Sozialdemokratie …, S. 242; vgl. auch Fäßler, a. a. O., S. 192.
Ute Scherb und Volker Ilgen unterstellen „Taktierer Wohleb", sich in der Hoffnung, die Franzosen würden das Gesetz in der vorgesehenen Form nicht akzeptieren, „gehörig verrechnet" zu haben; vgl.: Ein Badisches Leben …, S. 61.
45 Wolfrum, Individueller Versorgungskampf …, S. 258.
46 Vgl. Christoph Kleßmann, Die doppelte Staatsgründung, Deutsche Geschichte 1945–1955, Bonn 1986.
47 Vgl. Manfred Löwisch, a. a. O., S. 130.
48 Alain Lattard, Gewerkschaften und Betriebsräte (in Rheinland-Pfalz) 1945–1947. In: Claus Scharf und Hans-Jürgen Schröder (Hrsg.): Die Deutschlandpolitik Frankreichs und die französische Zone 1945–1949, 1983, S. 155–185: hier: S. 157. Vgl. auch: Margit Unser, Der Badische Gewerkschaftsbund, Zur Geschichte des Wiederaufbaus der Gewerkschaftsbewegung, Marburg 1989.
49 Wilhelm Reibel: Am 22. 4. 1897 in Lahr geboren, am 17. 1. 1963 in Stuttgart gestorben; Sohn eines Schreiners, erlernte den Beruf eines Schriftsetzers, kehrte erst 1920 aus französischer Gefangenschaft zurück und war dann im Buchdruckgewerbe tätig. Engagierte sich in der Gewerkschaftsbewegung; 1921 Vorsitzender des Bezirks Lahr des Verbandes der deutschen Buchdrucker. 1932/1933 hauptamtlicher Vorsteher des Verbandes der deutschen Buchdrucker, Gau Oberrhein. Mehrfach von den Nationalsozialisten festgenommen und interniert. 1946 hauptamtlicher Vorsitzender der Landesvereinigung der Gewerkschaften des graphischen Gewerbes Südbaden, dann Vor-

sitzender des Badischen Gewerkschaftsbundes; 1960–63 DGB-Landesvorsitzender im Landesbezirk Baden-Württemberg (Deutsche Biographische Enzyklopädie, Bd. 8, München 1998, S. 194).

50 Zitiert in Rudolf Laufer: Industrie und Energiewirtschaft unter französischer Besatzung, Freiburg, München 1979, S. 16 f.

51 Vgl. Paul Feuchte, Jahre der Not, Zeit der Hoffnung. 1945–1949. In: Freiburger Universitätsblätter 1998, Heft 142, S. 85–100, hier: S. 93.

52 STAF T1 NL Leo Wohleb I/1 Nr. 24.

53 STAF C5/1 Nr. 2758.

54 Ebd.

55 Ebd.

56 Ebd.

57 Zu den Reden Leo Wohlebs vgl. Paul Ludwig Weinacht in: Humanist und Politiker …, S. 159 ff.

58 Felix Kempf, 1924 in Freiburg i. Br. geboren, 1947–52 Jugendsekretär beim Badischen Gewerkschaftsbund, Mitglied im erweiterten Vorstand und schließlich beim Bundesvorstand in Düsseldorf. Dort heute noch wohnhaft.

59 Vgl. Weinacht, Der andere politische Kurs …, S. 169.

60 Felix Kempf, Schreiben an den Verfasser im Dezember 2001.

61 Ebd.

62 50 000,– DM, Schreiben des Badischen Gewerkschaftsbundes vom 18. Februar 1949, STAF C 5/1 Nr. 2758.

63 Rappenecker, Sechs Jahre …, S. 23 f.; vgl. auch: Manfred Löwisch, a. a. O., S. 130.

64 Ebd.

65 Ebd.

66 Ebd.; vgl. auch: Manfred Löwisch, a. a. O., S. 131.

67 Rappenecker, a. a. O., S. 22.

68 Ebd.

69 STAF T1 NL Leo Wohleb I/1 Nr. 22.

70 Ebd.

71 Bei den Sozialenzykliken handelt es sich um Weltrundschreiben der Päpste, die sich mit den Grundfragen der Ordnung der gesellschaftlichen Lebensbereiche befassen. Mit der Enzyklika rerum novarum (1891) versucht Leo XIII. die Kluft zwischen Staat und Kirche durch mehr Gerechtigkeit für die Lohnarbeiter zu überwinden. Pius XI. ging es in Quadragesimo anno (1931) um die Überwindung der kapitalistischen Klassenspaltung durch eine Neuordnung des Verhältnisses von Kapital und Arbeit über den Weg des Subsidiaritätsprinzips, (vgl. Lexikon der christlichen Demokratie in Deutschland, Hrsg. von Winfried Becker u. a. Paderborn 2002, S. 647). Dieses Prinzip, aus der Naturrechtslehre abgeleitet, wird zum Grundsatz der katholischen Soziallehre. Die Aufgaben des Staates gegenüber der Gesellschaft sind grundsätzlich subsidiär. Vgl. Leo Wohleb in BZ am 22. 12. 1948.

72 Sozialökonom an der Universität Freiburg; am 9. 8. 1891 auf dem Gut Gottesgnaden im Kreis Calbe an der Saale als Sohn eines Landwirts geboren. 1909 Studium der Rechts- und Staatswissenschaften in Cambridge. 1912 1. juristisches Staatsexamen in Halle. Promotion in Breslau 1919 zum Dr. rer. pol., Habilitation 1922 in Berlin. Seine wissenschaftliche Karriere begann in Göttingen, Jena und Rostock. 1933 übernahm er den Lehrstuhl für Agrar- und Siedlungswesen in Berlin und kam in Konflikt mit den Nazis. Er sollte nach Jena zurückversetzt werden, folgte der Aufforderung jedoch nicht, sondern nahm einen Ruf von Walter Eucken nach Freiburg an, wo er Mitglied des „Freiburger Konzils“ wurde, dem Vorläufer des „Freiburger Kreises“, eine kleine Gemeinschaft von Nationalökonomen, Juristen, Historikern und Geistlichen beider Kirchen. Hier wurden Denkschriften für eine andere, bessere Staats- und Wirtschaftsordnung nach Hitler verfasst. Dietze und Eucken entwarfen einen „dritten Weg“ zwischen dem puren Kapitalismus und dem Sozialismus mit staatlicher Planwirtschaft. Die Kirche betrachteten sie als moralisches Korrektiv. Der erste soziale Schritt eines neuen Staates sollte ein „Währungsschnitt“ sein. Nach dem 20. Juli 1944 fiel die Denkschrift den Nazis in die Hände und Constantin von Dietze, Mitglied der Bekennenden Kirche, wurde inhaftiert. Nach dem Ende des Krieges übernahm er von 1946 bis 1949 das Rektorat der Universität Freiburg. In den Jahren von 1955 bis 1961 war er Präses der Synode der evangelischen Kirche. Er starb mit 81 Jahren am 18. März 1973 in Freiburg. Peter Kalchthaler und Walter Preker (Hrsg.), Freiburger Biographien, Freiburg 2002 S. 274 f.

73 Paul-Ludwig Weinacht/Tillman Mayer, Ursprung und Entfaltung christlicher Demokratie in Südbaden, Eine Chronik 1945–1981, Sigmaringen 1982, S. 32.

74 Ebd.

75 Rappenecker, Sechs Jahre …, S. 27 f.

76 Rainer Hudemann: Sozialpolitik im Deutschen Südwesten zwischen Tradition und Neuordnung 1945–1953. Sozialversicherung und Kriegsopferversorgung im Rahmen französischer Besatzungspolitik, Mainz 1988; Arnold Weller: Sozialgeschichte Südwestdeutschlands unter besonderer Berücksichtigung der sozialen und karitativen Arbeit vom späten Mittelalter bis zur Gegenwart, Stuttgart 1979, S. 297 ff. Manfred Bosch: Der Neubeginn. Aus deutscher Nachkriegszeit. Südbaden 1945–1950, Konstanz 1988, S. 132 ff.

77 Rappenecker, Sechs Jahre …, S. 5.

78 Vgl. Löwisch, a. a. O., 132 f.

Anschrift des Autors:
Hans Zimmermann
Zwischen Wegen 13
78247 Hilzingen

Ingeborg Riegl

Gisella Lanz-Giulini (1885–1980)

Lebenslinien in Bildnis und Architektur

In dem folgenden Beitrag tritt eine Mannheimer Frauengestalt und Persönlichkeit in den Vordergrund, deren wechselvolles Leben sich vom ausgehenden 19. bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts erstreckt: Gisella Lanz-Giulini, italienischer Abstammung, Angehörige des Großbürgertums, Fabrikantengattin, Oststadtbewohnerin und Bauherrin.

Bildnisse und Architekturen geben einen Einblick in ihre Lebensabschnitte in Mannheim von 1885 bis 1931 und von 1957 bis 1973. Diese werden zwischen 1931 und 1957 durch den Aufenthalt auf dem familieneigenen Anwesen Schloss Marbach in Öhningen-Wangen am Bodensee und durch eine vorübergehende Wohnzeit in Heidelberg unterbrochen. 1973 verzieht Gisella nach Stockach bei Gauting, wo sie ihre letzten Lebensjahre in unmittelbarer Nähe ihrer beiden Töchter Margot und Renate verbringt. Ihr Lebenskreis schließt sich 1980 mit ihrem Tod in Stockach. Die letzte Ruhe findet sie im selben Jahr im Mausoleum der Familie Lanz auf dem Mannheimer Hauptfriedhof.

Gisellas Lebensabschnitte in Mannheim sind insbesondere mit den baulichen Veränderungen um den Paradeplatz um 1900, der Entstehungsgeschichte der neuen L-Quadrate und der Oststadtbebauung aufs engste verknüpft. Darüber hinaus lassen sich Aufstieg und Blütezeit eines auf Repräsentation und Selbstdarstellung bedachten Großbürgertums im ausgehenden 19. Jahrhundert und dessen Rückzug in die stille Privatheit und Anonymität eines fast normalen bürgerlichen Wohnens im 20. Jahrhundert dokumentieren. Zahlreiche Höhe- und Wendepunkte aus dem privaten familiären Bereich und Ereignisse aus einer fast 100-jährigen Mannheimer Zeitgeschichte begleiten ihr Leben. Zu Gisellas Wohnhäusern in Mannheim gehören das heute nicht mehr überlieferte und einst zentral gelegene Barockhaus aus dem 18. Jahrhundert in O 2,4 sowie die östlich des Schlosses gelegene und nach den Plänen von Joseph Köchler (1856–1937) und Georg Anton Karch (1848–1928) 1892/1893 erbaute Villa in L 5,3. Hier verbringt sie ihre Kindheit und Mädchenjahre. In der 1902 von dem Mannheimer Architekten Adam Paul (geb. 1873) im neobarocken Stil errichteten Villa in der heutigen Kolpingstraße 7–8 lebt sie nach ihrer Heirat mit Karl Lanz (1873–1921)[1] im Jahre 1903 als junge Ehefrau, Mutter und jugendliche Fabrikantengattin zur Miete. Von 1913 bis 1921 ist das nach dem Vorbild französischer Königsschlösser des 17. und 18. Jahrhunderts geschaffene Palais in der heutigen Erzbergerstraße 18 der Wohnsitz des arrivierten Fabrikantenehepaares Karl und Gisella Lanz. Nach dem Tod von Karl Lanz wird die bei Rudolf Tillessen (1857–1926) in Auftrag gegebene Villa in der Spinozastraße 7 von 1923 bis 1931 ihr Witwensitz, und im schlichten Wohnhaus in der Werderstraße 57 in der Oststadt, einem nach dem Zweiten Weltkrieg errichteten Haus, bewohnt sie von 1957 bis 1973 mit ihrem zweiten Ehemann, dem Chemiker Edwin Wuensch (1881–1973), eine Etagenwohnung. Gisellas einstige Wohnhäuser stehen bis auf das zuletzt genannte unter Denkmalschutz. Die Gründerzeitvilla in L 5,3 nimmt eine besondere Stellung ein, denn sie genießt mit dem Eintrag in das Denkmalbuch für Baden-Württemberg am 10. November 1976[2] den Status eines Kulturdenkmals von besonderer Bedeutung.[3] Am 1. Februar 1977 wird diese Entscheidung vom Mannheimer Oberbürgermeister Ludwig Ratzel[4] im Mannheimer Morgen amtlich bekannt gegeben.

Die Amtsperioden von sieben Mannheimer Oberbürgermeistern, nämlich Eduard Moll, Otto Beck, Paul Martin, Theodor Kutzer, Hermann Heimerich, Hans Reschke und Ludwig Ratzel begleiten Gisellas Wohnzeiten in Mannheim.[5] Eduard Moll prägt die Geschicke der Stadt bis ins ausgehende 19. Jahrhundert. Seine Amtszeit ist mit dem wirtschaftlichen Aufschwung, der baulichen Erneuerung der Innenstadt und der Entstehungsgeschichte des Villenviertels in den neuen L-Quadraten verbunden. In der Ära von Otto Beck beginnt die Erschließung und Bebauung der Oststadt und die Entwicklung Mannheims zum kulturellen Mittelpunkt der Region, die sich unter seinem Amtsnachfolger Paul Martin bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1914 fortsetzt. Oberbürgermeister Theodor Kutzer bestimmt Mannheims Politik während und unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg bis 1928. Seine Amtsperiode wird von den Kriegsfolgen und den Auswirkungen des Versailler Vertrages von 1919 begleitet. Der Rücktransport von Kriegsgefangenen, Arbeitslosigkeit, allgemeine Sparmaßnahmen, der Mangel an Kohle und Baustoffen sowie Demonstrationen und Ausschreitungen u. a. auf dem Mannheimer Wochenmarkt, Lebensmitteldiebstähle etc. sind die vorherrschenden Themen, die nicht nur die Stadt Mannheim beschäftigen. Von stadtbaugeschichtlicher Bedeutung ist allerdings die Oststadterweiterung, in deren Verlauf neue Straßen entstehen u. a. die Spinozastraße. Zwei Jahre vor der durch die Nationalsozialisten gewaltsam beendeten ersten Amtszeit von Oberbürgermeister Hermann Heimerich und vor der Hissung der Hakenkreuzfahne auf dem Mannheimer Rathaus im Quadrat N 1 am 6. März 1933 verlässt Gisella ihre Heimatstadt, um für mehr als 25 Jahre am Bodensee und in Heidelberg heimisch zu werden. Zum 350-jährigen Stadtjubiläum mit beginnendem kulturellen Wiederaufstieg der Stadt während der Amtszeit von Oberbürgermeister Hans Reschke kehrt Gisella 1957 nach Mannheim zurück. Von Ludwig Ratzels Amtsperiode erlebt sie nur die erste Zeit 1972–1973 in Mannheim.

Die 22-jährige Gisella Lanz-Giulini, 1907 Foto: Privatbesitz

Erste Eindrücke, Persönlichkeit und Wesen

Gisella ist zeitlebens eine Frau von außergewöhnlicher Schönheit, mit natürlicher Ausstrahlung, Anmut und Grazie, schlank und zartgliedrig. Auf dem Kinderbildnis ist sie ungefähr zwei Jahre alt und fällt bereits durch eine gewisse Eigenwilligkeit und eine ungekünstelte, keineswegs posenhafte Körperhaltung sowie durch eine kaum zu erlernende Unbefangenheit auf. Diese Persönlichkeits- und Wesenszüge werden ihr auch später in der Rolle der Fabrikantengattin erhalten bleiben.

Fanny Giulini, geborene Clemm mit den Kindern Renzo, Gisella (rechts im Bild) und dem 1886 geborenen Udo, wohl 1887 Foto: Privatbesitz

Im Jahre 1903 heiratet sie Karl Lanz. Er ist standesgemäß aus einer wohlhabenden und seit fast einem halben Jahrhundert in Mannheim ansässigen großbürgerlichen Industriellenfamilie, deren Oberhaupt und Firmengründer Heinrich Lanz (1838–1905)[6] im 21. Jahrhundert in den John Deere Werken in Mannheim stets aktuell und präsent ist. Karl Lanz ist gebildet, gut aussehend und von äußerst eleganter Erscheinung. Mit ihm, dem Ästheten, feingeistigen Kunst- und Büchersammler, Musikliebhaber, Theaterfreund und „man of world" eröffnet Gisella das neue Jahrtausend und vertritt eine neue Generation. Sie befreit sich von der Schwere und dem Ballast des 19. Jahrhunderts, kleidet sich locker im modischen Stil der neuen Zeit mit schlanker Silhouette, zeigt sportliche Note, feinste Eleganz und kultivierten Geschmack. Zuweilen präsentiert sie in der Öffentlichkeit kühne und extravagante Kreationen der Pariser Haute Couture mit einer ungewöhnlich entwaffnenden und erfrischenden Unbekümmertheit, die selbst ihrer Schwiegermutter Julia Lanz (1843–1926)[7] als große alte Dame ein verhaltenes Lächeln zu entlocken vermag. Mit einer in Stil und Eleganz besonders erlesenen Schöpfung Pariser Provenienz begleitet sie – wohl im Jahre 1907 – ihren jungen Ehemann Karl Lanz zu einer sportlichen Großveranstaltung an den Bodensee. Jahre später schreibt sie ungekünstelt und direkt ihrer erwachsenen Tochter Sigrun: „Das Kleid war ein bildschönes aus Paris; bordeauxrot mit schwarzem Tüllkragen, der Hut dunkelblau mit einem roten Reiher, ein Riesending, wie es damals Mode war".[8] Die Beschreibung in Worten kann das Bild nicht ersetzen, dennoch vermittelt sie dem Leser zumindest eine Vorstellung von der Farbigkeit und Duftigkeit der Kreation. Insbesondere bei großen gesellschaftlichen Ereignissen gibt Karl Lanz seiner hübschen jungen Frau Bestätigung und Rückhalt, lässt ihr stets den Vortritt und bleibt demonstrativ im Hintergrund. Mit zunehmender Reife entwickelt sich Gisella zu einer Frau mit Profil und von fast klassischer Schönheit, deren heller und klarer Teint fasziniert. Gewiss ist Gisella zeitlebens standesbewusst und kapriziös. Sie gehört der oberen Gesellschaftsschicht an, die ihre Wurzeln im industriellen Großbürgertum des 19. Jahrhunderts hat. Sie ist durch Geburt, Reichtum und Schönheit vom Leben stets begünstigt, dennoch bleibt sie von persönlichen Schicksalsschlägen nicht verschont. Ihre große Liebe Karl Lanz verstirbt im Alter von nur 48 Jahren und ihr Lebensweg, der so hoffnungsvoll beginnt und durch die frühe Heirat und die Familiengründung bereits vorgezeichnet zu sein scheint, nimmt eine unerwartete Wende. Doch blicken wir in das ausgehende 19. Jahrhundert zurück, dorthin, wo Gisellas Leben beginnt.

Die Herkunft, die Eltern und ein Stadthaus in O 2,4

Gisella Giulini kommt am 7. März 1885 als älteste Tochter des Fabrikantensohnes Paul Giulini d. J. (1856–1899)[9] und der Fabrikantentochter Fanny Giulini, geborene Clemm (1864–1946) in Mannheim zur Welt. Ihr Vorname[10] – die Betonung liegt auf der zweiten Silbe – verweist auf ihre italienischen Ahnen. 1885 enthält Gisellas Stammtafel bereits die

Namen der beiden überregional bekannten Mannheimer Industriellenfamilien, die – zusammen mit anderen an dieser Stelle nicht genannten und ebenso bedeutenden Familien – mit dem Aufbau von Industrie und Wirtschaft in der Region im 19. Jahrhundert für alle Zeiten tief verwurzelt bleiben: Giulini und Clemm. Die Gründerfamilien Giulini, Clemm und Lanz legen im 19. Jahrhundert in Mannheim und Ludwigshafen den Grundstein für moderne Industrieunternehmen des 20. und 21. Jahrhunderts.[11] Die Zeiten, in denen sich der Unternehmensname ausschließlich über den Familiennamen definiert, sind zwar vergangen, jedoch können die Anfänge durch zeitgeschichtliche Forschung rekonstruiert werden.

Gisellas Vater Paul Giulini d. J.[12] ist der Sohn des Lorenz Giulini (1824–1898)[13] und der Eleonore Giulini-Hübsch (1835–1921), einer Nichte des über Baden hinaus bekannten Erbauers der Karlsruher Kunsthalle Heinrich Hübsch (1795–1863). Lorenz ist der einzige Sohn von Paul Giulini d. Ä. (1796–1876), dessen Vorfahren im 18. Jahrhundert aus Italien nach Deutschland einwandern und der 1851 zusammen mit seinem jüngeren Bruder Johann Baptist Giulini (1798–1864) die Chemiefabrik Gebrüder Giulini in Ludwigshafen gründet. Mit der dortigen Giulinistraße ist der berühmte Familienname den Ludwigshafenern allzeit gegenwärtig. Vorläuferin der Chemiefabrik ist die Schwefelsäurefabrik in Mannheim-Wohlgelegen aus dem Jahre 1823, die u. a. den Torf zum Heizen aus Lampertheim bezieht. Lorenz Giulini[14] promoviert 1845 an der Ruprecht-Karls-Universität in Heidelberg zum Dr. phil. im Fach Chemie. Eine eigenständige Naturwissenschaftlich-Mathematische Fakultät entsteht erst im Jahre 1890, bis dahin bleibt die Chemie noch der Philosophischen Fakultät zugeordnet.[15] Zu den überregional bekannten naturwissenschaftlichen Einrichtungen der Heidelberger Universität Mitte des 19. Jahrhunderts gehört das Chemische Laboratorium, dessen Leiter seit 1852 Robert Bunsen (1811–1899) ist und dessen historisches Gebäude in der Akademiestraße steht. Lorenz Giulini ist in seiner Familie der erste studierte Chemiker. Unmittelbar nach seiner Promotion tritt er 1845

Die 31-jährige Gisella Lanz-Giulini, 1916 Foto: Privatbesitz

in den Betrieb seines Vaters Paul Giulini d. Ä. in Mannheim-Wohlgelegen ein. Seit 1853 ist Lorenz offiziell ein Mannheimer Bürger[16] und im Adressbuch von 1854 erstmals mit der Bezeichnung „Fabrikant“ eingetragen.[17] Auf Paul Giulini d. Ä. und auf Lorenz Giulini gehen die Nachkommen der in Mannheim und später zum Teil auch in Heidelberg ansässigen Giulinis, deren nach Plänen von Wilhelm Manchot (geb. 1844) erbautes Mausoleum auf dem Mannheimer Hauptfriedhof steht, zurück. Dort sind u. a. Paul Giulini d. Ä. und sein Sohn Lorenz, dessen Ehefrau Eleonore und mit Ausnahme des im Alter von fast 100 Jahren in Italien verstorbenen Sohnes Georg (1858–1954) deren Söhne Wilhelm (1863–1903), Karl (1860–1906) und Gisellas Vater Paul beigesetzt.[18] Paul Giulini d. J. und seine drei Brüder leiten zunächst gemeinsam mit ihrem Vater das Familienunternehmen der Gebrüder Giulini in Ludwigshafen. Die wirtschaftlichen Erfolge führen zu finanziellem Wohlstand und zu gesellschaftlichem Aufstieg der Familie. Nach dem frühen Tod der Brüder Paul, Wilhelm und Karl verbleibt die Firma bis 1954 unter der Leitung von Georg Giulini. Über die Lebensgeschichte, das Wesen und die Persönlichkeit von Gisellas Vater Paul ist wenig bekannt. In den publizierten familiengeschichtlichen Erinnerungen seiner Enkelin Veronika von Mengersen wird er nur kurz und

Paul Giulini d. J., um 1883
Foto: StadtA LU, Bildsammlung, Nr. 3137

im Zusammenhang mit seiner standesgemäßen Heirat mit Fanny Clemm im Juni 1883 erwähnt.[19] Paul Giulini d. J. verstirbt bereits am 30. August 1899 im Alter von nur 43 Jahren auf Schloss Haardt, eines oberhalb von Neustadt in der Pfalz und am Fuße des gleichnamigen Gebirgszuges liegenden Familienbesitzes.

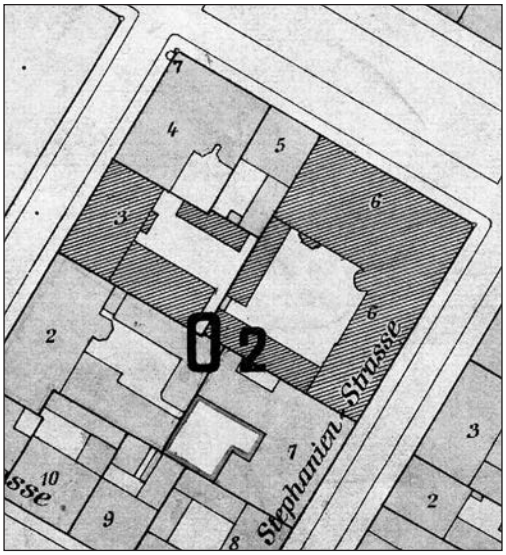
Gisellas Mutter Fanny ist die Tochter des August Ritter von Clemm (1837–1910)[20] und seiner Ehefrau Fanny Clemm, geborene Heyer (1837–1910). August Ritter von Clemm[21] ist, wie seine beiden Brüder Carl (1836–1899) und Adolf (1845–1922), studierter Chemiker. Über Fannys Lebensgeschichte erfahren wir ebenfalls einiges aus den Memoiren ihrer Enkelin Veronika von Mengersen. Fanny wächst in dem „Haardter Schlössel" auf, in dem später auch ihre Tochter Gisella unbeschwerte Ferientage bei ihrem Großvater verbringt. Der Herausforderung, als einzige Schwester unter sechs Brüdern aufzuwachsen, begegnet Fanny mit Durchsetzungskraft und Robustheit. Sie ist mit Sicherheit in ihrer Jugend keine Mimose und als eine „kompromisslos eigensinnige Großmutter"[22] charakterisiert. Beim frühen Tod ihres Ehemannes Paul steht sie kurz vor der Vollendung ihres 35. Lebensjahres und ist bereits siebenfache Mutter. In dem Heidelberger Neurologen Johann Hoffmann (1856–1919), dem Hausarzt der Familie, findet sie noch einmal einen verständnisvollen und großzügigen Partner und entwickelt sich zu einer außerordentlich gut aussehenden und selbstbewussten Frau. Mit Johann Hoffmann geht sie eine zweite Ehe ein und verzieht im September 1902 mit ihren vier Söhnen Renzo, Udo, Mario und Ingo sowie ihren drei Töchtern Gisella, Maria Claudia und Laetitia von Mannheim nach Heidelberg.[23] Die gesamte Familie bezieht dort ein neu gebautes Haus in der Gaisbergstraße 7, in dessen Erdgeschoss sich die Praxisräume des Arztes befinden. Fanny bleibt aber von weiteren Schicksalsschlägen nicht verschont. 1908 wählt ihr jüngster Sohn Ingo im Alter von nur 17 Jahren den Freitod und 1914 stirbt ihr zweitältester Sohn Udo im Alter von 28 Jahren den Kriegstod. Anlässlich des Ablebens von Johann Hoffmann im Jahre 1919 entsteht auf dem Heidelberger Bergfriedhof nach Entwürfen von Fannys Söhnen Renzo und Mario eine großzügige Grabanlage nach antikem Vorbild. Die Grabarchitektur in Form einer Exedra, die „einen Hauch von antiken Kultstätten spüren lässt",[24] ist eine Hommage an den zutiefst verehrten Stiefvater. Neben Johann Hoffmann findet auch Gisellas Mutter Fanny nach ihrem Tod am 9. November 1946[25] dort die letzte Ruhe. Seit jener Zeit existiert somit neben dem Giulini-Mausoleum in Mannheim ebenfalls eine Grabanlage in Heidelberg.

Gisellas Leben beginnt im zentral gelegenen Stammhaus der Giulinis, einem Stadthaus in O 2,4 am Paradeplatz, das im Zuge der bis 1903 erfolgten Erweiterung des Hauptpostamtes um die Grundstücke O 2,4 und O 2,5 untergeht.[26] Ursprünglich handelt es sich um ein schlichtes, zweigeschossiges Barockhaus aus dem 18. Jahrhundert, dessen Lage und Aussehen anhand einer Grafik aus der Zeit um 1750 nachgewiesen werden können.[27] In den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts erhält es eine repräsentative und im zeitgenössischen Stil des Historismus gestaltete Fassade mit einem zur Heidelberger Straße – den heutigen Plan-

ken – gelegenen Balkon. Der Begriff „Planken“ ist allerdings schon im 18. Jahrhundert gebräuchlich und wird erst später durch den Namen „Heidelberger Straße“ ersetzt. Leider ist bis heute keine aussagekräftige Aufnahme des modernisierten Barockhauses bekannt. Die Brüder Paul und Johann Baptist Giulini sind im Mannheimer Adressbuch von 1838 erstmals in O 2,4 dokumentiert.[28] Nach dem Tod der Brüder geht das Haus in das Eigentum von Lorenz Giulini, Gisellas Großvater, über. Dieser wohnt zeitweise in Ludwigshafen und zieht erst im Mai 1883 mit Ehefrau Eleonore, der einzigen Tochter Lena und den vier Söhnen wieder nach Mannheim in das Eckhaus O 2,4.[29] Möglicherweise wird während seiner Abwesenheit die Wohnfläche des Hauses durch den Ausbau des Dachgeschosses erweitert und die Fassade aufgewertet. 1883 richtet sich auch sein frisch vermählter ältester Sohn Paul mit seiner jungen Frau Fanny eine Wohnung in O 2,4 ein. 1884 kommt der Stammhalter Renzo[30] zur Welt, 1885 das zweite Kind Gisella und 1886 der zweite Sohn Udo. In den kommenden Jahren werden die Kinder Mario, Maria Claudia, Ingo und 1893 das Nesthäkchen Laetitia, deren Name Freude und Fröhlichkeit bedeutet, geboren. Die zunehmend räumliche Enge im Haus O 2,4 und der Wunsch der Post nach Erweiterung sind wohl die Hauptgründe für das schon seit längerer Zeit vorhandene Expansionsbedürfnis und eine Neuorientierung der Familie. Ein beträchtlich gestiegener finanzieller Reichtum schafft die notwendigen Voraussetzungen dazu. Im Jahre 1891 werden die beiden Häuser O 2,4 und O 2,5 von den Postgebäuden bereits regelrecht umzingelt. In unmittelbarer Nähe zum damals noch großherzoglichen Schloss in den Quadraten L 7 und L 9 ist bereits in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts ein exklusives Villenviertel empor gewachsen, dem in den 90er Jahren das Gebäude-Ensemble im Quadrat L 5 folgt. Dort entsteht auch das neue Wohnhaus mit der Hausnummer 3 von Paul und Fanny Giulini.

Die neuen L-Quadrate und die Villa Paul Giulini in L 5,3

Das älteste Villenviertel in Mannheim befindet sich auf dem Gelände der ehemaligen



Vermessungskarte der Stadt Mannheim von 1891, Ausschnitt mit dem Quadrat O 2, M. 1:1000
Foto: StadtA MA-ISG, Kartensammlung, Nr. 364

großherzoglichen Baumschule östlich des Schlosses in den genannten Quadraten L 5, L 7 und L 9. Die im Quadrat L 5 überlieferten Architekturen und die wenigen erhaltenen historischen Häuser in den Quadraten L 7 und L 9 werden heute von Einrichtungen der Mannheimer Universität genutzt.

Noch bevor die Erschließung und Bebauung des Quadrates L 5 erfolgt, stehen in den Quadraten L 7 und L 9 bereits die ersten Villen mit ihren weiträumigen parkähnlichen Gärten. Es dürfte heute nur wenigen bekannt sein, dass auf dem im Jahre 1883 parzellierten und mittlerweile völlig veränderten Gelände einst die anspruchsvollen Wohnhäuser vieler eingesessener Mannheimer Familien standen.[31] Das durch seine Größe und seine ausgedehnten Gartenanlagen herausragende Gebäude ist die Villa des Mannheimer Bankiers Gustav Ladenburg in L 7,1–3. Vom ehemaligen Wohnhaus des bekannten Mannheimers Gustav Ladenburg (1846–1902), der das Bankhaus Ladenburg & Söhne bereits in der vierten Generation vertritt, ist heute nichts mehr zu sehen, jedoch werden in jüngster Zeit Reste seines Fundamentes entdeckt. Die gesamte ursprüngliche Bebauung der Quadrate L 7 und L 9 kann heute insbesondere anhand eines um 1905

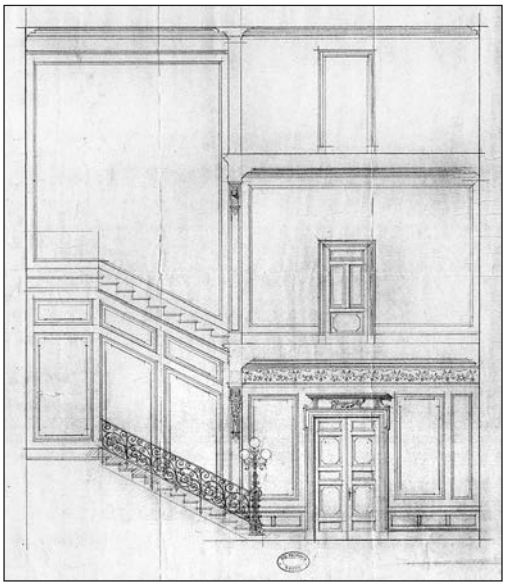
erstellten Planes dokumentiert werden.[32] In den beiden Quadraten sind nahezu sämtliche Familien vertreten, die zu jener Zeit in Mannheim Rang und Namen haben.[33] Hier schafft sich das wohlhabende Mannheimer Großbürgertum – Fabrikanten, Bankiers, Großkaufleute, Kommerzienräte etc. – sein erstes geschlossenes und außerhalb der ehemaligen Festung liegendes Wohngebiet, um dort nach seinen persönlichen, aber auch nach den von

Die Villa in L 5,3, Fassade zum Quadrat L 7, September 2007 Aufnahme der Verfasserin

der Gesellschaft erwarteten Vorstellungen und Bedürfnissen zu wohnen und zu leben. Ein Zeitgenosse umschreibt diese Vorstellungen und Bedürfnisse folgendermaßen: „Ebenso einleuchtend ist aber auch das Bestreben der durch Vermögen, gesellschaftliche Stellung, Erziehung, Bildung und Einfluss hervorragenden Persönlichkeiten, sich ein eigenes, abgeschlossenes, nur der Familie und dem Familienleben gewidmetes Haus zu schaffen, in welchem sich die geistigen Gaben und der Familiencharakter ungehindert entwickeln und bestätigen können. Eine solche Heimstätte ist der Sammelpunkt des Familienlebens, hier wird nach vollbrachter Tageslast den Künsten und Wissenschaften gehuldigt, hier werden die gesellschaftlichen Pflichten erfüllt, hier werden neue Kraft und Ansporn zum ferneren Wirken geschöpft“.[34] Die Häusergruppe im Quadrat L 5 besteht aus sechs fast zeitgleich erbauten Villen, die, ebenso wie die Häuser in L 7 und L 9, vornehmlich Mannheimer Großbürgern vorbehalten sind. Dort wohnen im Jahre 1898 der Zigarrenfabrikant Wilhelm Mayer (L 5,1), der Korkstopfenfabrikant und russische Vizekonsul Alois Bender (L 5,2), der Chemiefabrikant Paul Giulini (L 5,3), der Bankier Adolph Goldmann (L 5,4), der Rechtsanwalt Georg Selb (L 5,5) und der Maschinenfabrikant Heinrich Vögele (L 5,6).[35] Die Architekturen unterscheiden sich in ihrem äußeren Erscheinungsbild deutlich voneinander. Gemeinsam ist ihnen jedoch ist der monumentale Baustil des Historismus. Insbesondere die nach Osten zu den Quadraten L 7 und L 9 gerichteten Fassaden vermitteln den Eindruck einer fast hermetischen Geschlossenheit und Verklammerung und erinnern – mehr oder weniger absichtlich – an eben jene schützende Festungsanlage, die an dieser Stelle einst stand. Die nach Westen gerichteten Seiten fallen dagegen durch eine aufgelockerte Bauweise auf. Sie öffnen sich mit Gärten, Terrassen, Freitreppen, Veranden, Balkonen und Gartenlauben zum gegenüberliegenden Schloss. Hohe schmiedeeiserne Zäune schützen diesen Bereich, der ausschließlich dem familiären Leben vorbehalten bleibt.

Die Villa Paul Giulini entsteht 1892/1893 in relativ kurzer Bauzeit nach Plänen des Gemeinschaftsbüros Köchler & Karch, aus dem zahlreiche und zum Teil noch heute überlieferte öffentliche und private Gebäude in Mannheim hervorgehen.[36] Die Leistungen des Büros finden mit einem Preis für ein Bauprojekt in Zürich auch außerhalb Mannheims gebührende Beachtung und Würdigung. Der Mannheimer Generalanzeiger vermeldet am 19. März 1892 hierzu: „Wir freuen uns, dass eine hiesige Architektenfirma, die zur Verschönerung unserer Stadt schon durch so manchen hübschen Bau beigetragen hat, auch im Ausland Anerkennung findet“.[37] Die Villa ist ein dreigeschossiger Bau, der aus einem Erdgeschoss, einem Hauptgeschoss bzw. ersten Obergeschoss und einem Mezzaningeschoss, das mit einer Balustrade abschließt, besteht. Die stilistische und damit auch optische An-

gleichung an das gegenüberliegende Barockschloss ist unverkennbar. Die klare und übersichtliche Gliederung der Fassade fällt sofort auf. Sie erinnert durchaus noch an die geschlossen und streng wirkende italienische Palazzo-Architektur des 16. Jahrhunderts, bei der Betonungen und Unterbrechungen durch Risalite, Pilaster, Fenstergiebel, Gesimse, Balkone etc. – wenn überhaupt – nur äußerst sparsam gestattet sind. Um die einheitliche Fassadenwirkung der Villa Paul Giulini nicht zu unterbrechen bzw. zu stören, sind Zufahrt und Hauseingänge an die Seite verlegt. Das über alle drei Geschosse konsequent durchgezogene Gliederungsprinzip besteht insbesondere im regelmäßigen Nebeneinander und Übereinander der Fenster, deren unterschiedliche Gestaltung Rückschlüsse auf die Bedeutung und die Gewichtung der dahinter befindlichen Räumlichkeiten zulässt. Die Kellerfenster sind von schlichter quadratischer Form, im Erdgeschoss werden sie größer, erhalten die Form eines hochgestellten Rechteckes und sind jeweils durch einen Schlussstein betont und in der Beletage im ersten Obergeschoss werden sie nach dem Vorbild einer antiken Ädikula gerahmt, tragen Dreiecks- und Segmentgiebel im neoklassizistischen Stil und sind zusätzlich mit einer nach unten abschließenden kleinen Balustrade optisch verlängert. Die Fensterfront des Mezzanin ist durch dekorative plastische Ornamente aufgelockert, wirkt gefällig und weniger streng. Hinter ihr liegt der Wohnbereich des Personals. Eine architektonische Besonderheit weist der rechte Fassadenteil auf, der risalitähnlich hervortritt. Die Fenster haben einen geringeren Abstand zueinander, werden im Hauptgeschoss durch je einen Segmentgiebel betont und im Mezzaningeschoss von drei kleinen Pilastern gerahmt. Hinter diesem Fassadenteil verbergen sich im Erdgeschoss die beiden großen Repräsentations- und Gesellschaftsräume – der große Salon und der Speisesaal – und im Hauptgeschoss die Wohnräume. Das Innere des Hauses besticht insbesondere durch eine großzügige Raumaufteilung und durch edle Baumaterialien und deren aufwendige und kunstvolle Verarbeitung. Die gesamte Innenarchitektur spiegelt in höchstem Maße das anspruchsvolle Wohnbedürfnis des wohlhabenden Großbürgertums Ende des 19. Jahrhunderts, in dessen Leben insbesondere gesellschaftliche Veranstaltungen einen zentralen Platz einnehmen u. a. das Souper, die festliche Soirée mit Konzerten und Liedervorträgen, allerlei Empfänge und große Familienfeiern. Beim Betreten des Hauses wird der Besucher noch heute von der Atmosphäre einer längst vergangenen Zeit gefangen genommen. Zu den repräsentativen Räumen im Erdgeschoss gehören insbesondere das Vestibül, der nach Osten gerichtete große Salon



Die Villa in L 5,3, Treppenaufgang mit Leuchter, Entwurfszeichnung von Heinrich Pallenberg in Köln, 1892
StadtA MA-ISG, Plansammlung, Nr. 5289

und der nach Westen zum Schloss und zum Garten des Hauses gelegene Speisesaal. Vom Haupteingang, dem ein Lieferanten- bzw. Personaleingang zugeordnet ist, gelangt der Besucher zunächst zu einer Treppe, die ihn in das Vestibül, die Empfangshalle, führt, wo er vom Herrn und der Dame des Hauses erwartet und zum offiziellen Begrüßungsritual empfangen wird. Der Blick des Besuchers führt vom farbigen Intarsienfußboden in Mosaiktechnik hinauf in das offene, weiträumige, luftige und lichte Treppenhaus. Die breite Treppe aus gelblichem Marmor wird von einem

im Stil der Zeit kunstvoll gearbeiteten schmiedeeisernen Geländer mit hölzernem Handlauf begleitet, an dessen unterem Ende einst ein prachtvoller Leuchter montiert war. Der Leuchter ist heute leider nicht mehr überliefert, jedoch vermittelt die Entwurfszeichnung des Kölner Möbelfabrikanten und Königlich-Preussischen Hoflieferanten Heinrich Pallenberg (1802–1894) aus dem Jahre 1892 eine recht genaue Vorstellung von seinem Aussehen. Die drei großen geschlossenen Glaskugellampen deuten außerdem darauf hin, dass das Haus mit Gaslicht versorgt ist, das erst später durch das komfortablere elektrische Licht ersetzt wird.[38] Der Leuchter erhellt das Vestibül und das nach oben offene Treppenhaus und verbreitet bei festlichen Anlässen eine stimmungsvolle Atmosphäre. Für die in den Handlauf eingelassene und heute noch sichtbare Vertiefung gibt es bislang keine exakte Erklärung – es ist jedoch anzunehmen, dass dort einst der Standfuß befestigt war. Der große Salon und der Speisesaal können jeweils separat vom Vestibül aus betreten und verlassen und bei größeren Veranstaltungen in einen einzigen weiträumigen und äußerst großzügigen Festsaal verwandelt werden. Die Erdgeschossräume sind mit 4,50 m die höchsten im ganzen Haus, gefolgt von den Räumen im ersten Obergeschoss mit 3,50 m Höhe und den Räumen im Mezzanin mit immerhin noch stattlichen 3,30 m Höhe. Den repräsentativen Räumen im Erdgeschoss sind drei kleinere Gesellschaftszimmer zugeordnet: ein kleiner Salon, ein Musik- oder Lesezimmer und ein Raucherzimmer. Sie bieten jederzeit die Möglichkeit zum Rückzug im kleineren Kreis. Die gesamte Holzausstattung im Erdgeschossbereich – Kassettendecke, Türen, Wandverkleidungen etc. – ist nach Entwürfen des Heinrich Pallenberg gefertigt, dessen Name seinerzeit für feinste und anspruchsvollste Ausstattungen großbürgerlicher Wohnhäuser nach Pariser Vorbild steht. Die geräumige Anrichte ist sowohl vom Speisesaal als auch vom Lieferanten- bzw. Personalzugang sowie vom Vestibül aus zugänglich und steht über einen Speisenaufzug mit der Küche im Keller in Verbindung. Außerdem sind sämtliche Stockwerke durch einen separaten Wendeltreppenschacht miteinander verbunden, wodurch die unauffällige Präsenz von Hilfskräften stets gewährleistet ist. Sie ist für ein Anwesen dieser Größe unbedingt erforderlich und bietet mit Sicherheit viele Annehmlichkeiten. Die Familie ist aber nicht nur den Vorzügen, sondern auch den Nachteilen dieser Einrichtung tagtäglich ausgesetzt. Im ersten Obergeschoss befinden sich die Wohn- und Schlafräume der Familie, die Kinderzimmer und das noch im Originalzustand überlieferte Badezimmer. Der Transport und der Einbau der übergroßen Badewanne aus Porzellan dürfte seinerzeit wohl zu den schwierigen Innenarbeiten gehören. Auffällig ist außerdem der eingebaute Wandschrank und die äußerst moderne Dusche aus Messing. Der in den Marmorfußboden eingelassene Abfluss erleichtert die arbeitsaufwendige Reinigung des Badezimmers und das dahinter liegende Siphon, der Geruchsverschluss, verhindert das Eindringen von üblen Abwassergerüchen in die angrenzenden Wohnräume und dient der Hygiene. Um ein derart modernes Luxusbad seiner Bestimmung zu-

Die Villa in L 5,3, Türgriff mit Beschlag, Oktober 2007
Aufnahme der Verfasserin

führen zu können, bedarf es gewaltiger technischer Voraussetzungen. Diese sind seit den späten 80er Jahren des 19. Jahrhunderts mit der Einrichtung eines zentralen Wasserversorgungs- und Abwassernetzes in Mannheim unter der Leitung des Ingenieurs Oskar Smreker (1854–1935), zu dem auch der Wasserturm des Architekten Gustav Halmhuber (1862–1936) gehört, gegeben. Der Keller des Hauses ist den ausgedehnten Wirtschafts- und Vorratsräumen vorbehalten. Dort befinden sich Aufenthaltsräume für das Personal und eine mit Kohlen und Koks betriebene Heizanlage von beeindruckendem Ausmaß. Sie erinnert an den ungeheuren Energieverbrauch, der zur Beheizung eines Anwesens dieser Dimension erforderlich ist. Eine ausgesprochen solide, stabile und äußerst sorgfältige und auf Dauerhaftigkeit angelegte Bauweise charakterisiert die gesamte Außen- und Innenarchitektur vom Keller- bis zum Dachgeschoss. Von ihr gehen heute wie damals Kraft und Stärke, Beständigkeit, Festigkeit und Ruhe aus.

Mit Paul, Fanny und ihren Kindern bezieht im Jahre 1893 eine junge wohlhabende Großfamilie das neue Haus. Gisella ist gerade einmal acht Jahre alt und ihre sechs Geschwister sind mit Ausnahme des um ein Jahr älteren Renzo allesamt jünger als sie. An Platz und damit an Ausdehnungs- und Spielmöglichkeiten für eine fröhliche Kinderschar mangelt es im Hause der Giulinis nicht, denn im ersten Obergeschoss sind laut Grundriss mehrere geräumige Kinderzimmer vorhanden, zu denen auch ein großer zur Gartenseite gelegener Balkon gehört.[39] Die gesamte Innen- und Außenarchitektur des Hauses erscheint zunächst wenig kindgemäß und durch ihre Monumentalität auch ein wenig einschüchternd. Die Decken sind hoch, die Türen sind schwer, die Treppe ist breit, das Treppenhaus kalt, der Marmor hart und birgt Verletzungsgefahren, die Türgriffe sind pompös etc. Dennoch hält das Haus jederzeit unvorhergesehene Überraschungen bereit und bietet nicht nur aus heutiger Sicht eine Fülle von Anregungen für die kindliche Phantasie und Abenteuerlust. Dazu gehören möglicherweise der etwas düstere und geheimnisumwitterte Wendeltreppenschacht, der jedoch dem Hauspersonal vorbehalten bleibt, der geräuschvolle Speisenaufzug und der wuchtige Türklopfer an der Eingangstür etc. Die kunstvoll beweglichen Metallschutzklappen an den aufwändig gearbeiteten Türbeschlägen haben die Gestalt kleiner furchterregender Fratzen, die dem allzu Neugierigen ihre leuchtend rote Zunge entgegenstrecken. Sie verdecken dezent und dekorativ die Schlüssellöcher und gebieten nicht nur der kindlichen Neugier Einhalt. Die Suche nach Spuren der Gisella Giulini führt den Besucher des Hauses auch in den Garten. Dort steht heute noch die Kinderschaukelvorrichtung, das einzige überlieferte Spielgerät aus ihrer Kinderzeit.

Im Jahre 1899 wird Gisellas junges Leben vom allzu frühen Tod des Vaters überschattet. Ihre Mutter Fanny trennt sich 1903 von der Villa. Sie wird an den Mannheimer Bankier Hermann Soherr (1851–1921) veräußert. Er ist Mitinhaber der Bank Wingenroth, Soherr & Cie. in N 3,4 und im Adressbuch von 1904 erstmals als neuer Eigentümer des Wohnhauses eingetragen. Die einstige Villa Paul Giulini verbleibt noch bis 1930 im Besitz der Nachkommen des Hermann Soherr und wird nach dem Zweiten Weltkrieg Niederlassung eines renommierten Mannheimer Arztes.

Die Fabrikantengattin in der Villa Zopf und im Palais Lanz

Im Hochzeitsjahr 1903 ist Gisella achtzehn Jahre jung, außerordentlich hübsch und wohlhabend. Sie beginnt zunächst ihren neuen Lebensabschnitt als Oststadtbewohnerin und erweitert ihre Verwandtschaftstafel um den dritten überregional bekannten Namen einer Mannheimer Industriellenfamilie, die durch die Heinrich-Lanz-Straße eine dauerhafte Würdigung durch die Stadt erfährt. Karl ist der einzige Sohn des Heinrich Lanz[40] und seiner Ehefrau Julia Lanz, geborene Faul und somit einziger männlicher Nachfolger in der Leitung der gleichnamigen Firma. Er hat bereits sein 30. Lebensjahr vollendet, ist seit mehreren Jahren im Unternehmen seines Vaters tätig und dort mit Prokura ausgestattet. Hinter ihm liegen Abitur und ein Studium der Ingenieurwissenschaften. Die in großer Anzahl von ihm überlieferten Kinderbildnisse belegen, dass er ein außerordentlich hübscher Junge ist, des-

Die Villa Zopf in der Kolpingstraße 7–8, vorher Hildastraße 7–8, um 1905 Foto: DBZ, 39. Jg., 84/1905, 507

sen Mimik jedoch nicht den geringsten Anflug eines kindlichen Lächelns verrät. Im Gegensatz zu der im Erwachsenenalter heiter, gelöst und extrovertiert wirkenden Gisella erscheint Karl ernst, verschlossen und eher introvertiert. Insbesondere bei Auftritten in der Öffentlichkeit gibt er sich äußerlich und innerlich gefasst, wirkt distanziert und unnahbar und zeigt in Körperhaltung, Gestik und Minenspiel äußerste Zurückhaltung, niemals „perdre la contenance". Seine Gesichtszüge sind weich und deuten auf äußerste Sensibilität. Gisella gegenüber öffnet er sich, sie hat Zugang zu ihm. Trotz scheinbar gegensätzlicher Wesensmerkmale sind beide durch ein starkes Gefühl, zu dem wohl auch das beiden gemeinsame Standesbewusstsein gehört, miteinander verbunden. Auf eine Liebesheirat lassen die zahlreich überlieferten privaten Fotografien mit den gemeinsamen Auftritten des Ehepaares zweifellos schließen.

Die Jungvermählten bewohnen zunächst die Villa Zopf am Unteren Luisenpark in der damaligen Hildastraße zur Miete. Die Wohnlage

ist seinerzeit eine der vornehmsten in der Stadt und wird in einem zeitgenössischen Text aus dem Jahre 1905 folgendermaßen umschrieben: „Als vornehmste Wohnlage für Einzelwohnhäuser hat sich die Hildastraße, gegenüber bzw. längs des tieferliegenden Luisenparkes, ausgebildet. Von hier aus hat man die reizvollste Aussicht auf die zu Füßen liegenden, mehrere Kilometer langen üppigen Parkanlagen, den von Fahrzeugen aller Art belebten Neckarstrom, sowie auf die ausgedehnten Parkanlagen auf dem rechten Neckarufer".[41] Die Villa Zopf erweckt nach außen zunächst den Eindruck eines Einfamilienhauses. Der Eindruck täuscht jedoch, denn die Grundrisse[42] belegen, dass von Anfang an ein Zweifamilienhaus mit getrennten Wohnbereichen und separaten Zugängen im Erdgeschoss und im ersten Obergeschoss konzipiert ist. Das Ehepaar Lanz nutzt das Haus selbstverständlich allein. Bis auf wenige bauliche Veränderungen ist das Gebäude auch heute noch im ursprünglichen Zustand überliefert. Aus beiden Kriegen geht es unzerstört hervor und ist in jüngster Zeit aufwendig restauriert und renoviert. Es besticht durch seinen würfelförmigen Baukörper, die Fassade aus rotem Sandstein, den reichhaltigen Fassadenschmuck und insbesondere eine abwechslungsreiche Dachlandschaft. Die zur Kolpingstraße und zur Lachnerstraße ausgerichteten Fassaden dienen der Repräsentation, die beiden rückwärtigen Seiten sind schlicht verputzt. Die Fassade zur Lachnerstraße schmückt ein großes Medaillon mit der Jahreszahl 1902, die Fassade zur Kolpingstraße ziert das Monogramm des Bauherrn Albert Zopf. Nach einem äußeren Hinweis auf Karl Lanz, den langjährigen Mieter des Hauses, sucht man jedoch vergeblich. 1905 verstirbt Heinrich Lanz und dessen Sohn Karl übernimmt gemeinsam mit seiner Mutter Julia Lanz die Firmenleitung. Sein Eintrag im Mannheimer Adressbuch erfährt eine kleinere Korrektur: der Eintrag „Prokurist" wird durch den Eintrag „Fabrikant" ersetzt. Gisella übernimmt nunmehr offiziell und im jugendlichen Alter von 20 Jahren die Rolle einer Fabrikantengattin, die mit vielfachen familiären Verpflichtungen und steigenden gesellschaftlichen Anforderungen verbunden ist. An der Adresse des Ehepaares ändert sich jedoch vorläufig nichts. Das private Leben von Karl und Gisella wird bis 1913 u. a. von freudigen Ereignissen, Familienfesten, Feiern im kleineren Kreis und zahlreichen Ferienreisen bestimmt. Am 2. April 1906 wird das erste Kind, Töchterchen Margot, geboren.[43] Im Dezember 1907 feiert Gisellas Großvater August Ritter von Clemm auf Schloss Haardt im Kreise seiner Kinder, Enkelkinder und der ersten Urenkelin Margot seinen 70. Geburtstag.[44] Unter den Geburtstagsgästen befinden sich auch die Geschwister Karl (1843–1914) und Anna Reiss (1836–1915) und Gisellas Mutter Fanny mit ihrem zweiten Ehemann Johann Hoffmann sowie Gisellas Brüder und ihre Schwester Laetitia. Am 24. Dezember 1909 wird Gisella zum zweiten Mal Mutter und mit dem Stammhalter Johann Peter scheint nunmehr das Glück der jungen Familie perfekt zu sein.[45] Gemeinsame Reisen in das In- und Ausland stehen auf dem Freizeitprogramm des Ehepaares. Sie führen u. a. in die Schweiz in die Nobelferienorte Montreux und St. Moritz (1906), nach Frankreich an die Côte d'Azur (1907) und an die deutsche Nordseeküste (1912).[46] In diesen Zeitabschnitt gehören auch die regelmäßigen Ferienaufenthalte der Familie bei einer von Karls Schwestern an dem zwischen Garmisch-Partenkirchen und Starn-

Karl Lanz mit Tochter Margot, um 1907 Foto: Privatbesitz

berg gelegenen Staffelsee. Dort verbringt das Paar eine äußerst glückliche Zeit.

Das gesellschaftliche Leben in Mannheim wird von der glanzvollen Ära des Oberbürgermeisters Otto Beck geprägt, deren Höhepunkte die architektonische und gärtnerische Gestaltung des Friedrichsplatzes zwischen 1903 und 1906 und die 300-Jahrfeier der Stadt im Jahre 1907[47] sind. Im Jahre 1902 erhält Beck die goldene Amtskette aus massivem Gold und das Großherzogtum Baden feiert sein 100-jähriges Jubiläum. Mannheims Einwohnerzahl wächst zwischen 1885 und 1903 um mehr als das Doppelte an.[48] Im Jahre 1903 erfährt die Mannheimer Kulturszene mit der feierlichen Einweihung des Rosengartens einen Aufschwung und die französische Schauspielerin Sarah Bernhardt (1844–1923) gastiert am Mannheimer Hoftheater.[49] Das Jahr 1903 ist aber auch das Jahr der Arbeiterstreiks in der Lanz'schen Maschinenfabrik, die „mit bedingungsloser Unterwerfung der Arbeiter"[50] im August enden. Von den politischen Ereignissen der kommenden Jahre, den Strömungen und Stimmungen in der Bevölkerung wird Gisellas gesichertes und nach großbürgerlichen Strukturen geordnetes Leben allenfalls am Rande tangiert. 1905 findet im Gefängnishof noch eine Hinrichtung statt und mit der Einweihung des stadtgeschichtlichen Museums im selben Jahr wirft das Jubiläumsjahr 1907 bereits seine ersten Glanzlichter voraus. Gisella pflegt an der Seite ihres kultur- und sportbegeisterten Ehemannes öffentliche Auftritte und Aktivitäten vornehmlich im gehobenen gesellschaftlichen Milieu und im Rahmen von großen sportlichen Veranstaltungen in Mannheim und Umgebung. Es ist die Zeit der Festwochen und der großen Festveranstaltungen, der Festbankette, der großherzoglichen Empfänge, der Sportfeste, der Regatten und Pferderennen, der Jubiläen, der Gedenktage und Gedenkstunden, der Denkmalenthüllungen und der Einweihungsfeierlichkeiten, der Konzerte und Sängerfeste, der Maskenbälle und der größeren und kleineren Abendgesellschaften und der Familienfeste etc. Neben dem Hoftheater und dem Rosengarten gehört seit 1906 auch die neue Kunsthalle zu den großen Zentren des kulturellen Lebens der Stadt. Im Wohnhaus der Geschwister Reiss in E 7,20 und im daneben liegenden Wohnhaus des Emil Hirsch in E 7,21, in dem die Mannheimer Großbürgerin Bertha Hirsch (1850–1913) einen literarischen Salon führt, trifft man sich zum gepflegten Gedankenaustausch, zu Vortragsabenden, Dichterlesungen und musikalischen Veranstaltungen im vornehmlich kleineren Kreis. Eine von Anna Reiss am Klavier musikalisch gestaltete Soirée gehört zum Feinsten, was die private Gesellschaftsszene in Mannheim bis 1914 zu bieten hat. Die Musikalienhandlung des Emil Heckel (1831–1908), der Richard-Wagner-Verband, der Mannheimer Liederkranz – ein jüdischer Männergesangverein – und die Harmonie-Gesellschaft setzen musikalische Akzente. In der 1839 von Franz von Davans (1818–1895) gegründeten Mannheimer Herrengesellschaft Räuberhöhle, deren Versammlungshaus sich 1913 in M 7,7 befindet, bleiben Industrielle und Bankiers unter sich. In diesem Kreis ist auch die Familie Lanz vertreten. Zu den herausragenden sportlichen Ereignissen in Mannheim gehören u. a. die im Rahmen der Mai-Festwochen stattfindenden Badischen Renntage des 1868 gegründeten Badischen Rennvereins, deren krönender Abschluss die Pferderennen am Maimarkt-Dienstag in Anwesenheit des Badischen Großherzogspaares sind. Zahlreiche Schaulustige verfolgen regelmäßig die An- und Abfahrt der zwei- und vierspännigen Pferdekutschen entlang des Luisenparks über die Hildastraße und vorbei an der Villa Zopf. Karl und Gisella bekunden ihr Theater- und Musikinteresse insbesondere mit einem Theaterabonnement in einer Parterreloge des Mannheimer Nationaltheaters und befinden sich dort in Gesellschaft zahlreicher gleichgesinnter Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens der Region.[51] Heinrich und Julia Lanz führen ebenfalls ein Theaterabonnement in einer der höher liegenden Ranglogen. Seit 1906 sind die modernen Opern des von Karl Lanz hochgeschätzten Richard Strauß (1864–1949) im Spielplan des Nationaltheaters vertreten und erreichen 1907 mit 10 535 Besuchern einen Rekord.[52] 1906 feiert der Mannheimer Liederkranz sein 50-jähriges Bestehen und führt ein Werk von Richard Strauß im Repertoire seines Jubiläumsfestkonzertes.[53] Veranstaltungen wie z. B. die Motorbootwett-

fahrten im Rahmen der Rhein- oder Bodenseewoche, die Karl Lanz mit Preisen fördert, führen das Ehepaar gelegentlich auch in weiter entfernt liegende Gefilde. Der Unternehmer, bereits mäzenatisch aktiv, stiftet anlässlich der im September 1907 stattfindenden Rheinwoche einen wertvollen Silberpokal, der als die „bedeutendste Trophäe, die bisher auf deutschen Gewässern für Motorfahrten gegeben wurde“[54] beschrieben wird. Im Dezember 1907 sind Karl und Gisella in der Villa der Geschwister Reiss in E 7,20 zu Gast.[55] Gemeinsam mit Julia Lanz und Karls Schwester Helene sind sie als Stifter des Denkmals für Großherzogin Stephanie von Baden (1789–1860) mit ihren Namenszügen im Gästebuch des Hauses verewigt. Dem Treffen im Hause Reiss geht am selben Tag die offizielle Übergabe des Denkmals im Schlossgarten, an der auch Oberbürgermeister Otto Beck teilnimmt, voraus.[56] Das Jahr 1908, Beginn der kurzen Amtszeit von Paul Martin, steht bereits im Zeichen der von Karl Lanz geförderten Luftschifffahrt. Die erste Tagung des Deutschen Luftflottenvereins findet im Dezember 1908 in Mannheim unter seinem Vorsitz statt. Höhepunkt ist ein großes Festbankett im Nibelungensaal des Rosengartens, an dem 2500 Gäste teilnehmen. Im September 1909 landet er an Bord des Luftschiffes Zeppelin III in Mannheim.[57] Im selben Jahr ruft er die Stiftung Heidelberger Akademie der Wissenschaften ins Leben, wird mit der Ehrenpromotion der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät der Ruprecht-Karls-Universität in Heidelberg geehrt[58] und vom Badischen Großherzog mit dem Kommandeurkreuz II. Klasse des Zähringer Löwenordens ausgezeichnet.[59] Die feierliche Einweihung des zum Rathaus umgebauten Kaufhauses am Paradeplatz im Jahre 1910 ist ein herausragendes Ereignis der Mannheimer Stadtbaugeschichte und die Enthüllung des von August Kraus (1868–1934) geschaffenen Denkmals für Heinrich Lanz ein bedeutendes firmengeschichtliches Ereignis.

Karl und Gisella verziehen im September 1913 mit ihren beiden Kindern von der Villa Zopf in ein repräsentatives Palais in der heutigen Erzbergerstraße 18. Das Palais Lanz ist in der eingesessenen Mannheimer Bevölkerung auch unter der Bezeichnung Lanzvilla allgemein bekannt. Darauf nimmt heute noch die gleichnamige Bushaltestelle an der Ecke Otto-Beck-Straße/Kolpingstraße besondere Rücksicht. Das Gebäude selbst überbietet sowohl durch seine Flächenausdehnung als auch durch seine Formensprache sämtliche Oststadtvillen, die in seiner Nachbarschaft bereits angesiedelt sind. An Höhe wird es nur noch von der benachbarten Christuskirche übertroffen. Hinzu kommt eine exponierte Lage mit freiem Blick zum Neckar und zum Luisenpark. Der monumentale und wohl für Empfänge ersten Ranges angelegte Haupteingang mit Säulenportikus dokumentiert höchste Anforderungen, die Karl Lanz an sich selbst stellt und die von der Gesellschaft in steigendem Maße erwartet werden. Seine monumentalen und von Akanthusblättern umwundenen Monogramme sind in regelmäßigen Abständen und in kontinuierlicher Wiederholung oberhalb des Hauptgeschosses verteilt. Sie sind den Monogrammen der französischen Könige am Louvreschloss in Paris nachempfunden.[60]

Das Fabrikantenehepaar startet mit dem Einzug in das Palais zu einem kurzen, steilen gesellschaftlichen Höhenflug. Vor dem unmittelbar bevorstehenden Weltkrieg und der Auflösung der Monarchie in Deutschland pflegen beide für einen kurzen Zeitraum den Lebensstil nach fürstlichem Vorbild in der grandiosen Architektur des Palais Lanz. In diese Zeit gehören insbesondere das Engagement auf dem Gebiet der öffentlichen Kunst- und Kulturpflege, wie sie das fürstliche Mäzenatentum vergangener Jahrhunderte praktiziert, und der Aufbau einer ausgewählten, umfangreichen Privatsammlung. 1912 überlässt der Mäzen Karl Lanz der noch jungen Kunsthalle Mannheim ein Werk von Max Liebermann mit dem Titel „Lotsenstube“.[61] 1912/1913 stellt er seine von fast 20 000 interessierten Gästen besuchte und aus 42 Exponaten bestehende Sammlung alter Meister aus, die „ihr Besitzer Herr Dr. Karl Lanz, in liebenswürdigster Weise fast ein Vierteljahr in der Kunsthalle beließ“.[62] Die Exponate, unter ihnen mehrere unbekannte Herrenbildnisse englischer Maler des 18. Jahrhunderts, entstammen fast ausnahmslos der privaten Sammlung des Marcell von Nemes in

Monogramme am Palais Lanz in der Erzbergerstraße 18, vorher Carolastraße 18, September 2007 Aufnahme der Verfasserin

Budapest und sind 1910/11 im dortigen Museum der Schönen Künste ausgestellt. Dies ist im Ausstellungskatalog[63] nachzulesen. Der damalige Kunsthallendirektor Friedrich (Fritz) Wichert (1878–1951) schreibt darin das folgende Vorwort: „Die lokale Sammelkultur kann keineswegs an den öffentlichen Museen allein gemessen werden. Je hervorragender und reicher der private Kunstbesitz, desto besser gebettet der öffentliche. Beide sollten in fruchtbringender Wechselwirkung zueinander stehen. Die städtische Galerie ist Herrn Dr. Lanz, der diesen Grundsatz in liebenswürdigster Weise zu bestätigen bereit war, zu großem Dank verpflichtet". Der Mannheimer Generalanzeiger widmet diesem Ereignis in seiner November- und Dezemberausgabe des Jahres 1912 mehrere Fortsetzungsartikel.[64] Von April bis Mai 1914 präsentiert die Kunsthalle Mannheim die Gemälde „Antoine Triest von Gent" – es wird der Rubens-Werkstatt zugeschrieben – „Christus und die Ehebrecherin" von Jacopo Tintoretto und „Kardinal Domenico Rivarola" von Antonis van Dyck. Die Ausstellung trägt den Titel „Drei edle Gäste".[65] Aber die kulturelle Blütezeit in Mannheim nähert sich dem Ende. Im Jahre 1915 gibt der Mannheimer Liederkranz im Kriegslazarett in der Lanz'schen Fabrik ein Chorkonzert mit anspornenden Vaterlands- und Volksliedern und im Jahre 1917 ein Winterkonzert mit der sinfonischen Dichtung „Tod und Verklärung" von Richard Strauß.[66] In den Jahren 1916/1917 präsentiert die Kunsthalle Mannheim zugunsten des Roten Kreuzes und der Zentrale für Kriegsfürsorge eine Ausstellung. Im Vorwort des kurzen Verzeichnisses ist zu lesen: „Wir bieten in dem vorliegenden Auszug aus Mannheimer Privatbesitz einen Querschnitt aus dem Kunstvermögen Mannheims, wo es als eine gesellschaftliche Verpflichtung gilt, über einen

Die Villa in der Spinozastraße 7, Fassade zur Leibnizstraße, September 2007 Aufnahme der Verfasserin

gewissen Besitz an Bildender Kunst zu verfügen, der nun teilweise in den vaterländischen Hilfsdienst gestellt wird".[67] Es werden noch einmal die Bildnisse mit religiösem Inhalt aus der privaten Sammlung von Karl Lanz gezeigt, „Bischof Trieste von Gent" und „Kardinal Domenico Rivarola".

Die Geburten der Töchter Renate (1914) und Sigrun (1917) gehören zu den erfreulichen Ereignissen aus dem familiären Bereich, die Gisellas Wohnzeit im Palais Lanz bestimmen. Karl Lanz hält sich bereits 1918 zur Kur im oberbayerischen Bad Kohlgrub in der Nähe von Garmisch-Partenkirchen auf und seit 1919 ist das neu erworbene Anwesen Schloss Marbach, in dem er letzte Jahre seines Lebens verbringt, immer häufiger das Reiseziel der ganzen Familie. Dort wird 1920 sein jüngster Sohn geboren, dessen Vorname Giselher der Nibelungensage entnommen und wohl eine letzte Huldigung an seine Ehefrau Gisella ist. Karl Lanz verstirbt bereits im Jahr darauf am 18. August 1921 in Mannheim im Alter von nur 48 Jahren.

Die Bauherrin und das Haus in der Spinozastrasse 7

Gisella ist beim Tod ihres Ehemannes 36 Jahre alt und gibt ihrem Leben mit dem Bau eines Hauses in der Spinozastraße 7 eine neue Ordnung. Dem Neubau gehen Verhandlungen zur Veräußerung des Palais Lanz im Jahre 1922 voraus, das aus finanziellen Gründen nicht mehr tragbar ist. Noch im selben Jahr erteilt sie den Bauauftrag an Rudolf Tillessen, der nach ihren Wünschen ein zweigeschossiges Gebäude mit ausgebautem Dach entwirft. Das Wohnhaus fällt eher bescheiden aus, übertrifft aber die zuvor genannten Architekturen durch seine Leichtigkeit. Es wird in der Familie liebevoll das „Spinozale" genannt und trägt eindeutig die Handschrift der Bauherrin. Rudolf Tillessen ist der Gestalter zahlreicher Industriellen-Villen. Er geht kurz nach 1918 eine Arbeitsgemeinschaft mit dem Mannheimer Architekten Wilhelm Wendelin Hoffmann (1890–1969) ein. Die Außen- und Innen-

planung des Hauses in der Spinozastraße 7, dessen schlichte Bauweise zweifellos auch auf die nach dem Ersten Weltkrieg herrschende wirtschaftliche Notlage und den Baustoffmangel zurückzuführen ist, gehört zu seinen letzten Aufträgen. Das Eckhaus liegt unmittelbar am Zusammenlauf von Spinozastraße und Leibnizstraße, die erst im Zuge der Oststadterweiterung nach dem Ersten Weltkrieg erschlossen werden. Die beiden Hausfassaden haben unterschiedliche Funktionen und sind daher unterschiedlich gestaltet. Der Eingangsbereich liegt an der Spinozastraße. Von hier gelangt man zunächst zu einem großen schmiedeeisernen Tor, hinter dem sich ein breiter Zufahrtsweg öffnet, an dessen Ende sich der seitlich gelegene und von der Straße aus nicht einsehbare Hauseingang mit schützender Bedachung befindet. Dekoratives und repräsentatives Element zur Leibnizstraße ist ein langgestreckter Balkon im ersten Obergeschoss, der zu den dahinter liegenden Wohnräumen gehört und von dem aus der freie Blick in den Garten des Hauses führt.

Im Dezember 1923 bezieht Gisella mit ihren fünf Kindern das neue Haus.[68] Die 17-jährige Margot und der 14-jährige Johann Peter sind dem frühen Kindesalter bereits entwachsen; Renate, Sigrun und Giselher sind dagegen erst acht, sechs bzw. drei Jahre alt – ein Umstand, dem schon in der Planungsphase des Hauses die besondere Aufmerksamkeit der Bauherrin und liebevollen Mutter Gisella und ihres Architekten gilt. Der Grundriss[69] sieht im Erdgeschoss, unmittelbar neben dem Eingangsbereich und mit Blick zur Spinozastraße, ein äußerst geräumiges und lichtdurchflutetes Eckzimmer vor, das als Kinderspielzimmer genutzt werden soll. In direkter Nähe zum Spielzimmer befindet sich ein Bad. Das große Wohnzimmer, ein Speisezimmer mit Terrassenzugang und die Anrichte gehören ebenfalls zu den im Erdgeschoss eingeplanten Räumlichkeiten. Sie sind dem Wohnen und den gesellschaftlichen Aktivitäten im kleineren Kreis vorbehalten, u. a. dem Empfang und der Bewirtung von Gästen, der Pflege von Unterhaltung und Gespräch etc. Es sind durchaus noch Überreste der gesellschaftlichen Strukturen aus dem 19. Jahrhundert – wie sie die Villa Paul Giulini in ganz besonderem Maße dokumentiert – erkennbar. Allerdings ist der Rahmen gewaltig reduziert und alles ist etwas kleiner, intimer und wohnlicher, individueller und der Zeit entsprechend bescheidener. Zum Betrieb und zur Unterhaltung eines Anwesens dieser Größenordnung sind dennoch ausgedehnte Wirtschaftsräume erforderlich. Sie befinden sich neben den Aufenthalts- und Wohnräumen für das Personal im Kellergeschoss des Hauses. Die Küche ist auch hier durch einen Speisenaufzug mit der darüber liegenden Anrichte verbunden, allerdings fehlt eine separate Personaltreppe – diese Funktion übernimmt eine gewöhnliche Kellertreppe. Die eigentlichen Wohnräume der Familie liegen im ersten Obergeschoss. Dort sieht der Grundriss[70] ein Zimmer für „Frau Dr. Lanz“, ein Tochterzimmer für Margot und zwei weitere Kinder- bzw. Schlafzimmer vor. Unmittelbar neben dem Tochterzimmer, zu dem auch der zur Leibnizstraße ausgerichtete Balkon gehört, befindet sich ein „Zimmer für Fräulein“, das möglicherweise für eine Erzieherin, ein Kindermädchen oder eine Privatlehrerin bestimmt ist. Im Mansardgeschoss sind ebenfalls Räumlichkeiten für Bedienstete vorgesehen. Dort hat Gisellas ältester Sohn Johann Peter seinen eigenen, von den übrigen Kinderzimmern im ersten Obergeschoss separierten Wohnbereich. Ein Innenraum, der besondere Beachtung verdient, ist das Bibliothekszimmer im Erdgeschoss. Es ist bereits im Grundriss durch seine Lage – in gehöriger Distanz zum Kinderspielzimmer, zum Eingangsbereich und zur Anrichte – als ein Ort des Rückzugs und der Besinnlichkeit, der Ruhe und Entspannung ausgewiesen. Leider gibt es keine eindeutig zuzuordnende Innenaufnahme. Es bleibt dem Leser überlassen, sich einen Raum vorzustellen, in dem eine Atmosphäre von behaglich-kultivierter Wohnlichkeit erst durch Gisellas Individualität und Persönlichkeit entsteht. Am 8. November 1928 meldet die Neue Mannheimer Zeitung: „Die große Goethe- und Schiller-Bibliothek des verstorbenen Kommerzienrats Dr. h.c. Karl Lanz, Mannheim soll am 19. November bei Paul Graupe in Berlin versteigert werden. Sie enthält eine erlesene Sammlung deutscher Gesamt- und Erstausgaben des 17. bis 19. Jahrhunderts, Autographen, Widmungsexemplare

Schloss Marbach am Bodensee, um 2005 Luftbild: Tagungs- und Seminarzentrum Schloss Marbach GmbH

u. a."[71] Die neue Zeit macht auch vor dem Bibliothekszimmer nicht halt.

Im Jahre 1934 verkauft Gisella das Haus in exponierter Wohnlage an den promovierten Chemiker Wilhelm Wild (1872–1959). Er wertet es durch zahlreiche Verbesserungen und Verschönerungen auf u. a. 1938 durch die Anlage eines geräumigen Wintergartens mit einem dekorativem Keramik-Wandbrunnen aus der berühmten Karlsruher Majolika-Manufaktur,[72] die im Jahre 1934 ihre Arbeiten im Rahmen einer großen Ausstellung in Mannheim präsentiert.[73] Wilhelm Wild sorgt auch 1945 für die Wiederherrichtung des im Krieg beschädigten Hauses.[74] Die in den Garten führende Außentreppe und die Neugestaltung des Mansarddaches finden besondere Beachtung.[75] Die Villa mit bewegter Vergangenheit verbleibt kontinuierlich im Besitz der Nachkommen des Wilhelm Wild und steht seit 1972 unter Denkmalschutz. Zahlreiche kleinere Details im Innern des Hauses insbesondere die kunstvoll gearbeiteten Türbeschläge und Fenstergriffe aus Messing erinnern noch an die Wohnzeit der Frau Lanz. Einen großen Einbauküchenschrank aus Holz in der Anrichte und einige kleinere Vorrats- und Geschirrschränke in der Speisenkammer hat sie bei ihrem Auszug 1931 einst dort zurück gelassen.

Der Wegzug und die Rückkehr nach Mannheim

Im März 1931 wählt Gisella das Schloss Marbach zu ihrem längerfristigen Hauptwohnsitz,[76] zunächst mit den drei noch nicht erwachsenen Kindern Renate, Sigrun und Giselher und ab 1933 auch mit Edwin Wuensch. In den amtlichen Meldeunterlagen von Öhningen-Wangen ist Gisella allerdings bereits seit dem Jahre 1921 dokumentiert.[77] Das in luftiger Weite und traumhafter Landschaft in unmittelbarer Nähe zur Schweizer Grenze gelegene Anwesen ist erst seit dem

frühen 19. Jahrhunderts unter dem Namen Schloss Marbach bekannt und gehört u. a. einem Kaufmann, einem Fabrikanten, einem Apotheker und einem Arzt. Um 1918 ist dort ein Lazarett für Verwundete des Ersten Weltkrieges eingerichtet und seit 1919 befindet es sich im Besitz der Familie Lanz. 1924 wird das Hauptgebäude durch ein Feuer verwüstet und nach den Plänen von Rudolf Tillessen in leicht abgeänderter Form wieder aufgebaut. Das Schloss bleibt auch während des Zweiten Weltkrieges die Zuflucht und Rückzugsstätte der Familie. Die Todesanzeige für Gisellas gefallenen Sohn Peter Heinrich (1909–1942) trägt das Datum vom 18. März 1942 und den Absender Schloss Marbach.[78] Kurz vor Kriegsende wird das Schloss veräußert und es durchläuft wiederum eine abwechslungsreiche Nutzungsgeschichte. Im Jahre 1987 erwirbt es der Schweizer Jacobs Suchard Konzern und eröffnet 1989, nach umfangreichen Umbau- und Renovierungsarbeiten, ein internationales Tagungs- und Seminarzentrum mit ausgesprochen exklusivem Ambiente.[79]

Im Jahre 1957 kehrt Gisella, nach einem vorübergehenden Aufenthalt im unzerstörten Heidelberg, nach Mannheim zurück und beginnt im Alter von 72 Jahren den zweiten Lebensabschnitt in ihrer Geburtsstadt. Sie bezieht im September 1957 mit ihrem Ehemann Edwin Wuensch eine Wohnung in einer kleineren Wohneinheit in der Werderstraße 57 in der Oststadt, dem Stadtteil, mit dem sie zeitlebens aufs engste verbunden bleibt.[80] Das Mehrfamilien-Doppelhaus ist ein in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts errichtetes Haus und im Vergleich zu ihren vorhergehenden Mannheimer Wohnhäusern eine eher unscheinbare Architektur der Nachkriegszeit. Hervorzuheben ist allerdings seine nach wie vor exponierte Lage und die heute auffallend rote Verputzfarbe. Ein paar Hausnummern weiter, in der Werderstraße 38, steht ein vertrautes Gebäude, die Villa ihres Onkels Georg Giulini, dem Bruder ihres Vaters Paul. Außerdem begleitet sie kontinuierlich das Wahrzeichen der Oststadt, die Christuskirche. Die Stadt feiert 1957 ihr 350-jähriges Bestehen, Oberbürgermeister Hans Reschke befindet sich seit einem Jahr im Amt und die Einwohnerzahl der Stadt hat fast die 300 000 erreicht.[81] Mit den festlichen Höhepunkten des Jubiläumsjahres, der Einweihung des neuen Mannheimer Nationaltheaters und der Eröffnung des Reiss-Museums im wieder aufgebauten Zeughaus, schafft Gisella den Anschluss an das aufblühende gesellschaftliche Leben der Stadt. Gisella wird Zeitzeugin vieler lokalkultureller Ereignisse. Unter diesen ist die feierliche Übergabe des wiederhergestellten Rittersaales im Mannheimer Schloss im Jahre 1961 besonders erwähnenswert. Mit der Verleihung der Schillerpreise an die Schauspielerinnen Elisabeth Bergner (1897–1986) und Ida Ehre (1900–1983) in den Jahren 1962 und 1970, der Übergabe des Ehrenringes der Stadt Mannheim an den Regisseur und Theaterintendanten Herbert Maisch (1890–1974) im Jahre 1970 und der Ernennung des Schauspielers Willy Birgel (1891–1973) zum Ehrenmitglied des Nationaltheaters im Jahre 1972 erlebt sie die Ehrung von Persönlichkeiten aus Theater und Film, die ihrer Generation angehören.

Am 1. Oktober 1973 verstirbt Edwin Wuensch im Alter von fast 93 Jahren. Mit seinem Tod endet für Gisella der Aufenthalt in ihrer Geburtsstadt und sie verzieht noch im selben Monat ins oberbayerische Stockdorf, einem Ortsteil der Gemeinde Gauting in der Nähe des Starnberger Sees bei München,[82] wo ihre beiden Töchter Renate und Margot leben. Am 12. März 1980 verstirbt sie dort kurz nach der Vollendung ihres 95. Lebensjahres. Es ist das Jahr, in dem das Mannheimer Nationaltheater gerade sein 200-jähriges Bestehen feiert.

Im Gräber-Register der Friedhofsverwaltung Mannheim ist die Überführung ihrer Urne aus München und deren Beisetzung im Mausoleum der Familie Lanz auf dem Hauptfriedhof vermerkt. Dort findet Gisella neben ihrer großen Liebe Karl Lanz, den sie um fast 60 Jahre überlebt, ihre letzte Ruhe, dort schließt sich beider Lebenskreis.[83] Seit dem 18. und 19. Jahrhundert wird die Grabarchitektur eines Mausoleums, die ihren Ursprung in der Antike hat, insbesondere für Könige und Herrscher wieder entdeckt und auch von dem wohlhabenden Großbürgertum als eine äußerst repräsentative Form des Grabbaues geschätzt. Das Mausoleum der Familie Lanz ist – wie alle historischen Grabmäler – Totenstätte, Kunst-

Das Wohnhaus in der Werderstraße 57, Januar 2008 Aufnahme der Verfasserin

objekt und Kulturdenkmal zugleich. Es befindet sich im östlich gelegenen Eckpavillon der Eingangsarkaden des Mannheimer Hauptfriedhofs und ist ein fester Bestandteil der nach den Plänen des seit 1839 in Mannheim in C 3,23 wohnhaften Stadtbaumeisters namens Anton Mutschlechner[84] erbauten Friedhofsarchitektur. Eine vierstufige Außentreppe führt den Besucher hinauf zu der bronzenen Eingangstür, die von einer würdevollen Ädikula nach antikem Vorbild gerahmt und von musizierenden Putti und einem jugendlichen Engelskopf geziert wird. Sie stimmen einfühlsam auf ein Haus der Toten ein. Die mahnende Türinschrift „vita somnium breve“ ist an die noch Lebenden gerichtet und der große bronzene Türklopfer signalisiert, dass vor dem Überschreiten der Schwelle Anklopfen erwünscht ist. Hinter der Tür öffnet sich ein lichtdurchfluteter Vorplatz, eine Art Vestibül, von dem aus man in die tiefer liegende, offene und in weißlichem Marmor ausgelegte Gruft – die eigentliche Begräbnisstätte – direkt auf den in der Mitte stehenden Sarkophag des Heinrich Lanz blickt. In der Gruft werden neben dem Firmengründer und seiner Ehefrau auch andere Familienangehörige sowie verdiente und der Familie in Treue verbundene Bedienstete beigesetzt u. a. die 1918 verstorbene Anna Wendel, ein „led(iges) Hausfräulein“.[85] In unmittelbarer Nachbarschaft zum Marmorsarkophag des Heinrich Lanz steht das Urnenpaar von Karl und Gisella. Die Urnen, zwei doppelhenklige Amphoren nach antikem Vorbild, stehen auf gleicher Höhe nebeneinander, in zwei getrennt in die Wand eingelassene Rundbogennischen, die durch ein gemeinsames Gesims miteinander verbunden sind. Die Urnen sind von gleicher monumentaler Größe, von gleicher kraftvoller Form und aus dem gleichen edlen Material, einem weißlichen Marmor. Die schwungvollen barockähnlichen Monogramme KL und GL sind einziger zusätzlicher dekorativer Schmuck. Die Namen

Das Mausoleum der Familie Lanz auf dem Mannheimer Hauptfriedhof, Oktober 2007 Aufnahme der Verfasserin

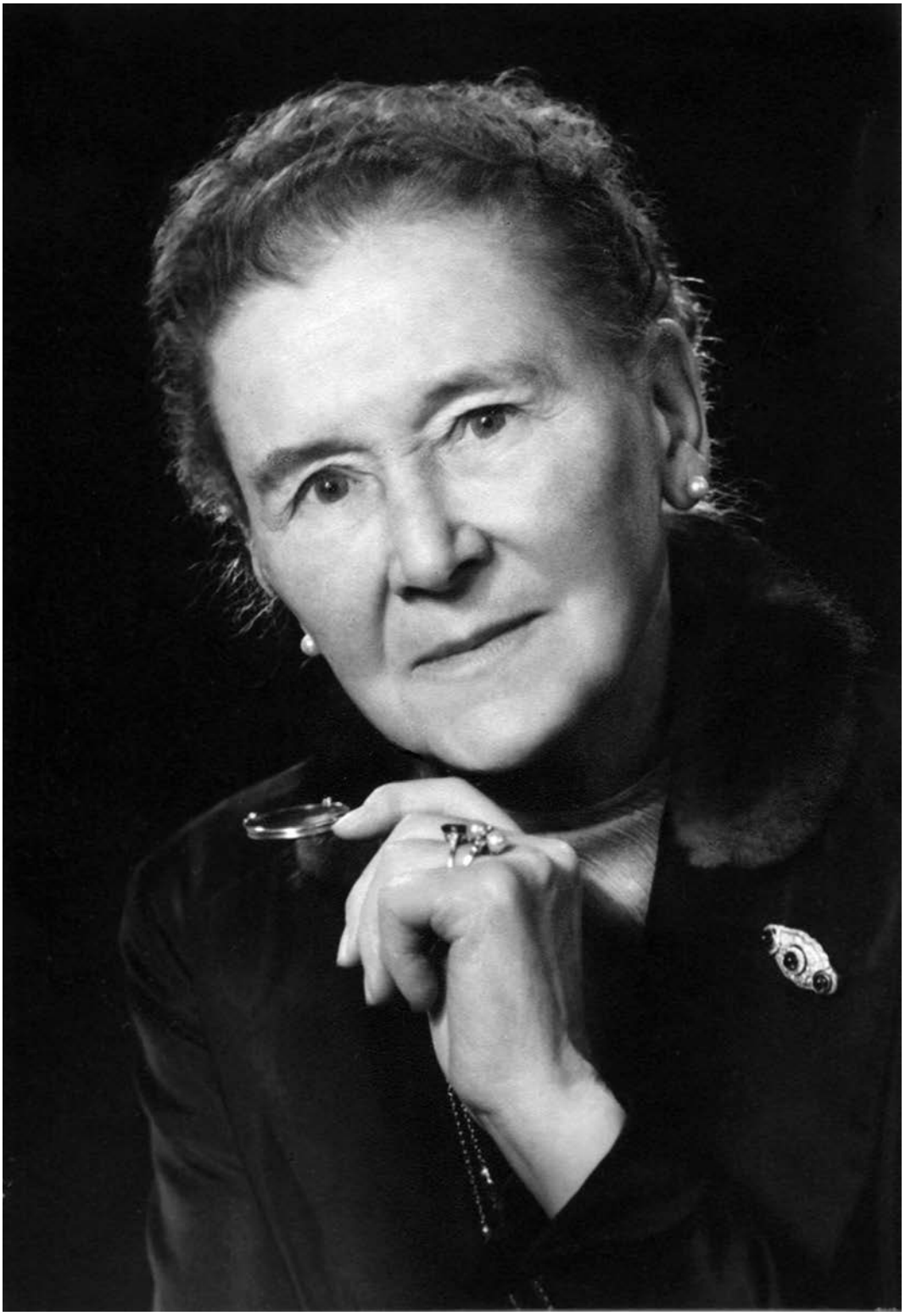
sowie die Geburts- und Sterbejahre sind in das Gesims der beiden Nischen eingemeißelt. Der Besucher erfährt, dass die Liebe den Tod überdauert – so als sei die Zeit 1921 stehen geblieben. Die Urnen dokumentieren der Nachwelt eine symbolische Verbundenheit des Paares, die über den Tod hinausgeht. Ist es rein zufällig, dass die Rosenknospe, die jeweils einen der Urnendeckel ziert, bei der Urne von Karl Lanz fest geschlossen und bei der Urne von Gisella leicht aufgebrochen ist? Die Grabstätte wird bereits anlässlich des Todes von Heinrich Lanz am 1. Februar 1905 angelegt, jedoch erwirbt die Familie erst mit Wirkung zum 1. Januar 1909 das vertraglich vereinbarte und damit offizielle Nutzungsrecht des Pavillons für die Dauer von 50 Jahren.[86] Vor 1905 ist er vorübergehend ein Ort zur Aufbewahrung von Toten und wird außerdem erst mit dem im neoklassizistischen Stil errichteten Vorbau zur eigentlichen Grabarchitektur. Die Pläne dazu liefert August Kraus, der auch das Heinrich-Lanz-Denkmal auf dem Firmengelände und die Heinrich-Lanz-Büste im mittlerweile abgebrochenen Heinrich-Lanz-Krankenhaus sowie die Märchenfiguren im Park von Schloss Marbach entworfen hat. Im Jahre 1955 beschließt der Mannheimer Stadtrat die Umwandlung der Begräbnisstätte in ein Ehrengrab und seine Aufnahme in die Liste der Gräber verdienter Persönlichkeiten.[87] Rechtzeitig zum 150. Geburtstag der ersten Mannheimer Ehrenbürgerin Julia Lanz im Jahre 1993 ist die aufwendige Sanierung des Mausoleums abgeschlossen, über die der Mannheimer Morgen in seiner Ausgabe vom 30./31. Oktober ausführlich berichtet.[88] Bis heute fehlt leider jeglicher äußere Hinweis auf die Familie Lanz, wie etwa ein Name, ein Initial oder ein Monogramm.

Schluss

Der Rückzug von den schwindelerregenden Höhen eines Palais in Mannheim und eines traumhaften Schlosses am Bodensee in die Realität einer bescheidenen Stadtwohnung bedeutet Abstieg und Befreiung zugleich. Noch in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts schreibt Gisella an eine ihrer Töchter „Wie gut, dass uns Schloss Marbach nicht mehr gehört. Dieser Ärger!“.[89] Der frühe Tod ihres Ehemannes 1921 und der Verlust ihres ältesten Sohnes 1942 geben Gisellas Leben einen tragischen Akzent. Glanzvolle Höhepunkte sind zweifellos die friedvollen Jahre vor dem Ersten Weltkrieg an der Seite ihres Ehemannes Karl Lanz. Im Alter dürfte sie die Erinnerung an diese Zeit im Kreise ihrer erwachsenen Kinder und deren Familien beglücken und mit Freude erfüllen. Gisella erlebt den Aufstieg und die Blütezeit ihrer Geburtsstadt Mannheim am Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert, ihren Niedergang nach dem Ersten Weltkrieg und den Wiederaufstieg nach dem Zweiten Weltkrieg, die „golden sixties“ unter Oberbürgermeister Hans Reschke, die den Jahren vor 1914 an Glanz und Ruhm in keinster Weise nachstehen.

Ein letzter Blick gilt dem Altersbildnis einer Frau, die als gebürtige Mannheimerin, Großbürgerin und Bauherrin dauerhaft in die Geschichte der Stadt eingeht. Im Entstehungsjahr des Bildes ist Gisella 75 Jahre alt und die Zeit scheint nicht ganz spurlos an ihr vorübergegangen zu sein. Das für ihr Alter jugendlich wirkende klare Gesicht mit dem makellosen Teint fasziniert immer noch. Das einst volle Haar ist zwar etwas schütter, jedoch umspielen einzelne Härchen im Gegenlicht genauso ihr Gesicht wie auf Bildnissen aus ihrer Jugendzeit. Ihre Kleidung wirkt äußerst vornehm und ist trotzdem von einer betonten Schlichtheit und Bescheidenheit. Ein kleiner Pelz und ausgewählte Schmuckstücke setzen ein paar Glanzlichter. Perlen sind immer noch der von ihr bevorzugte Schmuck. Den Kopf hält sie leicht schräg und ihr offener Blick ist geradewegs auf den Betrachter gerichtet, sie wirkt selbstbewusst und fast etwas forsch. Ihre Mimik, ein dezentes Mund und Augen umspielendes Lächeln, verrät eine gewisse Heiterkeit und Gelöstheit, aber auch vornehme Reserviertheit und Distanz. Einen leichten Anflug von Witz und Ironie vermag man ebenfalls darin zu erkennen. Es ist die in ihrer Jugend stets schwerelos wirkende Gisella, die hier noch einmal zum Vorschein kommt und die nichts von ihrem erfrischenden Wesen verloren zu haben scheint. Der ungestörte Blick auf ihr Gesicht wird allerdings durch die Hand irritiert und abgelenkt, die darauf hinweist, dass die Einhaltung eines gewissen Abstandes zum Betrachter durchaus erwünscht ist. Außerdem hält sie ein Monokel, ein Attribut, dem möglicherweise eine ganz besondere Bedeutung zukommt. Es handelt sich zunächst um einen recht auffälligen und antiquierten Gegenstand, den, an einer Kette hängend, Gisella dem Betrachter präsentiert und mit dem sie bewusst oder unbewusst eine Aussage macht. Das Monokel ist eine Sehhilfe für ein Auge. Besonders populär wird es im 18. und 19. Jahrhundert und ist, im Gegensatz zur einfachen Brille, ein beliebtes Statussymbol der Oberschicht. Die Anspannung bestimmter Gesichtsmuskeln, die in späteren Jahren übrigens als äußerst ungesund erkannt wird, vermittelt außerdem den Eindruck von Arroganz und Überheblichkeit. Ein Monokel ist aber auch mit einer Lupe, einem Vergrößerungs- oder einem Präzisionsglas vergleichbar, das immer dann benötigt wird, wenn die Sehschärfe des bloßen Auges nicht ausreicht. Das Monokel steht dann für Genauigkeit, Gewissenhaftigkeit, Exaktheit bis hin zu Perfektion, Brillanz und Vollkommenheit und im übertragenen Sinne für einen klaren und scharfen Blick, dem nicht das geringste Detail entgeht und mit dem man den Dingen sozusagen auf den Grund geht.

Erst anhand von zum Teil über 100 Jahre zurückliegenden Bildnissen, die Gisella vom frühen Kindesalter bis ins reifere Alter zeigen, ist es möglich, Eindrücke insbesondere von ihrer erfrischenden Natürlichkeit in der Jugend und ihrer stets ausgesprochen eleganten Erscheinung und ihrem unverbrauchten Aussehen in späteren Jahren zu sammeln, zu erfassen und zu vermitteln.[90]



Die 75-jährige Gisella Wuensch, geborene Giulini, 1960

Foto: Privatbesitz

Benutzte Literatur
gedruckte Quellen (nach Erscheinungsjahr)

1. Mannheimer Adressbücher 1838 f.
2. Verwaltungsberichte der Stadt Mannheim 1892 f.
3. Wilhelm Mayher, Die bauliche Entwicklung der Stadt Mannheim von der Gründung bis zur Gegenwart 1606–1905, Mannheim 1905.
4. Wilhelm Söhner, Die Entwicklung des neueren Einfamilienhauses in Mannheim, in: DBZ, 39. Jg., 70/1905, 421 f.; 72–74/1905, 445 f.; 84/1905, 505 f.; 92/1905, 553 f.; 96/1905, 577 f.
5. Friedrich Walter, Mannheim in Vergangenheit und Gegenwart, Bd. 3, 1871–1907, Mannheim 1907.
6. Mannheim und seine Bauten, Hrg. Unterrheinischer Bezirk des Badischen Architekten- und Ingenieurvereins und Architekten- und Ingenieurverein Mannheim-Ludwigshafen, Mannheim 1906.
7. Paul Neubaur, Heinrich Lanz. Fünfzig Jahre des Wirkens in Landwirtschaft und Industrie 1859–1909, Berlin [1910].
8. Ernst Leopold Stahl, Das Mannheimer Nationaltheater. Ein Jahrhundert Deutscher Theaterkultur im Reich, Mannheim/Berlin/Leipzig 1929.
9. Ludwig Böhm, Carl und Anna Reiss, in: MH 1/1954, 16 f.
10. Richard Böttger, Mannheimer Frauen, in: MH 3/1954, 6 f.
11. Neue Deutsche Biografie, Hrg. Historische Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, (3) 1957, (6) 1964, (13) 1982.
12. Helmuth Bachelin, Die Gebrüder Giulini GmbH und ihre familiengeschichtlichen Verflechtungen im kurpfälzischen Raum, in: 100 Jahre Stadt Ludwigshafen, Pfälzische Familien- und Wappenkunde, 7–8/1959, Sonderdruck, 196 f., vorhanden im Archiv der Pfälzisch-Rheinischen Familienkunde, Rottstraße 17, Ludwigshafen
13. Jacques Hillairet, Le Palais du Louvre, Paris 1961.
14. Gustaf Jacob, W. H. Ladenburg & Söhne. Aus der Geschichte eines Mannheimer Privathauses, in: MH 2/1971, 20 f.
15. Lutz Tittel, Der Mannheimer Paradeplatz im 19. Jahrhundert, in: MH 2/1971, 38 f.
16. Hans Huth, Eine Beschreibung der Festung Mannheim aus dem Jahre 1782; in: MH 1/1974, 17 f.
17. Fritz Baumgart, DuMont's kleines Sachlexikon der Architektur, Köln 1978.
18. Rudolf Haas/Wolfgang Münkel, Wegweiser zu den Grabstätten bekannter Mannheimer Persönlichkeiten, Mannheim 1981.
19. Hans Huth, Die Kunstdenkmäler des Stadtkreises Mannheim, Bd. 1/2, Berlin/München 1982.
20. Wolfgang Brach, Der Mannheimer Gemeinderat. Ein biografisches Handbuch, Hrg. Stadtarchiv Mannheim, Mannheim 1984.
21. Hermann Lohner, Neuere Geschichte von Schloss Marbach, in: Öhningen 1988. Beiträge zur Geschichte von Öhningen, Schienen und Wangen, Hrg. Herbert Berner im Auftrag der Gemeinde Öhningen, Singen 1988, 106–107, 199.
22. Anna Maria Lindemann, Mannheim im Kaiserreich, Mannheim 1988.
23. Die Friedhöfe in Mannheim, Hrg. Förderkreis historischer Grabstätten in Mannheim e. V., Mannheim 1992.
24. Leena Ruuskanen, Der Heidelberger Bergfriedhof, Heidelberg 1992.
25. Albert Gieseler, Monika Ryll, Wassertürme in Mannheim. Ein kunst- und technikgeschichtlicher Führer, Kleine Schriften des Stadtarchivs Nr. 9, Hrg. Jörg Schadt, Mannheim 1997.
26. Veronika von Mengersen, Was Du ererbt von Deinen Vätern …, Heidelberg 1997.
27. Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart, begründet von Ulrich Thieme und Felix Becker, Studienausgabe, Leipzig 1999.
28. Reiner F. Oelsner, BK Giulini Chemie GmbH & Co. OHG, in: 100 Jahre Chemische Industrie im Rhein-Neckar-Dreieck, Schriftenreihe des Carl Bosch Museums Heidelberg, Hrg. Gerda Tschira, 1/1999, 16 f.
29. Heinz Strobl/Ulrich Majocco/Heinz Sieche, Denkmalschutzgesetz für Baden-Württemberg, Stuttgart/Berlin/Köln 2001.
30. Brockhaus, Studienausgabe, Leipzig 2001.
31. Duden. Das große Vornamenlexikon, Mannheim 2003.
32. Der Brockhaus Mannheim. 400 Jahre Quadratestadt – das Lexikon, Hrg. Lexikonredaktion des Verlags F. A. Brockhaus, Leipzig/Mannheim 2006.
33. Ferdinand Werner, Die Kurfürstliche Residenz zu Mannheim, Worms 2006.
34. Das goldene Buch des Liederkranzes. Die Chronik eines jüdischen Männergesangvereins in Mannheim 1856–1938, vorgestellt von Susanne Schlösser, Mannheim 2006.
35. Tobias Möllmer, Pariser Architektur in Mannheim. Das Palais Lanz, in: Badische Heimat 1/2007, 140 f.
36. Tobias Möllmer, Neureicher Protz oder scheuer Philanthrop? Eine biographische Skizze zu Karl Lanz und seiner Familie, in: Badische Heimat 1/2007, 148 f.
37. Krone der Kurpfalz. Barockschloss Mannheim – Geschichte und Ausstattung, konzipiert von Wolfgang Wiese, Hrg. Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg, Petersberg 2007.
38. Monika Ryll, Die Villa Kolpingstraße 7–8 in der Oststadt, Informationsblatt zum Tag des offenen Denkmals 2007.

Abkürzungen (Fundstellen, Quellen)

DBZ	Deutsche Bauzeitung
DSchG	Denkmalschutzgesetz
GenAnz	Mannheimer Generalanzeiger
MAAB	Mannheimer Adressbücher
MH	Mannheimer Hefte
NDB	Neue Deutsche Biografie
StadtA HD	Stadtarchiv Heidelberg
StadtA LU	Stadtarchiv Ludwigshafen
StadtA MA-ISG	Stadtarchiv Mannheim-Institut für Stadtgeschichte
UAHD	Universitätsarchiv Heidelberg
VBMA	Verwaltungsberichte der Stadt Mannheim

Anmerkungen

1 NDB (13) 1982, 624 f.: Biografie des Karl Lanz.
2 Denkmalbuch für Baden-Württemberg, A. Unbewegliche Kulturdenkmale, Nr. A1 (Regierungspräsidium Karlsruhe, Höhere Denkmalschutzbehörde).
3 Strobl/Majocco/Sieche 2001, § 12, Absatz 1 DSchG für Baden-Württemberg „Kulturdenkmale von besonderer Bedeutung genießen zusätzlichen Schutz durch Eintragung in das Denkmalbuch".
4 Ludwig Ratzel (1915–1996), 1972–1980 OB.
5 Eduard Moll (1814–1896), 1870–1891 OB; Otto Beck (1846–1908), 1891–1908 OB; Paul Martin (1849–1913), 1908–1913 OB; Theodor Kutzer (1864–1948), 1914–1928 OB; Hermann Heimerich (1885–1963), 1928–1933 OB erste Amtszeit; Hans Reschke (1904–1995), 1956–1972 OB.
6 NDB (13) 1982, 622 f.: Biografie des Heinrich Lanz.
7 Ebd., 623: Biografie der Julia Lanz.
8 Brief Gisellas an ihre Tochter Sigrun, undat., handschr., in Privatbesitz.
9 StadtA MA-ISG, Familienbogen des Paul Giulini d. J. insbes. zur Geburt der Tochter Fanny Eleonora Gisella.
10 Duden 2003, 145: „Gisella, weiblicher Vorname, italienische Form von Gisela".
11 BK Giulini GmbH & Co. OHG Ludwigshafen (früher: Gebrüder Giulini), BASF Ludwigshafen, SCA Hygiene Products GmbH Mannheim-Waldhof (früher: Zellstofffabrik/PWA), John Deere Werke Mannheim (früher: Heinrich Lanz).
12 Bachelin 1959, 203: Biografie des Paul Giulini d. J.
13 StadtA MA-ISG, Familienbogen des Lorenz Giulini insbes. zur Geburt des Sohnes Paul Johann Baptist am 1. August 1856 in Mannheim.
14 NDB (6) 1964, 419 f.: Biografie des Lorenz Giulini.
15 UAHD, Abteilung 2 Ältere Bestände, 5.5 Naturwissenschaftlich-Mathematische Fakultät, Bestand H–V Fakultätsakten 1890–1969 bearb. von Ingeborg Riegl insbes. H–V/Nr. 114 zur Fakultätsgründung von 1890.
16 StadtA MA-ISG, Familienbogen des Lorenz Giulini insbes. über die Aufnahme des Lorenz Giulini als Bürger von Mannheim am 17. Mai 1853.
17 MAAB 1854, 70.
18 Friedhofsverwaltung Mannheim, Gräber-Register „Giulini, Eleonore".
19 von Mengersen 1997, 36 „Sie [Fanny] heiratete 1883 – oder wurde verheiratet mit unserem Großvater Paul".
20 StadtA MA-ISG, Familienbogen des August Clemm insbes. zur Geburt der Tochter Fanny Louise Johannette am 22. September 1864 in Mannheim.
21 NDB (3) 1957, 285 f.: Biografie des August Clemm (seit 1893 August Ritter von Clemm).
22 von Mengersen 1997, 37.
23 StadtA MA-ISG, Melderegister; freundliche Information von Herrn Walter Spannagel.
24 Ruuskanen 1992, 245.
25 StadtA HD; freundliche Information von Frau Diana Weber.
26 VBMA 1903/1904, 495: Eröffnung der Schalterhalle des neuen Hauptpostgebäudes am 1. Juli 1903.
27 Tittel 1971, 40: Abb. des Kupferstichs von Johann Georg Wissger aus der Zeit um 1750.
28 MAAB 1838, 83.
29 StadtA MA-ISG, Familienbogen des Lorenz Giulini insbes. über den Zuzug der Familie von Ludwigshafen nach Mannheim am 9. Mai 1883.
30 StadtA MA-ISG, S1/1182 (Renzo Giulini).
31 StadtA MA-ISG, Kartensammlung, Nr. 138 „Situations-Plan über die Parzelli[e]rung der Baumschulgärten zu Mannheim" von dem Geometer Wilhelm Mayher, 28. Mai 1883.
32 Mayher 1905, Pläne zum II. Teil insbes. Plan Nr. 3 zur Bebauung der Quadrate L 7 und L 9.
33 MAAB 1900/1, 180.
34 Söhner 1905, in: DBZ, 70/1905, 422.
35 MAAB 1898/1, 70.
36 U. a. die ehemalige Börse im Quadrat E 4, die ehemalige Villa Pakheiser in der Werderstraße 36, das ehemalige Parkhotel am Friedrichsplatz, das alte Krematorium auf dem Hauptfriedhof.
37 StadtA MA-ISG, S2/2511 (Architekten).
38 VBMA 1900–1904, 398: Inbetriebnahme des Elektrizitätswerkes am 15. Oktober 1899.
39 StadtA MA-ISG, Plansammlung, Nr. 5233.
40 StadtA MA-ISG, Familienbogen des Heinrich Lanz insbes. zur Geburt des Sohnes Karl Wilhelm Philipp am 18. Mai 1873 in Mannheim.
41 Söhner 1905, in: DBZ, 92/1905, 553–554.
42 Ders., in: DBZ, 84/1905, 507: Grundrisse Haus Kolpingstraße 7–8, Erdgeschoss/erstes Obergeschoss.
43 StadtA MA-ISG, Melderegister.
44 Geburtstagsfoto in Privatbesitz.
45 StadtA MA-ISG, Melderegister.
46 Freundliche Information aus dem privaten Archiv der Familie Lanz.
47 VBMA 1907, 353: Beginn der Jubiläums-Festwochen am 31. Mai 1907.
48 VBMA 1887, 2: 61 219 Einwohner; VBMA 1904/1, XIV: 150 200 Einwohner.
49 VBMA 1903/1904, 512: Einweihung des Rosengartens am 11. April 1903.
50 Ebd., 515.
51 Stahl 1929, 410: Auflistung der ständigen Theaterabonnenten des Nationaltheaters seit 1870.
52 Ders., 408: Auflistung der Gesamtbesucherzahl der Werke von Richard Strauß im Nationaltheater.
53 Schlösser 2006, Bd. 1, 100: Programm zum Jubiläumskonzert des Mannheimer Liederkranzes im März 1906 im Rosengarten.
54 VBMA 1907, 344.
55 StadtA MA-ISG, Nachlass Karl Reiss und Anna Reiss, Zg. 32/1968, Nr. 11 (Gästebuch).
56 VBMA 1907, 344.
57 VBMA 1909, 275.
58 Neubaur [1910], 441: Abb. der Ehrenpromotionsurkunde vom 30. Juni 1909.
59 VBMA 1909, 276.
60 Hillairet 1961, 34: zum Monogramm DHC des Heinrich II, (1519–1559), König von Frankreich, seiner Maitresse Diane de Poitiers und seiner Gemahlin Catherine de Medici.

61 VBMA 1912, 178.
62 Ebd. 1912, 179.
63 Städt. Kunsthalle Mannheim-Bibliothek, Katalog zur Ausstellung „42 Gemälde aus der Sammlung Dr. Karl Lanz Mannheim“, Dezember 1912 bis Februar 1913.
64 Städt. Kunsthalle Mannheim-Archiv, Bestand Altakten, Zeitungsausschnitte aus dem GenAnz vom 23., 25.–27. und 30. November 1912 und vom 2. Dezember 1912.
65 VBMA 1913, 154.
66 StadtA MA-ISG, S2/926 (Liederkranz).
67 Städt. Kunsthalle Mannheim-Bibliothek, Verzeichnis zur „Ausstellung aus Mannheimer Privatbesitz“, Dezember 1916–Februar 1917.
68 StadtA MA-ISG, Melderegister.
69 StadtA MA-ISG, Plansammlung, Nr. 5081/Nr. 2 Grundriss des Hauses Spinozastraße 7, Erdgeschoss, März 1922; Einsichtnahme mit freundlicher Zustimmung von Herrn Rudolf Günther in Mannheim.
70 Ebd., Nr. 5081/5 Grundriss des Hauses Spinozastraße 7, erstes Obergeschoss, April 1923.
71 StadtA MA-ISG, S1/2300 (Karl Lanz).
72 Privates Archiv von Herrn Rudolf Günther in Mannheim insbes. Rechnung der Staatlichen Majolika-Manufaktur Karlsruhe über die Anfertigung eines Wandbrunnens vom 25. November 1938 (mit Entwurfszeichnung).
73 VBMA 1933–1937, 86.
74 StadtA MA-ISG, Bauakten, Zg. K5/1975, Nr. 17635; freundliche Information von Herrn Giuseppe Castellaneta.
75 Ebd., Zg. 42/1980, Nr. 914.
76 StadtA MA-ISG, Melderegister.
77 Gemeindeverwaltung Öhningen, Melderegister.
78 StadtA MA-ISG, S1/2300 (Karl Lanz).
79 Anschrift: Tagungs- und Seminarzentrum Schloss Marbach GmbH, Öhningen.
80 StadtA MA-ISG, Melderegister.
81 VBMA 1955–1957, 6: 294 041 Einwohner.
82 StadtA MA-ISG, Melderegister.
83 Friedhofsverwaltung Mannheim, Gräber-Register „Lanz, Heinrich“ insbes. Eintrag über die Beisetzung der Urne von Karl am 20. August 1921 und der Urne von Gisella am 24. Oktober 1980.
84 StadtA MA-ISG, Familienbogen des Anton Mutschlechner insbes. zu seinem Einzug in das Haus C 3,23 am 28. Juni 1839; widersprüchliche biografische Angaben in: Thieme/Becker 1999, Bd. 25/26, 299 „Mutschlechner, Alois“.
85 Friedhofsverwaltung Mannheim, Gräber-Register „Lanz, Heinrich“.
86 Ebd.
87 StadtA MA-ISG, Rathausprotokolle, Beschluss vom 13. Oktober 1955.
88 StadtA MA-ISG, S2/43 (Friedhöfe).
89 Brief in Privatbesitz.
90 Der besonderer Dank der Verfasserin gilt Herrn Tobias Möllmer in Mannheim, der die Einsichtnahme in das großartige Fotoalbum aus dem privaten Archiv der Familie Lanz ermöglicht hat.

Anschrift der Autorin:
Ingeborg Riegl
Richard-Wagner-Straße 46
68165 Mannheim

Johannes Werner

Ein Baum und eine Schaukel

Was Bertolt Brecht mit Achern, und was Marie Luise Kaschnitz mit Karlsruhe verband

Dass die Eindrücke, die man als Kind empfing, nicht verlöschen, selbst „in ihren kleinsten Teilen“[1] nicht, hat schon Goethe behauptet (und in seinen autobiographischen Schriften auch bewiesen). „Man denkt doch am längsten dran, was einem in der Jugend begegnet ist“[2], heißt es auch bei Johann Peter Hebel; was der sogenannte Hausfreund freilich ganz natürlich findet, denn „man hat am längsten Zeit, daran zu denken“[3]. Und woran denkt man dann? An Ereignisse, Erlebnisse, an Menschen und an Dinge; ja, auch an Dinge, die etwas bedeuteten, auch wenn man oft nicht wusste, was es war; vielleicht war es ja das Leben, das eigene, selbst.

Ein Baum …

Vor meinem Fenster steht ein Baum.
Es ist ein Baum und keiner doch.
Hofmauern rauben ihm den Raum.
Sein Himmel ist ein Zellenloch.
Joseph Weinheber, Der Baum

„Der frühe Brecht war“, wie die kluge Marieluise Fleißer, die ihn gut kannte, schrieb, „kein Mann, der auf dem Lande hätte leben mögen, in der Großstadt lebte er aus Überzeugung. Dies sei eine City, betonte er, ein Ort, an dem die Menschen leichter miteinander in Verbindung treten und ihre Geschäfte betreiben. Er war also Großstädter.“[4] Er war Berliner, genauer gesagt. Und so sah er auch aus: mit Lederjacke und Schiebermütze, die Zigarre zwischen die Zähne geklemmt. So wollte er gesehen werden.

Und doch: da gab es noch etwas anderes, was älter, vielleicht auch stärker war, und was er nie vergaß.

Ich, Bertolt Brecht, bin aus den schwarzen Wäldern.
Meine Mutter trug mich in die Städte hinein
Als ich in ihrem Leibe lag. Und die Kälte der Wälder
Wird in mir bis zu meinem Absterben sein. *(BW 11, 119)*

So fängt sein Gedicht „Vom armen B. B.“ an, das 1922 geschrieben und 1927 erstmals gedruckt wurde; und so hört es auf:

Ich, Bertolt Brecht, in die Asphaltstädte verschlagen
Aus den schwarzen Wäldern in meiner Mutter in früher Zeit. *(BW 11, 120)*

Was aber eigentlich nicht stimmt. Die Stadt Augsburg, in der Eugen Berthold Brecht, der Dichter, am 10. Februar 1898 geboren wurde, konnte kaum als eine „Asphaltstadt“ bezeichnet werden. Und wenn er, ebenfalls 1922, in einem Brief an Herbert Jhering schrieb: „Meine Eltern sind Schwarzwälder“ *(BW 28, 177)* – dann ist auch dies nicht wahr.

Wahr ist vielmehr, dass seine Mutter Wilhelmine Friederike Sofie geb. Brezing aus Roßberg bei Bad Waldsee stammte und wohl kaum, wie es in einem frühen Gedicht des Sohnes heißt, „im Wald aufgewachsen“ *(BW 11, 21)* war, und schon gar nicht im Schwarzwald. Und wahr ist, dass sein Vater Berthold Friedrich aus Achern an der Acher stammte, das auch nicht im Schwarzwald, aber immerhin an dessen Rand lag. Dort betrieb der Großvater, Stephan Berthold Brecht, eine Steindruckerei; er war, wie seine Erzeugnisse zeigen, ein ungewöhnlich fähiger, feinsinniger Lithograph. Die Großmutter Karoline geb.

Wurzler besorgte ganz allein den großen Haushalt, kochte für den Mann, für die bis zu acht Gesellen und Gehilfen sowie für die fünf Kinder, die ihr von den neun, die sie geboren hatte, geblieben waren. (So hat der Enkel sie auch beschrieben; dass sie aber später, nach dem Tod des Großvaters, ein ganz anderes Leben geführt habe, ist wieder nicht wahr.[5])

In den Ferien kam Bertolt Brecht mit Walter, seinem Bruder, aus Augsburg nach Achern, das beiden zu einer „zweiten Heimat“[6] wurde. Sie besuchten die Mutter, die dann außerhalb des Städtchens auf der Wilhelmshöhe wohnte, und schwammen im Felsenbad. Mit den Kindern des Nachbarn wanderten sie auf die Hornisgrinde. „Der Gipfelrücken war kahl, kühler Wind wehte, der Blick reichte weit nach Westen. Bei gutem Wetter sah man das Band des Rheins glitzern, und der Turm des Straßburger Münsters ragte nadelscharf auf.“[7] Dann stiegen sie zum dunklen Mummelsee hinab und kehrten wieder heim; sie kamen wieder an der „Illenau“ vorbei, der Landesirrenanstalt, und das verworrene Geschrei, das sie dort hörten, machte ihnen Angst. Und an Sonntagen mietete der Großvater manchmal eine Kutsche und fuhr mit der Familie nach Sasbachwalden oder über Oberachern nach Kappelrodeck, wo man zum Vesper einkehrte.

Das Haus der Großeltern, das seit über einem Jahrhundert im Familienbesitz und überhaupt das älteste von Achern war, stand an der Hauptstraße (Nr. 66), in der dienstags und samstags der Markt stattfand. Noch wurde sie, auf der anderen Seite, von einem seichten, schmalen Bächlein durchflossen, aus dem man, wenn es brannte, das Löschwasser schöpfte, und zwar mit den Kübeln, die in jedem Hausflur hingen; ansonsten plätscherten die Kinder in ihm herum.

Das Haus selber enthielt im unteren Stockwerk die Werkstätten, im oberen die Wohnung der Großeltern; sie konnten von ihrem Schlafzimmer, das nach Osten hin lag, über die Häuser hinweg den Schwarzwald und die Hornisgrinde sehen. Durch den Flur oder durch die große Einfahrt ging es in den Hof hinter dem Haus; dort standen ein Schuppen und ein Schweinestall, dessen Bewohner, Tag für Tag, vom städtischen Schweinehirten auf die Weide und wieder nach Hause getrieben wurde; und der Birnbaum, der sogar zwei Arten von Birnen trug. Sie kamen mit in die Kiste, in der die Großeltern im Spätherbst, wenn das Schwein geschlachtet worden war, Fleisch und Wurst nach Augsburg schickten.

Und der Baum hatte es, wie es scheint, dem jungen Dichter angetan. Denn als dieser zum letzten Mal nach Achern kam, als, am 17. Juli 1927, im Kurhaus von Baden-Baden das Songspiel „Mahagonny“ uraufgeführt wurde, das er zusammen mit Kurt Weill geschrieben hatte – da kam er, um nachzusehen, „ob der alte Birnbaum im Hof des Hauses noch steht“[8]. Er stand noch, und Brecht freute sich, weil er ihn liebte. Auch der Vater scheint ihn geliebt und an ihn gedacht zu haben, als er im Hof des Hauses, in dem die Brechts in Augsburg wohnten, ein Pfirsichbäumchen hegte – und der Sohn, der Dichter, hegte ihn wenigstens in seinen Werken. In einem seiner Gedichte hat er sich, mit Bezug auf Augsburg, an „die Pfirsichbäume an der Häuserwand“ *(BW 9, 580)* erinnert, mit denen das „Aprikosenbäumchen an der Hausmauer“ *(BW 9, 815)* verwandt ist. Das Gedicht, in dem es vorkommt, wurde schon im Exil geschrieben, wie ein weiteres, in dem der „verkrüppelte Baum im Hof“ *(BW 14, 432)* vorkommt, und wie wieder ein weiteres, in dem es heißt:

Im Hofe steht ein Pflaumenbaum
Der ist klein, man glaubt es kaum.
(BW 12, 21)

Und dann gab es die drei alten Kastanienbäume in Augsburg, von denen noch in einer autobiographischen Aufzeichnung aus dem Jahre 1943 die Rede ist und von denen der, der dem Elternhaus am nächsten stand, „ein wenig verkrüppelt und der kleinste“[9] war; und es gibt jenen „kleinen Kastanienbaum im Eck des Hofes“ *(BW 12, 82)* und den „Baum im Hof“ *(BW 7, 131),* dessen Blätter die junge Simone Machard im Nachtwind rauschen hört. Und als Herr Keuner mit seinen Freunden in den Wald gehen soll, weil sie glauben, dass er die Bäume liebt, belehrt er sie: „Ich sagte, daß ich den Baum in meinem Hofe liebe.“ *(BW 18, 473)* Auch Brecht hat diesen oder jenen Baum geliebt, und den in Achern zuerst; und er hat es beklagt, in Zeiten leben zu müssen, in denen

Ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist
Weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt! *(BW 12, 85)*

Und warum hat Brecht die Bäume so geliebt? Warum hat er den Vater, als dieser 1928 die bisherige Wohnung mit einer anderen, kleineren vertauschte, gefragt: „Stehen die Bäume noch?“ *(BW 28, 318)*. Weil sie, gleich ihm, gleichsam aus dem Wald in die Stadt verschlagen worden waren, wo sie als Einzelne, Einsame zu überleben versuchten – wie der Baum namens Green, von dem er in der „Hauspostille“ spricht, und zu dem er sagt: „Ja, wir sind nicht für die Masse“ *(BW 11, 55),* und: „Es war wohl keine Kleinigkeit, so hoch heraufzukommen zwischen den Häusern“ *(BW 11, 55)*. Auch keine Kleinigkeit für Bertolt Brecht.

… und eine Schaukel

Sie sprang hinauf mit einer Behendigkeit wie in ihren jüngsten Mädchentagen, und ehe sich noch der Alte, der ihr zusah, von seinem halben Schreck erholen konnte, huckte sie schon zwischen den zwei Stricken nieder und setzte das Schaukelbrett durch ein geschicktes Auf- und Niederschnellen ihres Körpers in Bewegung. Theodor Fontane, Effi Briest

Im Großelternhaus kehrte auch Marie Luise Kaschnitz gerne ein, fühlte auch sie sich wohl – wohler als im Elternhaus in Karlsruhe, in der Waldstraße (Nr. 66), in dem sie am 31. Januar 1901 geboren worden war; wohler auch als in Potsdam, wohin der Vater schon 1902 versetzt wurde und wohin die Familie noch im selben Jahr zog. „Das Großelternhaus in Mühlburg bei Karlsruhe, der alte feuchtschattige Garten, das Rosenhäuschen, die Brauerei. (…) Die chinesische Laterne vor den Stufen, die vom runden Salon in den Garten führten, das kleine Treibhaus mit Hunderten von Rosen, die so süß dufteten, der feuchte, dunkle Weg zwischen den Haselbüschen, und hinter der Mauer das Pferdestampfen und Fässerrollen der Brauerei. Die Schaukel mit dem breiten, moosüberwachsenen Brett, den dicken, nassen Seilen, und wie meine langen Haare den Boden streiften, wenn ich mich zurückwarf, um immer höher hinauf zu gelangen.“ *(KW 3, 550)*

Ja, die Schaukel; sie ging der Dichterin zeitlebens nicht mehr aus dem Sinn (so wenig wie dem Dichter der Baum). „Da war“, so heißt es in einem ihrer Hörspiele, „einmal eine Schaukel. Ihre Pfähle waren stark, aber so morsch, daß sie im Dunkeln leuchteten. Ihr Brett war breit und dick, aber der Holzwurm hat es zerfressen. Ihre Seile waren wie Schiffstaue, aber die Sonne hat sie mürbe gemacht.“ *(KW 6, 306)* Worauf der Frau, die hier spricht, gesagt wird: „Sie möchten noch einmal schaukeln wie als Kind. Den Kopf zurückwerfen und mit Ihren Haaren den Boden fegen. Durch die Baumkronen fahren wie ein Blitz und das Blattwerk zerreißen. Die Seile in Ihren Händen spüren, naß, rauh, und in Ihren Kniekehlen das moosbewachsene Brett. Sie möchten das klagende Geräusch hören, mit dem sich die alten Knoten in den Ringen bewegen.“ *(KW 6, 306)* Die Frau, für die dies gilt, ist keine andere als Marie Luise Kaschnitz selbst. Sie ist die junge Frau, die von ihrer Kindheit träumt, zu der auch „die alte verfaulende Schaukel“ *(KW 1, 149)* gehörte. Und sie ist eigentlich auch der Knabe, der in einem Märchen, das sie für Kinder schrieb, einen alten Garten durchstreift: denn dort fand er „in den Büschen eine alte Schaukel und schwang sich auf das breite Brett, und die Schaukel ächzte und stöhnte“ *(KW 1, 375)*. Und sie ist das Kind, das träumt, und zwar „angenehme Träume, Schaukelträume, auf einer Schaukel, deren Seile weiß Gott wo befestigt sind, fliegt es über dem maigrünen Birkenwäldchen hin“ *(KW 4, 375)*. Und bald, so heißt es anderswo, „sitzen wir wieder auf der Schaukel und fliegen durch die nassen Gebüsche und bilden uns ein, alles sei gut“ *(KW 6, 517 f.)*. Noch in der Katastrophe der Jahre 1944 und 1945 erschien ihr die ferngerückte, fremdgewordene Vergangenheit schlechthin als die „Zeit, da junge Mädchen auf breiten Schaukeln durch die Baumwipfel flogen“ *(KW 7, 55)*.

Auch der Ort, an dem diese Schaukel stand, ging der Dichterin nie aus dem Sinn. Es war der Garten in Mühlburg, der für sie „immer der Inbegriff allen Ferienglücks“ *(KW 7, 776)* blieb. Und es war ein „tief schattiger, geheimnisvoller Garten“ zwischen „hohen Mauern“ *(KW 1,*

183); so beschrieb sie ihn in einem frühen Roman, der freilich tief im Süden spielt; und in einem anderen, noch früheren, ebenfalls im Süden spielenden beschrieb sie einen „Duft wie von Gärten hinter Mauern“ *(KW 1, 32)*[10]. Und in einer romanhaften Erzählung, die um den jungen Eichendorff kreist und daher dann im Osten spielt, beschwor sie „die heimatliche Gartenmauer, jene Grenze zwischen der Behütung des Hauses und dem unendlichen Draußen“ – sie blieb, wie der ganze Garten, „immer unvergessen“ *(KW 6, 624).*

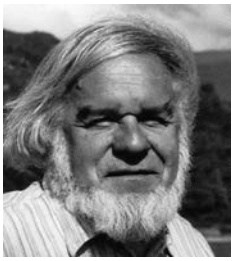
Unvergessen blieben also auch die Eindrücke, die dieses Kind empfing. Doch (anders als bei Brecht) waren die Großeltern auf der mütterlichen Seite und war vor allem der Großvater gemeint: nämlich Wilhelm Freiherr von Seldeneck, der mit Emma Helene Anna geb. Freiin Rüdt von Collenberg verheiratet und dessen Tochter Elsa wiederum mit Max Freiherr von Holzing-Berstett verheiratet und die Mutter von Marie Luise war. Der Großvater selber war großherzoglich badischer Oberschlosshauptmann, Kammerherr und Exzellenz; außerdem Großgrundbesitzer und Besitzer einer Brauerei, die unter ihm einen enormen Aufschwung nahm. Aber in der Inflation verlor er, was er besaß. Seine Welt versank; vergessen wurde sie nicht.

Alle diese Bilder

In einem ihrer frühen Bücher beschrieb Marie Luise Kaschnitz das Leben des Malers Gustave Courbet; und so auch seine jungen Jahre, und das, was ihn in ihnen beeindruckte, was ihm begegnete, was er sah. „Alle diese Bilder prägten sich ihm ein und wurden ein Teil seiner selbst.“ *(KW 6, 647)* Wie die Bilder, von denen hier die Rede war.[11]

Anmerkungen

1 Johann Wolfgang Goethe, Wilhelm Meisters Lehrjahre. In: J. W. G., Werke Bd. 7 (= Romane und Novellen Bd. 2). Hrsg. von Erich Trunz. 12. Aufl. München 1989, S. 512.
2 Johann Peter Hebel, Baumzucht. In: J. P. H., Werke Bd. 1 (= Erzählungen des Rheinischen Hausfreundes/Vermischte Schriften). Hrsg. von Eberhard Meckel. Frankfurt a. M. 1968, S. 355 bis 358; hier S. 356.
3 Ebd.
4 Marieluise Fleißer, Der frühe Brecht. In: M. F., Ausgewählte Werke. Hrsg. von Klaus Schuhmann. Berlin und Weimar 1979, S. 815–820; hier S. 815.
5 Bertolt Brecht, Die unwürdige Greisin *(BW 18, 427–432).* – Vgl. Johannes Werner, „In einem badischen Städtchen“. Die Großmutter des Dichters Bertolt Brecht. In: Badische Heimat 2/1999, S. 329–337.
6 Walter Brecht, Unser Leben in Augsburg, damals. Erinnerungen. Frankfurt a. M. 1984, S. 162.
7 Ebd. S. 174.
8 Zit. n. Götz Bubenhofer, Unter dem breiten Dach des Hauses am Markte. Bert Brecht und seine Beziehungen zu Achern. In: Acherner Rückblicke 2 (2002), S. 44–59; hier S. 46 (mit falscher Angabe der Quelle).
9 Bertolt Brecht, Tagebücher 1920–1922/Autobiographische Aufzeichnungen 1920–1954. Hrsg. von Herta Ramthun. Frankfurt a. M. 1975, S. 234.
10 In dem in diesem Roman erzählten Traum, der die Erzählerin in die Kindheit zurückführt, ist die „Mauer, die den Garten umschließt“ und über die hinweg sie „den Geruch der Gebüsche“ *(KW 1, 153)* spürt, zugleich die vom Schloß in Bollschweil im Breisgau, ihrer anderen Heimat. Hier wie dort gab es „ein hübsches altes Haus in einem großen Garten“ *(KW 6, 390),* einem Garten mit „sauberen Wegen und Beeten voll Blumen“ *(KW 6, 325).*
11 Vgl. Johannes Werner, Brechts „unwürdige Greisin“ in Achern (= Spuren 78). Marbach a. N. 2008; ders., Marie Luise Kaschnitz und Karlsruhe (= Spuren 54). Marbach a. N. 2001. – Zitate: Bertolt Brecht, Werke. Hrsg. von Werner Hecht/Jan Knopf/Werner Mittenzwei/Klaus-Detlef Müller. 30 Bde. Berlin und Weimar/Frankfurt a. M. 1988–1998 (= BW); Marie Luise Kaschnitz, Gesammelte Werke. Hrsg. von Christian Büttrich und Norbert Miller. 7 Bde. Frankfurt a. M. 1981–1989 (= KW).



Anschrift des Autors:
Dr. Johannes Werner
Steinstraße 21
76477 Elchesheim-Illingen

Christoph Bühler

Der Streit um den Hortus Palatinus in Heidelberg

In Heidelberg, der alten kurpfälzischen Residenz am Neckar, plant derzeit eine Gruppe von ansässigen Unternehmern, den Lustgarten des Kurfürsten Friedrich V. aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, den „Hortus Palatinus“, zu rekonstruieren und in ein betriebswirtschaftlich orientiertes Marketingkonzept des Schlosses einzubinden. Die Unternehmer, allen voran Phora-Gründer Hans-Joachim Wessendorf, Prof. Klaus Tschira und Manfred Lautenschläger sehen sich selbst nicht als Investoren, sondern als „Mäzene“, die der Stadt mit ihrem Engagement ein Geschenk machen wollen.

Was hat es mit diesem Hortus Palatinus auf sich?

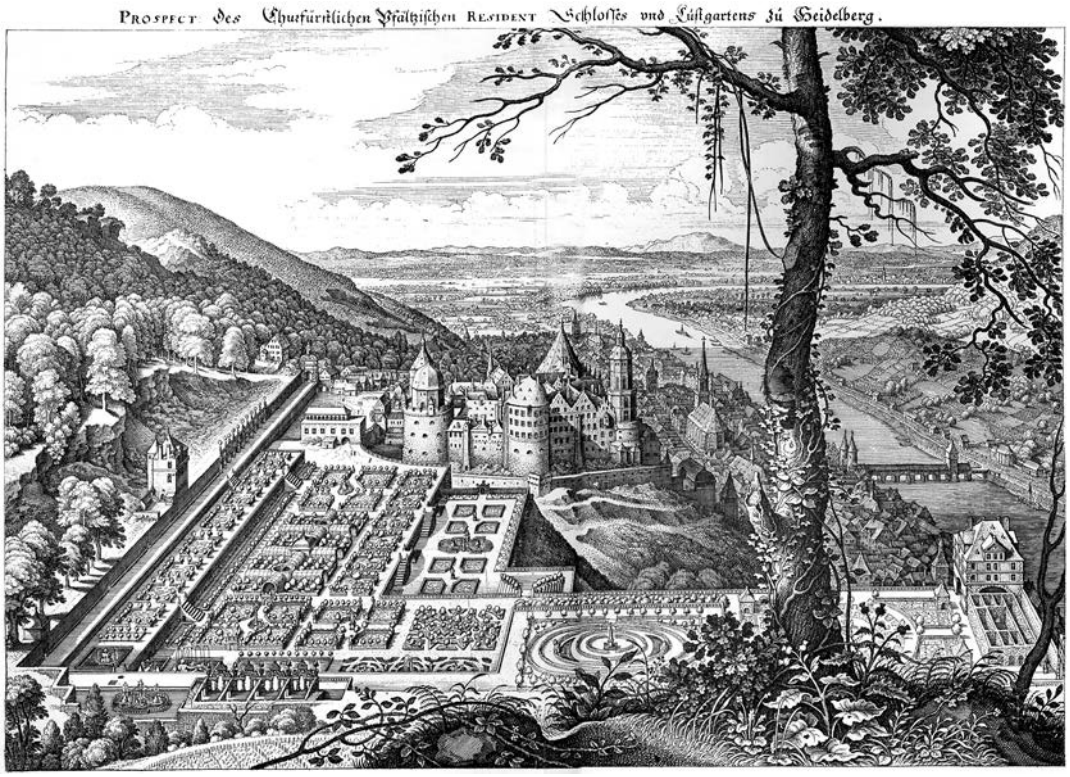
Der junge Kurfürst Friedrich IV. lernte 1613, als er sich in London aufhielt, um um seine künftige Gemahlin Elisabeth Stuart zu werben, den begabten Ingenieur Salamon de Caus kennen, der durch einige Arbeiten in Brüssel, in Richmond, in London selbst und anderswo bereits von sich reden gemacht hatte. De Caus war französischer Herkunft und war wohl durch eigene Studien in Italien, vermutlich in Pratolino bei Florenz und im Garten der Villa d’Este in Tivoli, auf der Höhe der zeitgenössischen Gartenarchitektur.

Mit der pfälzisch-englischen Hochzeit, die das protestantische Bündnis in Deutschland stärken sollte und dem gleichzeitigen Tod des Prince of Wales in London wechselte 1613 Salomon de Caus aus dessen Dienst in den Dienst des jungen, gerade 17jährigen Kurfürsten über und erhielt im folgenden Jahr seine Anstellungsurkunde. In den folgenden 5 Jahren erweiterte er das alte „Hasengärtlein“ hinter dem Schloss zu einer monumentalen Gartenanlage, sprengte Felsen weg, errichtete Stützmauern und schüttete Täler auf, um den Hang zu vier großen Terrassen umzubilden und Platz zu schaffen für einen manieristischen Garten. 1618 scheinen Teile des Gartens soweit fertig gewesen zu sein, dass die Pomeranzenbäume aus dem vor der Stadt liegenden Hofgarten heraufgeschafft wurden und ein Hofgärtner mit der Pflege betraut werden konnte. Im folgenden Jahr 1619 nahm Kurfürst Friedrich die böhmische Königskrone an, packte seine Koffer und alles verfügbare Geld zusammen und zog nach Prag. Der Garten blieb liegen, und de Caus bedauerte in seinem 1620 veröffentlichten Buch, er hätte gerade noch ein halbes Jahr benötigt, dann sei das Werk vollendet gewesen. Von der historischen Quellenkritik her natürlich eine Aussage, der kein sonderlicher Wert beizumessen ist.

Vom Garten gibt es mehrere Darstellungen, zwei aus der Hand von Jacques Fouquières und zwei aus der Feder Matthäus Merians, die alle vier aufeinander beruhen und nicht den tatsächlichen Zustand des Gartens, sondern nur den Plan des Architekten dokumentieren.

Archäologische Sondagen haben in jüngster Vergangenheit erwiesen, dass die unterste Terrasse nie fertig wurde, dass die große Pyramidentreppe, die von der Hauptterrasse nach unten ins Nichts führen sollte, nie gebaut wurde. Auch der heute als „Scheffelterrasse“ gerühmte nach Norden ziehende und einen wunderbaren Ausblick auf Schloss, Stadt und Neckarlauf bietende Längsschenkel der Hauptterrasse kam nicht über Fundamentierungen hinaus. Schließlich blieb auch ein Stück Hang, das zu einer großen Terrasse mit einem gepflanzten Labyrinth umgestaltet werden sollte, unbearbeitet liegen.

So blieben von dem ganzen Garten im und nach dem 30jährigen Krieg eigentlich nur die dauerhaften Grundstrukturen, die gewaltigen Stützmauern der Terrassen und wohl die eine



„Prospect des Churfüstlich Pfälzischen Resident Schlosses und Lustgartens zu Heidelberg". Kupferstich von M. Merian nach dem Gemälde von Jacques Fouqières (1619). Aus der "Topografia Palatinatus Rheni et Vicinarum Regionum", 1645.

oder andere – vermutlich in den Zeitäuften der bayerischen Eroberung und Verwaltung nur notdürftig gepflegte – Pflanze, die überdauern konnte. Die Geschichte ist über ihn hinweggegangen – ebenso wie über das böhmische Königtum des Bauherrn, dessen Griff nach der Prager Krone die Katastrophe des 17. Jahrhunderts ausgelöst hat. Heidelberg wurde 1623 erobert, das Schloss im pfälzischen Erbfolgekrieg 1693 zerstört, seine mühsam wieder aufgebauten Baulichkeiten fielen 1764 einem Großfeuer zum Opfer. Der Garten verfiel, wurde notdürftig neu bepflanzt, im 18. Jahrhundert in einen kleinen Barockgarten, im 19. Jahrhundert schließlich in einen Landschaftsgarten englischen Typs umgewandelt, bis sich die Romantik, die ja in der Stadt am Neckar einen ihre Schwerpunkte fand, sowohl der imposanten Ruine über der Stadt als auch des Ausblicks über Schloss, Stadt und Rheinebene bemächtigte. Im 20. Jahrhundert schließlich wurde der Garten ein Bürgergarten, verwilderte, wurde wieder bereinigt, die großartige Terrassenanlage von de Caus wurde wieder freigelegt, und an warmen Sommerabenden, wenn die Touristen weg sind, nehmen die Heidelberger Besitz von „ihrem" Schlossgarten.

Genaueres, vor allem zur Nutzungsgeschichte im 19. Jahrhundert, als der Garten zu einem Treffpunkt der Heidelberger mit einem regelrechten Kurbetrieb mit Musik, Tanz und Ausschank wurde, wird derzeit im Auftrag der Staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württembergs untersucht.

Nun soll der Garten einer Totalrekonstruktion unterzogen werden, die ganze Geschichte soll von den selbsternannten Mäzenen ausgelöscht werden, um diejenige Zeit wieder aufleben zu lassen, die sie als die „goldene Zeit" Heidelbergs ansehen. Ihre Argumente sind dürftig, es fehlen Toilettenanlagen, sagen sie, und die Sitzbänke haben keine Lehnen. Sie wollen – so die Bekundung der Initiatoren in ihrer Werbeschrift – „vollenden", was vor vier-

hundert Jahren „nicht vollendet werden konnte“. „Dokumentiert“ sei er lückenlos, so das Argument.

Das Land als Eigentümer der Schlossruine hielt sich lange bedeckt, befürwortet inzwischen das Rekonstruktionskonzept, scheint aber vor allem die Chance zu sehen, hier Sponsorengelder flüssig zu machen. Mit der Rekonstruktionsfrage verknüpft ist die Gründung einer gemeinnützigen Betreibergesellschaft für das Schloss (und den Garten), in der das Land zwar noch eine 60%-Mehrheit halte, die aber das Schloss (und den Garten) nach betriebswirtschaftlichen Prinzipien führen soll.

Dagegen wenden sich eine Bürgerinitiative zum Erhalt des Schlossgartens der Romantik und die Badische Heimat. Sie stören sich vor allem daran, dass die lange Geschichte des Gartens auf vier Jahre einer dürftig nachgewiesenen und längst vergangenen Existenz reduziert werden soll. Sie bezweifeln auch, dass es legitim ist, etwas zu bauen, was dann als Berechtigung dafür genommen wird, für den Unterhalt des Gebauten Eintrittsgelder zu erheben.

Vor allem die Badische Heimat legte in den vergangenen Wochen eine umfangreiche Dokumentation ihrer Argumente vor. Sie kämpft allerdings auf einsamem Posten, denn die Stadtoberen mitsamt dem Heidelberger Gemeinderat sind für die Rekonstruktion dessen, was einmal geplant war. Vollständig dokumentiert, sagt Wessendorf, sei der Garten, doch die Archäologen widersprechen. Allenfalls zur Hälfte fertig. Nur Pläne, sagte die Badische Heimat, erstellt, als das Projekt am Beginn des großen Krieges schon gescheitert war. Wessendorf zieht sich inzwischen hinter seine Hochglanzbroschüre zurück, gesteht den Bürgern „ihre“ romantische Scheffelterrasse mit dem Blick auf Schloss, Stadt und Neckar zu, hält aber nach wie vor am Konzept der Totalrekonstruktion fest. Und auch die Heidelberger Rhein-Neckar-Zeitung berichtet tendenziös und einseitig, während kritische Stimmen nur in den überregionalen Medien Gehör und Aufmerksamkeit finden.

Die Badische Heimat, die den Denkmalschutz in ihrer Satzung unter die wesentlichen Vereinsziele zählt, greift die klassischen Argumente der Denkmalpflege auf, nennt das Projekt unhistorisch, gar geschichtsfeindlich, und spricht in ihren „12 Thesen gegen den Nachbau des Hortus Palatinus“ dem Projekt jegliche Authentizität ab. Es entstehe damit eine billige Kulisse, die den geschichtlichen Zusammenhang, in den die benachbarte Schlossruine stehe, zerreiße und zerstöre. Auch die Unterwerfung des Projekts unter wirtschaftliche Gesichtspunkte sei unsachgemäß. Wesentliche Mittel aus dem bisherigen Betrieb des Schlosses würden damit abgezogen und flössen in den Garten.

Wirklich neu sind ihre Argumente nicht. Derselbe Streit entbrannte vor hundert Jahren schon, als die Schlossruine selbst nach dem Willen – und den rückwärtsgewandten Fantasien – Kaiser Wilhelms II. „restauriert“ werden sollte. Und das Schloss blieb Ruine, nachdem man gemerkt hatte, dass der Nachbau des Friedrichsbaus keine Renaissance, sondern allenfalls historistische Kulisse geschaffen hatte.

Die Badische Heimat beschränkt sich indessen nicht auf eine bloße Gegnerschaft gegen das Renaissance-Projekt, sondern schaut in die Zukunft. Das oft genannte „Achte Weltwunder“, dessen sich Heidelberg rühme, sei nicht der Garten gewesen, sondern die Maschinerien in den Grotten. Salomon de Caus sei schließlich Ingenieur gewesen, kein Gartenarchitekt. Warum also den Garten rekonstruieren, wenn er nur Hülle für die Selbstdarstellung des Kurfürsten gewesen sei. Und schließlich sei der Garten in seiner ganzen Komplexität eine Demonstration der Überlegenheit der protestantischen Sache gewesen, deren Oberhaupt, der 23-jährige Kurfürst, wissentlich oder fahrlässig mit seinem böhmischen Abenteuer in den 30-jährigen Krieg hineingesteuert ist. Den geschichtlichen Aspekt blende die Nachbau-Initiative völlig aus. Ein neues „Achtes Weltwunder“, so der Verein weiter, sei durchaus möglich, ein Achtes Weltwunder des 21. Jahrhunderts, in einer softwaregestützten Installation, die dem Besucher unserer Zeit nicht einen billigen Abklatsch von Renaissance, sondern eine lebendige Begegnung mit der ganzen Zeit im virtuellen Raum ermöglicht.

Und warum nicht einen offenen Wettbewerb starten, um einen Garten zu entwerfen,

der seine eigene gesamte Geschichte darbietet? Mit Renaissance-Terrassen UND weiten Grünflächen, mit Schatten UND Ruinen.

Als Dokumentation und als Chronik der Ereignisse drucken wir hier ab, was seit Ende Oktober, seit sich die Bürgerinitiative gegen die Rekonstruktion gegründet hatte, unter dem Namen der Badischen Heimat veröffentlicht wurde.

Die Heidelberger Rhein-Neckar-Zeitung spielt in dem ganzen Spiel eine sehr seltsame Rolle. Während die Gründung eines Vereins zur Förderung des Projekts einen ausführlichen Bericht mit Bild nach sich zog, wurde die Gründung der Bürgerinitiative zur Verhinderung des Projekts mit einem kurzen Absatz und der Bemerkung, es sei eben der „Charme des Morbiden", was diese Leute umtreibe, abgekanzelt. Unparteiische Berichterstattung sieht anders aus.

2. 11. 07

Die Badische Heimat nahm am 2. 11. 07 erstmals öffentlich Stellung und begründete ihre Haltung ausführlich.

Gegen die widersinnigen Pläne um den Hortus Palatinus in Heidelberg

Die Badische Heimat e. V. wendet sich entschieden gegen das Projekt der Rekonstruktion des Hortus Palatinus. Es ist durch und durch unsinnig, stellt eine unverantwortliche Geschichtsklitterung dar, hat mit Denkmalpflege nichts zu tun und baut eine Kulisse auf, die als Rekonstruktion eines vorgeblichen historischen Zustands ausgegeben wird, aber marktwirtschaftlichen Gesetzen gehorcht. Hier wird Geschichte korrigiert, wird geschichtliche Entwicklung negiert. Hier wird mit dem romantischen Ensemble von Schlossruine und englischem Garten die eigentliche Bedeutung des Heidelberger Schlossgartens unwiederbringlich zerstört, da eine so künstliche Gartenlandschaft nicht zum ruinenhaft-romantischen Charakter des Schlosses passt.

Die Badische Heimat unterstützt daher die Ziele der Bürgerinitiative vollinhaltlich.

In der Begründung dieser ersten Stellungnahme wurde damals bereits ein ausführlicher Überblick über die Rekonstruktionsgeschichte seit dem 2. Weltkrieg – vom Frankfurter Goethehaus über die kriegszerstörten Barockschlösser am Oberrhein bis zum Wiederaufbau der Dresdner Frauenkirche – verbunden mit einem deutlichen Blick auf die Restaurierungseuphorie unter Kaiser Wilhelm II. gegeben.

Der Behauptung, dass es das Ziel der Initiatoren sei, *„das kulturelle Erbe Friedrichs V. unter denkmalpflegerischen Aspekten wiederzubeleben und zu pflegen",* wurde eine klare Absage erteilt: „Das wie auch immer geartete Erbe Friedrichs V. kann nicht gepflegt werden, weil es nicht mehr vorhanden ist. Was gepflegt und restauriert werden könnte, sind allenfalls Überreste wie die Große und die Strukturen der Kleinen Grotte."

Selbstverständlichkeiten einer sachlich betriebenen Denkmalpflege mussten ins Gedächtnis zurückgerufen werden, wie die Forderung, dass eine Rekonstruktion des einen Zustands auf keinen Fall die Sicht auf die anderen, dem Bauwerk innewohnenden Zustände versperren oder diese gar negieren dürfe. Fakt ist, dass der Nachbau des Hortus Palatinus das Ensemble von Schlossruine und Umgebung zerstört, da eine so künstliche Gartenlandschaft nicht zum ruinenhaft-romantischen Charakter des Schlosses passt.

Mit dem Wort vom „Disneyland", das da entstehen würde, konnte aber Wessendorf in ständigen Erklärungsnotstand gebracht werden.

Die Stellungnahme wurde der lokalen Presse zugeleitet, die sie allerdings erst Wochen später als Leserzuschrift veröffentlichte. Von der ausführlichen Argumentation keine Spur.

Am 4. 11. reagierte die Badische Heimat auf die Umtriebigkeit des Initiators der Stiftung, der sein Projekt sämtlichen städtischen Gremien vorstellte und so um Unterstützung warb. Die Heidelberger Rhein-Neckar-Zeitung hatte fast eine ganze Seite dem Wessendorf'schen Projekt gewidmet. Aus der Stellungnahme nur ein kurzer Absatz:

„Eine außerordentliche Engstirnigkeit zeigt sich in dem Argument, die Einnahmen aus dem Besucherzentrum würden ‚künftig

allein dem Heidelberger Schloss und nicht mehr wie bisher dem Erhalt anderer Schlösser im Land' dienen. Das zeugt nicht nur von Engstirnigkeit, sondern auch von Egoismus. Darf in Zukunft nur noch erhalten werden, was Rendite bringt, was selbst die Gelder zu seinem Erhalt erwirtschaftet? Wie viele von den 250 (!) Kulturobjekten im Besitz des Landes müssen dann sofort geschlossen oder veräußert werden, weil sie den strengen Wessendorfschen Disneyland-Kriterien nicht genügen? Ist es nicht ein Akt der Solidarität, wenn ein Kulturdenkmal, das durch seinen Weltrang evtl. (!) Überschüsse erzielt, auch andere Denkmäler mit finanziert?"

Auch die ansonsten kritische FAZ pries in einem Artikel vom 3. 11. die Stifterinitiative, druckte allerdings den darauf geschriebenen Leserbrief nie ab. Der Brief endete mit dem Absatz

„Schlechter Stil der Recherche ist es im Übrigen auch, im Artikel die Bürgerinitiative zu verschweigen, die sich mit guten Argumenten gegen dieses Irrsinnsprojekt wehrt und die den äußerst dürren und fragwürdigen Ausführungen der Stiftungsinitiative ausführliche Widerlegungen entgegen hält."

Nach einem Bericht der Stuttgarter Zeitung vom 5. 11. äußerte Prof. Dieter Planck, der Leiter des Landesamtes für Denkmalschutz, „erhebliche Bedenken gegen eine Rekonstruktion des Hortus; sie seien nicht im Sinne des Denkmalschutzes." Die Wessendorf-Pläne hätten damit einen nicht unerheblichen Dämpfer erhalten sollen, aber der ehrgeizige Initiator ignorierte diese Äußerung oder wischte sie als unerhebliche Einzelmeinung vom Tisch.

Nach einem Bericht des Mannheimer Morgen vom 7. 11. meldete sich nun auch Schlossverwalter Andreas Falz in der Angelegenheit zu Wort, nachdem er sich dem Autor dieser Zeilen gegenüber schon vorher geäußert hatte.

Andreas Falz sei mit der Vorgehensweise von Wessendorf nicht einverstanden, so der MM. Das klinge so, als ob er entscheide, aber das Land behalte auch nach Gründung einer gemeinnützigen Betreibergesellschaft die Mehrheit. Ob es dazu allerdings überhaupt komme, sei völlig offen.

Auch der Badischen Heimat gegenüber hatte Falz betont, dass Wessendorfs Rechnung wichtige Posten nicht beachte. „Überschüsse" kämen nur zu Stande, wenn man die Baukosten für das Schloss herausrechne. Es sei „Humbug", so Falz gegenüber dem MM, dass das Schloss Überschüsse erwirtschafte, die dann in andere Bauten des Landes flössen. So hatte am Freitag vergangener Woche die RNZ noch Wessendorf zitiert. Und auch die Stadträte im Heidelberger Umweltausschuss hatten sich zu der Hoffnung verstiegen, die Schlossverwaltung von Mannheim nach Heidelberg holen zu können. Die Ruine produziere jedes Jahr für das Land Millionen Euro an Baukosten, so der MM weiter, etwa durch die Sanierung des Gläsernen Saalbaus und des Glockenturms. Lediglich Vermietung, Verpachtung, Verwaltung und Pflege von Schloss und Garten schrieben schwarze Zahlen.

Falz legte Wert darauf, dass der Schlossgarten nicht „vergammelt sei", und es gebe auch keinen Pflegerückstau. Lediglich zwei Treppen stünden zur Sanierung an. Er kritisierte weiterhin deutlich die geplanten Eintrittsgelder. Wenn Wessendorf, so Falz gegenüber dem MM, für den Garten drei Euro Eintritt verlange, gehe er davon aus, dass sich der Besucherwert des Schlosses verdopple. Das sei jedoch eine falsche Annahme.

Allerdings legt Falz auch auf die Feststellung, das Besucherzentrum werde gebaut, „mit oder ohne Wessendorf" …

Was nun alte Pläne angeht, die die Landesverwaltung schon vor drei Jahren im Kontakt mit der Denkmalpflege verfolgt habe und auf die sich Wessendorf jetzt bezieht, gehe es lediglich darum, die „Grundstruktur des Gartens wieder sichtbar zu machen", und das auch nur in „beispielhafter Rekonstruktion". Mehr als das, so betont Falz in dem Bericht ausdrücklich, sei mit dem Denkmalschutz nicht vereinbar.

Am 13. 11. legte die Badische Heimat erstmals eine umfassende Stellungnahme vor, die in 8 Forderungen und 12 Thesen bestand.

Carl Rottmann, Heidelberg 1815

Zum Heidelberger Streit um die Rekonstruktionspläne des Hortus Palatinus

Angesichts der Pläne einer Initiative aus Personen des Geschäftslebens, mittels einer Stiftung den alten „Hortus Palatinus“ des frühen 17. Jahrhunderts am Heidelberger Schloss zu rekonstruieren, nimmt die Badische Heimat e. V. nach gründlicher Abwägung der Interessen wie folgt Stellung:

Die Forderungen der Badischen Heimat:

1. Kein geschichtsloser Nachbau eines Objekts, das innerhalb der 400jährigen Geschichte des Gartens gerade 4 Jahre in Anspruch nimmt.
2. Keine ausschließende Vermarktung (über Eintrittsgebühren etc.)
3. Keine Herausnahme von Schloss und Schlossgarten aus dem Gesamtkonzept der Staatlichen Schlösser und Gärten.
4. Keine Vermengung von Infrastruktur-Weiterentwicklung und den Hortus-Plänen.

Sondern:

5. Schutz des überlieferten Sachzusammenhangs Schloss/Schlossgarten als Denkmal der Heidelberger Romantik
6. Pflege des englischen Landschaftsgartens unter Einbeziehung der erhaltenen Reste des Hortus Palatinus.
7. Voller Erhalt des Geländes als frei zugänglicher Landschaftsgarten.

Die formulierten Thesen bildeten seither das Rückgrat der sachlichen Diskussion, wurden allerdings von der lokalen Presse in Heidelberg weiterhin totgeschwiegen. Auch Teile des Heidelberger Gemeinderats sah im Widerstand gegen eine solche kulturlose Aktion weniger eine sachliche Auseinandersetzung als vielmehr ein Manöver, um gutgemeinte und notwendige Entwicklungen „zu torpedieren“.

12 Thesen zum Nachbau des Hortus Palatinus:

1. Was die Vergangenheit nicht geschafft hat, darf die Gegenwart nicht „vollenden“ wollen.
2. Der Schlossgarten in seiner gegenwärtigen Form stellt das Produkt seiner 400jährigen Geschichte dar. Diese Geschichte ist allenfalls weiter zu entwickeln, aber nicht durch einen ahistorischen Nachbau zurückzudrehen.
3. Der Heidelberger Schlossgarten bildet mit der Schlossruine zusammen eine Sachgesamtheit im Sinn eines engen und untrennbaren kulturgeschichtlichen Zusammenhangs. Grundlegende Epoche dieses Zusammenhangs ist die Heidelberger Romantik und die Empfindungsfreudigkeit des bürgerlichen 19. Jahrhunderts.
4. Diese Epoche der Romantik stellt Heidelbergs Kapital in der Tourismuslandschaft dar. Heidelberg ist nicht die Stadt der Spätrenaissance, sondern der Romantik.
5. Der Hortus Palatinus ist Ausdruck einer Zeit, die unter Führung seines Bauherrn, des Kurfürsten Friedrich V., in den Dreißigjährigen Krieg hineinsteuerte.
6. Selbst die beste Rekonstruktion schafft niemals historische Authentizität, sondern allenfalls Kulisse.
7. Rekonstruktion ist nur bei erheblicher originaler Substanz, sachlichem Nutzungsbedarf und der nicht durch spätere Verwendungen gebrochenen Überlieferung statthaft. Dazu tritt in der jüngsten Vergangenheit das subjektive Gefühl der Heimat im Stadtbild. Keiner dieser Punkte ist beim Schlossgarten gegeben.
8. Der Nachbau einer Kulisse verhindert die für den historischen Erkenntnisprozess notwendige Distanz und ist didaktisch nur zu rechtfertigen, wenn innerhalb des Sicht- oder Erlebenskreises genügend authentische Strukturen vorhanden sind.
9. Wenn dem Schlossgarten ein Nutzungskonzept fehlt, muss zuerst dieses Konzept diskutiert und dann der Garten umgestaltet werden. Sonst werden durch den Bau irreversible Fakten geschaffen.
10. Die Unterwerfung des Gartens unter wirtschaftliche Gesichtspunkte widerspricht der Forderung nach freiem Zugang zur Kultur. Die Erhebung eines Eintrittsgeldes kann nicht mit den Aufwendungen begründet werden, die erbracht werden müssen, um das Eintrittsgeld zu kassieren.
11. Andere Gartenprojekte (Schloss Gottorf u. ä.) dürfen in ihrer ganzen Fraglichkeit nicht zur Legitimierung herangezogen werden. Auch das Interesse der Bevölkerung an Gartenobjekten (Villandry etc.) taugt allenfalls dazu, eine Bundesgartenschau durchzuführen.
12. Der Heidelberger Schlossgarten ist Naherholungsgebiet für die Heidelberger Altstadt und Besuchermagnet für die ganze Region. Diesen Charakter hat er durch seinen derzeitigen Bestand. Ein Nachbau im Stil der späten Renaissance bietet weder Rückzugs- noch Erholungsflächen und auch keine Flächen zur freien Gestaltung (Spielen, Toben etc.).

Für die Zukunft:

1. Zurückhaltende Sichtbarmachung der Strukturen des Hortus Palatinus, sofern sie sich mit dem Charakter des englischen Landschaftsgartens vereinbaren lassen.
2. Weiterentwicklung des Gartens als künstlerisch gestaltete Anlage im Sinn einer Durchdringung historisch bedingter Elemente durch andere, ebenso historisch bedingte, damit die Schaffung eines Geschichtsparks, der die 400jährige Geschichte erleb- und nachvollziehbar macht.

Die Badische Heimat e. V. wendet sich ausdrücklich nicht gegen eine Erneuerung der Infrastruktur im Bereich von Schloss und Schlossgarten, ebenso wenig gegen die Errichtung eines vom Land als Eigentümer mit getragenen Kooperationsmodells mit externen Investoren oder Interessenten zum Betrieb eines dem Besucherzentrum angeschlossenen Museumsshops.

Die Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten sah sich indessen immerhin genötigt, auf diese ersten 12 Thesen ausführlich einzugehen und erkannte in weiten Teilen ihre Berechtigung an, wenngleich sie auf dem Standpunkt steht, eine Rekonstruktion sei durchaus im Bereich des Möglichen.

Die Verbindung zur „Bürgerinitiative Romantischer Schlossgarten“ gestaltete sich in dieser Zeit eng und produktiv. Mit deren Initiatoren kam eine Einigung über die Sprachregelung zu Stande, dass „Romantischer Schlossgarten“ nur als Etikett dienen konnte, um das vielfältige Geflecht der Gegnerschaft gegen synthetische Nachbaupläne zu benennen. Die Initiative sammelte in diesen Wochen bereits über tausend Unterschriften.

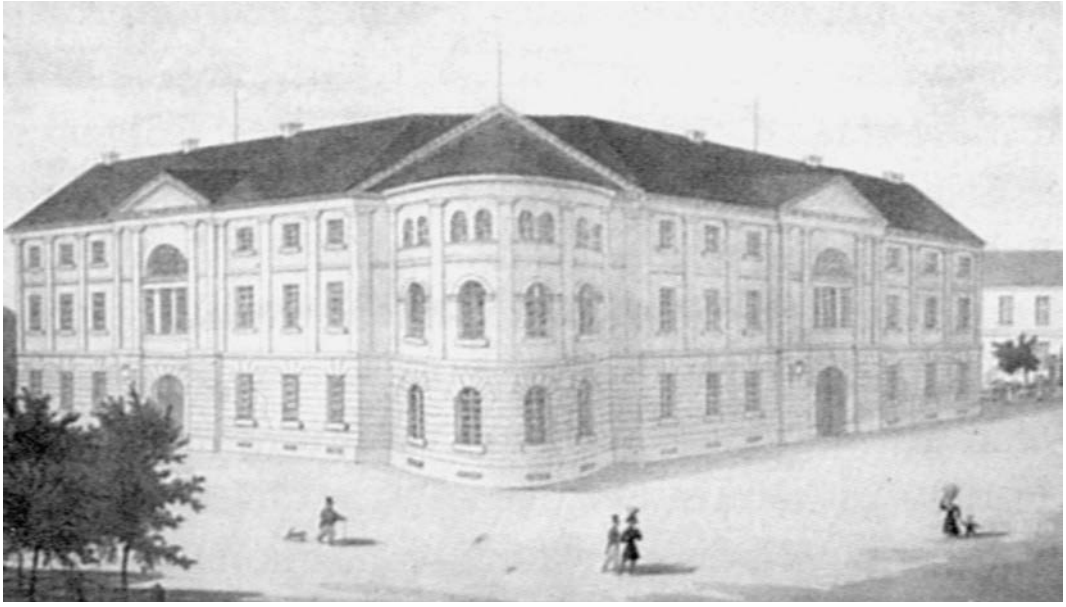
Für den 23. November lud dann der Mannheimer Regionalsender RNF live den Stiftungs-Initiator Wessendorf, Heidelbergs Ersten Bürgermeister von der Malsburg und den Autor dieser Zeilen als Sprecher der Projekt-Gegner zur Fernseh-Diskussion. Eine an die sechs Sendetermine am Wochenende des 23.–25. 11. anschließende Zuschauerbefragung ergab ein Votum von 74% für die Argumente der Badischen Heimat und gegen die Rekonstruktionspläne.

Am 31. 1 berichtete die Heidelberger RNZ endlich von der ablehnenden Haltung der Denkmalpflege. Das Projekt scheint damit vorerst auf Eis zu liegen.

Anschrift des Autors:
Dr. Christoph Bühler
Lochheimer Straße 18
69124 Heidelberg

Gedenktage Badischer Geschichte

Redaktion: Heinrich Hauß



Vor 75 Jahren

11. März 1933
Ratifikation des Konkordats als letzter Akt der badischen Regierung

Mit knapper Mehrheit hatte der Landtag dem Konkordat am 9. Dezember 1932 zugestimmt, das am 12. Oktober 1932 in Hegne paraphrasiert worden war. Das Konkordat konnte aber erst nach Ablauf von drei Monaten, am 11. März 1933, ratifiziert werden. Das Konkordat regelte die Zuständigkeiten zwischen der katholischen Kirche und dem Staat. Freie Verfügung des Ordinariats über die kirchlichen Ämter, Freiheit kirchlicher Schulen und Orden, Recht der Bischofswahl durch das Domkapitel. Am 8. März 1933 war Robert Wagner, Gauleiter der NSDAP, zum Reichskommissar für Baden ernannt worden. Das Konkordat wurde vom badischen Staatspräsidenten Joseph Schmitt (1874–1939) in dem Moment ratifiziert, als bereits die SA vor der Staatskanzlei patrouillierte.

Unmittelbar nachdem das Kabinett die Kirchenverträge mit der katholischen und der Evangelischen Landeskirche unterzeichnet hatte, erklärte Wagner die Regierung für abgesetzt und nahm Joseph Schmitt in Schutzhaft. Die Nationalsozialisten nahmen deshalb auf den Abschluß des Ratifikationsverfahren der beeiden Kirchenverträge Rücksicht, weil es in dem NS-Regime einen erheblichen Gewinn an internationalem Prestige und innerer Loyalität im Reich verschaffte (W. Hug).

Die Ratifikation war der letzte Akt einer demokratisch gewählten Regierung. Clemens Rehm hat die Zwiespältigkeit der historischen Situation so beurteilt: „So stellt der 1. März 1933 einen fulminanten und zugleich tragischen Schlußpunkt dar: Die Katholiken in Baden waren in dem Augenblick nicht mehr fremd im eigenen Land (wie bisher) – als die Todesstunde der Demokratie in Baden schlug (C. Rehm, Fremd im eigenen Haus. Katholiken in Baden).

Am 1. März 1933 waren sie nicht mehr fremd im eigenen Haus.

Vor 75 Jahren

Absetzung der rechtmäßigen badische Regierung

Robert Wagner bildet eine neue Regierung

Nach den Reichstagswahlen vom 5. März 1933 verfehlte die NSDAP zwar die angestrebten 50% der Stimmen (Reich: 45,0%; Baden 45,4% trotzdem erhob der stellvertretende Gauleiter am 6. März 1933 die Forderung, dass die badische Staatsregierung sofort zurücktrete. Am 8. März 1933 wurde Robert Wagner Reichskommissar für Baden. Begründung des Reichsinnenministers Frick: „Da nach Umgestaltung der

politischen Verhältnisse in Deutschland die Aufrechterhaltung öffentlicher Sicherheit unter jetziger Landesregierung nicht mehr gewährleistet sei“. Die rechtmäßige badische Regierung wurde abgesetzt. Der bisherige Staatspräsident Dr. Schmitt wurde in Schutzhaft genommen. Am 11. März 1933 bildete Wagner eine vorläufige Regierung mit Walter Köhler als Finanzminister, Dr. Otto Wacker als Kultusminister und Johannes Rupp als Justizminister. Wagner selbst wurde Staatspräsident und Innenminister.

Vor 100 Jahren
Das Jahr 1808 in der badischen Geschichte

Napoleon greift in die badische Innenpolitik ein

Berufung Emmerich Joseph von Dalberg als Kabinettsdirektor

„Was die innenpolitische Handlungsfreiheit der badischen Regierung angeht“, wird man zögern, „den Begriff der Souveränität allzu schnell zu verwenden, denn auch nach innen war der Rheinbundstaat dem Zugriff der französischen Hegemonialmacht ausgeliefert“ (Amin Kohnle). Der französische Gesandte Baron Auguste Talleyrand berichtete im Mai 1808 seinem Außenminister: Baden sei verloren, wenn nicht ein fähiger Mann an seine Spitze träte. Der Großherzog kam dem Wunsch nach und ernannte Dalberg (1773–1833) am 23. Juni 1808 zum provisorischen Finanzminister und Kabinettsdirektor. Napoleon war mit dem von Friedrich Brauer bestimmten politischen Kurs nicht zufrieden. „Brauers Reformen blieben in einer Zwischenstellung zwischen konservativem Beharren und vorsichtiger Neuorientierung“ (Kohnle). Dalberg löste das Geheimratskollegium auf und ersetze es durch fünf Fachministerien (Ministerium der Justiz, des Auswärtigen, des Inneren, der Finanzen und des Kriegswesen) wie sie in den Departements angelegt waren. Einen endgültigen Bruch mit der Brauerschen Politik wurde allerdings erst mit dem Novemberedikt vom 26. November 1809 Sigismunds von Reitzensteins vollzogen.

Die Brauersche Provinzialeinteilung wird aufgehoben und durch zehn Kreise nach dem französischen Vorbild ersetzt. Unter Dalberg kündigte der Großherzog auch an, dass Baden eine Grundverfassung erhalten werde (5. Juli 1808). In dem Edikt Dalbergs wurde nicht nur eine neue Verfassung angekündigt, sondern auch, dass die verschiedenen Provinzial-Gesetzgebungen aufgehoben und der Code Napoleon eingeführt werden solle (tritt zum 1. Januar 1810 in Kraft). (Quelle: Christian Würtz, J. N. Friedrich Brauer). Dalberg kehrte 1809 wieder als Gesandter nach Paris zurück, weil die Reformvorhaben nicht entsprechend vorankamen.

Was nun die Souveräntät des Großherzogtums betrifft, so „wurde sie nicht schon beim Eintritt in den Rheinbund 1806 erreicht, sondern eher beim Austritt aus dem Rheinbund 1813 als man sich im Frankfurter Vertrag (1813) den Besitzstand und die Souveränität garantieren ließ“ (A. Kohnle).

Vor 160 Jahren

1. März 1848 „Der große Tag von Karlsruhe“: Sturmpetition

Am 26. Februar 1848 erreichte Mannheim die erste Nachricht vom Ausbruch der Revolution in Paris. Am 27. Februar wurde eine Bürgerversammlung im Aulasaal in Mannheim mit etwa 2500 Besuchern abgehalten. Die Versammlung beschloß, die Absendung einer Petition mit vier Forderungen an den Landtag in Karlsruhe. Die vier Forderungen lauteten: Volksbewaffnung mit gewählten Offizieren, Pressefreiheit, Geschworenengerichte und eine Volksvertretung beim Bundestag. Es wurde beschlossen, die Überreichung der Petition mit einer Massendemonstration zu begleiten. Am Morgen des 1. März 1848 zogen Tausende von Menschen nach Karlsruhe. Die Menschen, die da nach Karlsruhe fuhren, waren Volk „in der massenhaften Bedeutung des Wortes“ (Lothar Gall). Struve, der Verfasser der Petition hatte vor, die Petition durch das Volk dem Kammerpräsidenten überreichen zu lassen. Karl Mathy, Führer der Landtagsopposition, bestand aber auf Einhaltung der Geschäftsordnung, d. h., Petitionen durften nur durch einen Abgeordneten übergeben werden. Struve übergab deshalb die Petition Hecker, der sie in seiner Eigenschaft als Abgeordneter dem Kammerpräsidenten weiterreichte. Petition und Anregung zur Massendemonstration waren von Mannheim, dem „politisch sensibelsten Ort“ (F. X. Vollmer) ausgegangen. Deshalb war der 1. März nicht nur ein „Großer Tag“ in Karlsruhe, sondern auch ein „Großer Tag“ für Mannheim und die Mannheimer (P. Blastenbrei). Was nun die politische Gesamteinschätzung des Tages anbetrifft, so hatten „die konstitutionellen Liberalen die erste Runde gegen das Massenaufgebot der Demokraten gewonnen“ (F. X. Vollmer).

Vier Tage nach dem „Großen Tag von Karlsruhe“ (L. Gall) trafen sich 51 süddeutsche und rheinische Politiker im „Badischen Hof“ in Heidelberg. Sie verlangten, anknüpfend an die vierte Forderung der Mannheimer Petition die unverzügliche Einberufung einer Nationalversammlung.

Vor 160 Jahren

19. März 1848 Offenburger Volksversammlung

Offenburg wird zum Schauplatz der ersten gesamtbadischen Massenveranstaltung

Von Karlsruhe aus erließen zwölf fortschrittliche Abgeordnete am 9. März 1848 den Aufruf „An das badische Volk“ mit der Einladung zu einer Landesversammlung am 19. März in Offenburg. „Volksversammlungen waren in der damaligen Zeit ein wichtiges Agitationsmittel“ und ein wichtiger Treibsatz der „Revolutionsdynamik“ (W. v. Hippel).

Offenburg wurde am 19. März 1848 zum „Schauplatz der ersten gesamtbadischen Massenveranstaltung“ (F. X.

Vollmer). Es wird geschätzt, dass zwischen 10 000 und 25 000 Personen zusammenkamen. Die Volksversammlung wurde um 11:00 Uhr vor dem Offenburger Rathaus eröffnet. Zuerst sprach Adam von Itzstein (1755–1855), dann Struve (1805–1870) und schließlich Soiron (1806–1855). „Seit 30 Jahren habe das Volk auf Fürsten und Minister vertraut, sei aber betrogen worden", argumentierte Soirion: Jetzt müsse das Volk sich selbst vertrauen mit seiner eigenen Kraft. Soiron verglich die jetzige Versammlung mit jenen auf den Rütli versammelten Schweizermännern, und wie jene für das Vaterlands Freiheit geschworen haben, so wollen wir auch schwören: Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, vereint durch Eine Freiheit, frei durch eigene Kraft. „Wir schwören!" Tausende streckten spontan ihre Hände hoch und riefen „Wir schwören!" Dies war der „unvergeßlich gemütvolle Höhepunkt" des Tages von Offenburg (F. X. Vollmer).

Die Redner bekannten sich zwar zur Republik, wollen allerdings die Entscheidung darüber dem künftigen deutschen Parlament überlassen. Erst im deutschen Parlament in Frankfurt werde sich zeigen, was die Mehrheit des deutschen Volkes wolle, sagte Hecker. „Der Tag von Offenburg hatte keine Ausrufung einer Winkelrepublik im äußersten Südwesten gebracht" (F. X. Vollmer).

Unter IV. der Erklärung der Offenburger Versammlung heißt es: „Das Volk besitzt durchaus keine Bürgschaften für die Verwirklichung seiner Forderungen und die Begründung eines dauerhaften Zustandes der Freiheit. Es muss sich diese Bürgschaft selbst verschaffen". Dies bedeutete die „Gründung vaterländischer Vereine mit der Aufgabe, für Bewaffnung, die politische und soziale Bildung des Volkes sowie für die Verwirklichung alles seiner Rechte Sorge zu tragen".

An das badische Volk!

Unterm 9. dieses Monats ist die Einladung zu der allgemeinen Volks-Versammlung in Offenburg erschienen; überall im Lande hat dieselbe den lautesten Anklang gefunden.

Allerwärts wurden sogleich Berathungen eingeleitet über die Art der Beschickung derselben.

Mit lebhafter Freude haben wir aus der Nr. 63 der Seeblätter entnommen, daß auch in Constanz die Bürgerversammlung vom 14. d. M. eine Abordnung zu unserer Versammlung beschlossen hat, und daß — nach der Note der Redaction — auch aus den meisten Gegenden des Seekreises ähnliche Abordnungen hier erscheinen werden.

In dem nämlichen Blatte lesen wir zugleich, daß die Constanzer Bürgerversammlung den Beschluß gefaßt habe, ihre Abordnung solle gut bewaffnet zum Schutze der Offenburger Versammlung erscheinen.

Dies und die Voraussetzung, daß man auch in andern Landesgegenden nach dem Beispiel des Beschlusses von Constanz für nöthig erachten möchte, die hieher bestimmten Abordnungen zum Schutze unserer Versammlung bewaffnet erscheinen zu lassen, legt uns die Pflicht auf, hiermit alle unsere badischen Mitbürger in Kürze von den Vorkehrungen zu unterrichten, welche der bereits unterm 12. d. M. hier zusammengetretene Ausschuß für die Offenburger Volks-Versammlung getroffen hat.

Der unterzeichnete Ausschuß hat, in der Absicht, sowohl für entsprechende würdige Anordnungen bezüglich der Abhaltung dieser großen allgemeinen Berathung des badischen Volkes als auch für Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung, der allgemeinen Sicherheit und der ungestörten Freiheit der Berathung alle nöthigen Vorkehrungen zu treffen, beschlossen:

1) Eine hinlängliche Anzahl von Mitgliedern aus seiner Mitte zu Festordnern und als solche zugleich zu Führern einer bereits organisirten Sicherheitswache zu ernennen.

2) Denselben schließen sich zu diesem Behufe 400 hiesige Bürger und Einwohner an, und werden unter Leitung dieser Ausschußmitglieder den nöthigen Dienst versehen.

3) Diese Bürgerschaar wird darin von unserm wackern Turnercorps unterstützt werden, dessen Dienstesanerbietung wir gerne angenommen haben.

4) In Erwägung, daß diese ganze, zur Ausführung der oben ausgesprochenen Vorkehrung zusammentretende Mannschaft in allen guten Bürgern des Vaterlandes, die von nah und fern zu unserer Versammlung kommen werden, bei allen Bestrebungen in oben dargelegtem Sinne, wenn nöthig, die vollste Unterstützung finden werden, und in der Ueberzeugung, daß die Stadt Offenburg an dem großen Tage des 19. März ihre Aufgabe am würdigsten erfüllen wird, wenn ihre Bürger den größten Schutz, wie für die Versammlung selbst, so auch für die hiesige Stadt in dem vollen Vertrauen zu dem guten Geiste ihrer badischen Mitbürger erblicken, hat ferner beschlossen, daß die ganze aufgebotene Mannschaft ihren Dienst in bürgerlichem Kleide und ohne Waffen versehe.

5) Die einzige Auszeichnung, wodurch die Bürger und Einwohner Offenburgs allen unsern Mitbürgern von auswärts kenntlich sein werden, ist eine Armbinde mit den städtischen Farben weiß und roth; die Mitglieder des Ausschusses werden neben dieser eine Binde mit den deutschen Nationalfarben tragen.

Indem wir glauben, durch diese Veröffentlichung eine dringende Pflicht erfüllt zu haben, hoffen wir, nicht irgendwo mißverstanden zu werden, wenn wir laut und unverhohlen unsern Wunsch, wie unsere Ueberzeugung vor dem ganzen Vaterlande aussprechen, daß das Ziel dieser großen Volksberathung am würdigsten und sichersten erreicht wird, wenn auch alle unsere Mitbürger von auswärts den wirksamsten Schutz unserer Versammlung in dem erblicken, was wir oben uns gedrungen fühlen, auszusprechen.

Von Karlsruhe haben wir soeben von Seite der Unterzeichner der Einladung vom 9. März die Nachricht erhalten, es seie die nöthige Verwendung geschehen, daß wegen der Versammlung am 19. d. Mts. von der Regierung kein Militär hieher werde beordert werden.

Offenburg, den 16. März 1848.

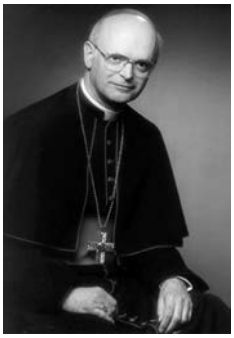
Der Ausschuß
für die Volksversammlung am 19. März.

Aktuelle Informationen

Redaktion: Heinrich Hauß

„Ein gütiger Mensch und großer Bischof“

Erzbischof em. Dr. Oskar Saier in der Krypta des Freiburger Münsters beigesetzt



Erzbischof em. Dr. Oskar Saier, der zwölfte Oberhirte der seit 1827 bestehenden Erzdiözese Freiburg, ist im Alter vom 75 Jahren am 3. Januar 2008 verstorben. Der Erzbischof wurde am 12. August 1932 in Wagensteig geboren. Am 2. Juni 1957 erhielt er die Priesterweihe und wurde am 29. Juni 1972 zum Bischof geweiht. Am 15. März 1978 wurde er zum Erzbischof von Freiburg durch Papst Paul II. ernannt. Den Amtsverzicht aus gesundheitlichen Gründen nahm Johannes Paul II. 2002 an.

In seiner Predigt im Pontifikalrequiem bezeichnete Kardinal Karl Lehmann Dr. Saier als einen „gütigen Menschen und großen Bischof“. Das mit den damaligen Bischöfen Karl Lehmann und Walter Kasper mit dem Freiburger Erzbischof veröffentlichte Schreiben zur Seelsorge mit wiederverheiraten Geschiedenen wurde vom Papst nicht akzeptiert. In diesem Zusammenhang sagte Kardinal Lehmann: „Oskar Saier war mutig, aber eben auch behutsam. Er habe sich bei aller Offenheit und bei allem Mut auch gehorsam und demütig einzuordnen gewußt in das Ganze der Weltkirche.“ Er hat stets alles „mit Ruhe und Bescheidenheit, Sorgfalt und Diskretion vorgetragen. Es war ein großer Verlaß auf ihn“.

Karl Kardinal Lehmann beschloß seine Predigt mit dem Worten: „Vielleicht es nicht das geringste Verdienst Oskar Saiers, wie er über Jahrzehnte unter uns und mit uns als Christ gelebt hat“.

26. Landespreis für Heimatforschung Baden-Württemberg an Kurt Hodapp

Das langjährige Mitglied der Badischen Heimat, Kurt Hodapp, erhielt mit seiner Arbeit über die „Geschichte des Klettgaus“ den 26. Landespreis Baden-Württemberg 2007 am 22. 11. 2007 in der Stadthalle Eppingen. Veranlasst zur Bewerbung wurde Hodapp durch die Bewerbungsunterlagen zum alljährlichen Landespreis für Heimatforschung, die den Heften der Badischen Heimat beilagen.

Zum Tod von Karlheinz Scherer

Mit dem Tod des Malers Karlheinz Scherer, Neffe des bekannten expressionistischen Bildhauers Hermann Scherer (1893–1927), geboren 1929 in Lörrach, in Binzen aufgewachsen, zuletzt in Efringen-Kirchen wohnend, ist die Kunstszene im Markgräflerland ärmer geworden: denn er zählte zu den schöpferisch stärksten Begabungen in diesem Raum.

Ausgebildet an der einstigen Staatlichen Akademie der Bildenden Künste in Freiburg bei Prof. Adolf Strübe, lebte Scherer als freischaffender Maler im Markgräflerland, wobei schon früh Kunstpreise seinen Weg begleiteten. So erhielt er 1954 den Kunstpreis der Jugend in Baden-Baden und 1965 in Bernau den Hans-Thoma-Preis; es folgten Stipendien und der Reinhold-Schneider-Preis in Freiburg. Für das Rathaus in Lörrach schuf er 1975 als Auftragsarbeit ein Bild mit dem Titel „Unser schönes Markgräflerland“: von atmosphärischer Dichte, empfunden ohne klischeehaft zu wirken oder von einer billigen Idylle bestimmt zu sein.

Der lauten Umtriebigkeit gern aus dem Weg gehend, hat Scherer sich nie in die Hektik des Ausstellungsbetriebes gedrängt, was doch nicht ausschloss, dass seine Arbeiten immer wieder in bemerkenswerten Ausstellungen gezeigt wurden. In Karlheinz Scherer begegnete man einem Menschen und Künstler, der untrennbar zu dieser Landschaft gehörte, zu den Rebhängen im Markgräflerland und dem Wein, der auf ihnen heranreift, zu den Farben, die die üppige Natur des Rheinvorlandes prägen, nicht zuletzt zu dem so besonders milden Licht, das der Ebene zwischen Schwarzwald und Vogesen die gelöste Atmosphäre verleiht.

In kompromissloser Konsequenz ist Scherer seinen künstlerischen Weg gegangen. Das sagt sich leicht, aber man denke einmal daran, welch starker Kraft, welch leidenschaftlicher Besessenheit es bedarf, um der Berufung zum Künstler mit dem darin verwobenen höchsten Ansprüchen leben zu können, den Mut für jenes Lebensrisiko heute in einer materiell und konformistisch geprägten Zeit auf sich zu nehmen.

Schon die Landschaftsaquarelle aus den späten fünfziger Jahren spiegeln die malerische Kraft des ausgezeichneten Koloristen wider, das heißt, die schwierige Technik des Aquarellierens souverän zu beherrschen, aber auch im Zeichnen, Malen in Öl oder in Mischtechniken verstand er seine künstlerische Gestaltungskraft sichtbar zu machen. Im Frühwerk überraschen Szenerien aus dem Bereich von Märchen, Mythos und Legende, angesiedelt in einem halb imaginären und halb realen Raum.

Die Gestalt der Frau faszinierte ihn immer wieder. Das stereotype Frauenbild in der banalen Konsumwerbung, in Illustrierten und auf Plakaten unzählige Male reproduziert, erfuhr unter seinem Pinsel durch Übermalung und Verwandlung – gelegentlich nicht ohne Ironie – eine neue Form der Aneignung. Eine Lust am Spiel blieb dabei unübersehbar.

Erst 36 Jahre alt, erhielt Karlheinz Scherer 1965 schon den renommierten Hans-Thoma-Preis des Landes Baden-Württemberg in Bernau

Schon früh hatte sich Scherer auch mit dem Porträt beschäftigt, und er hatte schnell verstanden, was es bedeutet, das Wesen eines Menschen mit der Farbe zu erfassen und auszudrücken, zunächst noch herkommend von seinem geschätzten Lehrer Adolf Strübe. Teile von Scherers Werken führten von der figurativ geprägten Darstellung über eine weitgehende Zurücknahme des Gegenständlichen bis hin zu einem abstrakten Formempfinden. Des Malers ausgeprägte Sensibilität für Zwischentöne, für das Farbdetail hat sich in jenen Bildern vollkommen der Fläche bemächtigt, die hier fantasievoll mit Tupfen oder Mustern überzogen wird. Scherer wendete bewusst ein malerisch wirkendes Dekor an, wobei das Muster in seiner rhythmischen Verwendung nicht nur die Fläche, sondern oft auch noch den Rahmen bedeckte. Über die ornamentale Wirkung hinaus vermeint man etwas von organischem Wachsen und Wuchern zu spüren. Wer aber nun glaubt, Scherers Werke in den Bereich einer unverbindlichen Idylle rücken zu dürfen, irrt. Seine Arbeiten vermochten stets von einer starken geistigen Beweglichkeit und von wacher Kritik am Ausgesetztsein des Menschen in der heute ihn bedrängenden Umwelt zu künden.

Ein Wort bleibt zu sagen über Scherers Wohnhaus in Efringen-Kirchen, dessen Interieur unter seinen gestaltenden Händen selbst zu einem Kunstwerk geworden ist. Wer es kennenlernen durfte – Scherer empfing gern Freunde und Gäste – gewann schnell die Gewissheit, dass er nirgends anders leben konnte, ja, dass er hier leben musste, dass er hierher in die oberrheinische Provinz gehörte, doch ohne je ein Provinzmaler gewesen zu sein. Dies wäre wohl etwas völlig anderes und hatte mit seinem Lebensstil und Lebensbereich nichts zu tun gehabt. In jener von ihm geschaffenen kultivierten Umgebung vermochten sich seine schöpferischen Kräfte wirkungsvoll zu entfalten. Eine schwere Krankheit führte am 13. Januar 2008 zu Karlheinz Scherers Tod. *Berthold Hänel*

Veranstaltung der Katholischen Akademie in Freiburg zum Andenken an Reinhold Schneiders Todestag am 6. April 2008

Die Katholische Akademie in Freiburg veranstaltet am Freitag, den 4. und Samstag, den 5. April 2008 eine Tagung unter dem Titel „Macht und Gewissen“. Anlass ist der 50. Todestag Reinhold Schneiders am 6. April 2008. „Die Tagung möchte dieses Gedenken zum Anlass nehmen, anstelle einer retrospektiven Würdigung des Werkes Schneiders einen zentralen Punkt seines Denkens“ zu benennen. Die Leitung der Tagung liegt in Händen von Prof. Dr. Michael Albus und Thomas Herkert. Bernhard Vogel spricht über „Macht und Gewissen in der Politik. Orientierungspunkte eines politischen Lebens. Mit Seitenblicken auf Reinhold Schneider“. Wolfgang Schäuble über „Menschenrechte als Maßstab der Politik“. Christa Nickels über „Christentum und Menschenrechte“, Karl Joseph Kuschel über „Macht und Gewissen. Kirchenkritik als Machtkritik bei Reinhold Schneider“. Michael Albus wird zum Thema „Ohne Opfer kein Friede“ sprechen.

Anmeldungen:
Katholische Akademie der Erzdiözese Freiburg,
Winterstraße 1, 79104 Freiburg.
Tel.: 07 61/3 19 18-0. Fax: 07 61/3 19 18-111.
E-Mail: mail@katholische-akademie-freiburg.de.

Der Landesverein „Badische Heimat“ auf der Colmarer Buchmesse „Salon du Livre“ 2007

Wie schon regelmäßig seit dem Jahr 2000 war auch 2007 wieder, am 24./25 November, unser Landesverein auf der schon zum 18. Mal stattfindenden Buchmesse Salon du Livre auf dem Colmarer Ausstellungsgelände mit einem Stand vertreten. Zum ersten Mal allerdings war es möglich, nach eingehenden Beratungen mit dem Kulturamt der Stadt Freiburg und durch großzügiges Entgegenkommen der Veranstaltungsleitung – vertreten durch Mme Isabelle Bräutigam von der Stadtbibliothek Colmar – einen vergrößerten gemeinsamen Stand zusammen mit der Stadt Freiburg zu gestalten. Auf dem Platz, der von den bisher benachbarten Ständen der Stadt Freiburg und dem Landesverein genutzt wurde, konnten sich nun unter einem gemeinsamen, vergrößerten Dach von „Stadt Freiburg“ und „Badische Heimat“ zusätzlich folgende Institutionen präsentieren: das „Landesamt für Geologie, Rohstoffe und Bergbau“ (LGRB), angeschlos-

Der Stand der Badischen Heimat: Arno Menzel (LGRB) und Herr Burkard (Badische Heimat) Foto: Privat

sen an das Regierungspräsidium Freiburg und in ständiger Verbindung mit den benachbarten Behörden im Elsaß und in der Schweiz, ferner der Mittelbadische Geschichtsverein Ortenau, der Schillinger-Verlag Freiburg und der G. Braun Buchverlag Karlsruhe. Das erweiterte Angebot an Anschauungsgegenständen, Erzeugnissen eigener Produktion, besonders aber auch an Gelegenheiten zu interaktivem Mitwirken des Publikums, weckte großes Interesse bei jungen und alten, lokalen und regionalen Besuchern der Messe.

Im Gedenken an die Benennung des 1492 neu entdeckten Erdteils Amerika durch Martin Waldseemüller mit dem Namen *America* auf seiner 1507, also vor 500 Jahren, erschienenen Weltkarte, war als Motto der diesjährigen Messe der Begriff "America„ – Les Amériques ausgegeben worden. Zahlreiche Aussteller bezogen sich mit der Gestaltung ihrer Stände auf dieses Motto. So auch die Stadt Freiburg durch eine große Wiedergabe der Amerikakarte Waldseemüllers, das „Landesamt für Geologie„ durch das Aufstellen eines Reliefglobus. Der Landesverein "Badische Heimat" bot seine in den Quartalsheften veröffentlichten Aufsätze über die Waldseemüller-Karte, die Auswandererbewegungen von Baden im 19. Jahrhundert und besonders die heute noch bestehenden bzw. wiederbelebten Verbindungen zwischen Baden und Amerika; z. B. Pfaffenweiler–Jasper, oder Endingen–Tovar. Da viele elsässischen Besucher auch Mitglieder in örtlichen Geschichtsvereinen sind, ergaben sich interessante Gespräche über die auf beiden Rheinseiten zur selben Zeit entstandenen Auswandererbewegungen. Größten Zuspruch erfuhren aber ein vom Landesamt f. Geologie aufgebautes Rohstoffgewinnspiel, in welchem Rohstoffe den daraus gefertigten Produkten zugeordnet werden mussten und ein Kontinentalplatten-Gewinnspiel. Hier zeigten sich die mehrjährige Erfahrung der Mitarbeiter des Landesamtes für Geologie, Rohstoffe und Bergbau auf Veranstaltungen in unserem Bundesland sowie deren hohe Einsatzbereitschaft.

An beiden Tagen der Ausstellung herrschte großer Betrieb an unserem erweiterten Stand, und es kam zu zahlreichen guten Gesprächen, die der Verbesserung der Kenntnis der jeweiligen anderen Rheinseite dienten. Der Präsident der elsässischen Geschichtsvereine (Fédération des Sociétés d'Histoire et d'Archéologie d'Alsace) resumierte beim Besuch an unserem Stand die Notwendigkeit der weiteren guten Zusammenarbeit. *Anton Burkard*

Die Metropolregion Rhein-Neckar, die geplante trinationale Metropolregion Oberrhein und Karlsruhe

Zu Beginn des Jahres 2008 tagte der 11. Dreiländerkongress in Straßburg. Ministerpräsident Oettinger rief dazu auf, die Chance zu ergreifen und gemeinsam einen trinationalen Wirtschafts-, Arbeits-, Kultur- und Lebensraum Oberrhein zu gestalten. „Die Oberrheinregion darf nicht als Vielzahl von kleinen Räumen auftreten, sondern muss gemeinsame Interessen und Stärken bündeln und präsentieren". Ob ein Anschluß Karlsruhes in Richtung Norden oder Süden sinnvoller ist, darüber gehen die Meinungen in der Region auseinander (BNN). Der Oberbürgermeister von Karlsruhe Heinz Fenrich geht von einer „Scharnierfunktion" Karlsruhes aus.

„Wir in Karlsruhe haben eine Scharnierfunktion. Wir können mit der Metropolregion Rhein-Neckar kooperieren und aktiv in der Initiative „Trinationale Europäische Metropolregion mitarbeiten". Der Oberbürgermeister empfahl, „mit Bedacht vorzugehen." Ingo Wellenreuther (CDU) sieht in der Technologie-Region ebenfalls eine „Scharnierfunktion", plädiert aber dafür, die Zusammenarbeit mit der Region Rhein-Neckar auf eine Integration in die bereits anerkannte Metropolregion auszurichten. Karlsruhe, so Wellenreuther, müsse Bestandteil beider Regionen werden und nicht ein „Zwischenstück". Fenrich hatte dagegen von einer Integration zum jetzigen Zeitpunkt abgeraten: Die Europäische Metropolregion Rhein-Neckar werde sich in absehbarer Zeit selbst als Metropolregion finden und positionieren müssen. Die Stadträte Maul (SPD), Stapf (Grüne), Obert (FDP) und Cramer (KAL) warnten davor," dass wir am Ende nicht zwischen allen Stühle sitzen dürfen" (StadtZeitung). Der Bundestagsabgeordnete Johannes Jung (SPD) meinte, viele wollten auf den „Zug Metropolregion" aufspringen, doch dieser sei längst abgefahren. Der IHK Präsident Bechtold plädierte beim Neujahrsempfang für eine eigenständige Marke TechnologieRegion, rief aber auch um Zusammenhalt zwischen dem Oberzentrum Karlsruhe und den Mittelzentren auf, das der Brettener Oberbürgermeister Metzger (CDU) Kritik an der Karlsruher Politik geübt hatte.

Was Karlsruhe unter der zukünftigen Scharnier- oder Gelenkfunktion versteht, ist nicht klar. Ein Scharnier verbindet zwei Teile. Es ist nicht nachzuvollziehen, warum sich zwei starke Metropolregionen von Karlsruhe aus verbinden lassen sollten. Schreibt sich Karlsruhe damit nicht eine Mittelpunktsfunktion am Oberrhein zu, die es gerade auf Grund der ausgesprochen regionalen TechnologieRegion nicht haben kann.

Die Konzepte Rhein-Neckar-Metropolregion, Trinationale Metropolregion Oberrhein und die TechnologieRegion Karlsruhe sind in einem größeren badischen Zusammenhang zu beurteilen. Durch drei Regionen würde der „badische Zusammenhalt am Rhein" (P.-L. Weinacht) noch weiter geschwächt, das frühere Baden dreigeteilt. Zu erinnern ist daran, dass Martin Einsele im Rahmen der Biennale in Venedig im Auftrag der badischen Regionen eine „Städtelandschaft am Oberrhein – eine andere Metropole" vorgeschlagen hatte, eine Städtelandschaft von Mannheim bis Basel.

Alte Wortlosigkeit und altes Misstrauen zwischen der Landesvereinigung Baden in Europa (Karlsruhe) und Badische Heimat (Freiburg) überwinden

In dem Buch „Baden – 200 Jahre Großherzogtum“ hat Ludwig-Paul Weinacht darauf hingewiesen, dass die ehemalige Regierungspräsidentin Gerlinde Hämmerle zur stellvertretenden Vorsitzenden der Landesvereinigung Baden in Europa gewählt wurde und fast gleichzeitig der Regierungspräsident von Freiburg, Dr. Sven von Ungern-Sternberg, Vorsitzender der Badischen Heimat wurde. Auf das „harmonische Zusammenwirken beider Vereine wollte bisher niemand eine Wette abschließen. Es hat so den Anschein, als könne zwischen Karlsruhe (Sitz der Landesvereinigung) und Freiburg (Sitz der Badischen Heimat) „die alte Wortlosigkeit und das alte Misstrauen überwunden werden, um Platz zu machen für die überparteiliche Bemühung um gesamtbadische Identität und um eine abgestimmte Markierung und Verfolgung regionaler Interessen. Der Wettbewerb der Städte am oberen und mittleren Oberrhein würde dadurch nicht gehemmt, sondern im besten Sinne zu einer badischen Angelegenheit“ (S. 273).

Badischer Würtenberger

Eigentlich ist ein Regierungspräsident in Baden-Württemberg nur ein vom Ministerpräsidenten berufener politischer Beamter. Manche sind der Öffentlichkeit kaum bekannt, in Freiburg ist das anders. Denn der Freiburger Regierungspräsident repräsentiert Südbaden, auch wenn nach der Gebietsreform der Regierungsbezirk heute nicht nur aus südbadischen Landkreisen besteht.

Das badische Selbstbewusstsein der Freiburger und der prächtige „Basler Hof“, in dem die Basler Bischöfe während der Reformation 99 Jahre lebten, sind für den jeweiligen Regierungspräsidenten die Grundausstattung der Repräsentation. Hinzu kommt, dass der Freiburger Regierungspräsident – im Vergleich zu seinen Kollegen in Karlsruhe, Stuttgart und Tübingen – am weitesten entfernt von der württembergischen Regierungszentrale ist. Und wegen des Dienstsitzes Freiburg steht er, ob er will oder nicht, immer in der Tradition und Nachfolge Leo Wohlebs. Der legendäre badische Staatspräsident kämpfte für einen separaten badischen Staat. Dafür verehren ihn die Badener bis heute. „Es lebe das badische Volk! Es lebe unsere badische Heimat!“ war Wohlebs Ausruf, als der Südweststaat aus den Ländern Baden, Württemberg und Württemberg-Hohenzollern 1952 gegründet wurde. Die Nähe zur Schweiz und zu Frankreich macht den Regierungspräsidenten auch noch zu einem „kleinen Außenminister“.

Für einen Überzeugungswürttemberger wie Ministerpräsident Oettinger (CDU) gibt es wohl einfachere Aufgaben als die Berufung des Freiburger Regierungspräsidenten. Die Wahl fiel nun auf einen Mann, der zwar Julian Würtenberger heißt, der aber der Herkunft und dem Selbstverständnis nach ein Südbadener ist. Würtenberger war viele Jahre Leiter der Grundsatzabteilung im Stuttgarter Staatsministerium, dann im Wissenschaftsministerium. Politische Pirouetten gegen das württembergische Establishment in Stuttgart sind von Würtenberger also nicht zu erwarten. Oettinger und der neue Regierungspräsident sind gut miteinander vertraut.

Wenig sprachliche Sensibilität bewies ausgerechnet der Freiburger CDU-Vorsitzende: Er gratulierte in einer Presseerklärung einem „Julian Württemberger“. Die in dieser Hinsicht empfindlichen Freiburger Journalisten notierten das aufmerksam. An der Herkunft Würtenbergers gibt es aber nichts zu deuteln: Er ist in Freiburg geboren und hat dort später auch noch studiert. *Rüdiger Soldt*

Aus der FAZ vom 23. 11. 2007

Ausstellungsverlängerung 150 Jahre Badische Amtsgerichte

Aufgrund des anhaltenden Interesses von insbesondere auswärtigen Besuchergruppen wird die bereits von zahlreichen Personen besichtigte Sonderausstellung „150 Jahre Badische Amtsgerichte 1857–2007“ im Rechtshistorisches Museum Karlsruhe bis zum **31. Juli 2008** verlängert.

Mit großherzoglicher Verordnung vom 18. Juli 1857 wurde angeordnet, dass ab 1. September 1857 die von den bisherigen Ämtern ausgeübte Rechtspflege in Zivil- und Strafsachen auf selbständige Amtsgerichte überzugehen haben. Damit wurde der Grundsatz der Gewaltenteilung auch im Eingangsbereich der badischen Justiz nach Jahrzehnte langen parlamentarischen Auseinandersetzung im Karlsruher Ständehaus endlich durch den jungen, liberal gesinnten Großherzog Friedrich I. (1826–1907) verwirklicht.

Die Ausstellung umfasst nunmehr über 100 Einzel-Exponate und Dokumente aus der Geschichte der badischen Amtsgerichte und ist insbesondere unter landeskundlichen Aspekten auch für Nichtjuristen sehenswert.

Die als Heft 12 der Schriftenreihe des Museums herausgegebene 72-seitige Ausstellungs-Begleitpublikation umfasst neben einer Erläuterung der einzelnen Ausstellungsstücke gleichzeitig einen Grundriss zur Geschichte der badischen Amtsgerichte. Daneben sind 18 Kurzschilderungen aus zeitgenössischen Quellen aufgenommen, die ein anschauliches Bild vom früheren Alltag im badischen Amtsgericht vermitteln. Die Schrift [ISBN 3-922596-70-3] kostet 12,– € und ist im Museum erhältlich.

Weitere Informationen zur Ausstellung finden sich unter www.rechtshistorisches-museum.de
Adresse: Bundesgerichtshof, Herrenstr. 45a, 76133 Karlsruhe
Einzelbesucher können die Ausstellung jeweils dienstags (außer feiertags) zwischen 10 und 12 Uhr (allgemeine Öffnungszeit des Museums) besichtigen. Wegen der Sicherheitskontrolle im Eingangsbereich des Bundesgerichtshofs muss der Personalausweis mitgeführt werden.
Gruppen-Führungen finden nach vorheriger Anmeldung werktags in der Zeit von 18 bis 20 Uhr statt (Tel. 07 21/1 59-51 12).

Johann-Peter-Hebel-Sammlung von Karl Fritz aus Schopfheim im Museum für Literatur am Oberrhein (PrinzMaxPalais) in Karlsruhe

Dank der Unterstützung der Stiftung Kulturgut des Landes Baden-Württemberg, der Stadt Karlsruhe und zahlreicher Spender konnte das Museum für Literatur am Oberrhein die Sammlung von Karl Fritz aus Schopfheim erwerben. Die Sammlung wurde am 23. Oktober 2007 von Franz Liftmann vorgestellt. Die Sammlung enthält u. a. die ersten fünf Auflagen der „Alemannischen Gedichte“, an denen Hebel nach und nach zum Teil noch wesentliche Änderungen vornahm. „Besonders im Hinblick auf das bevorstehende ‚Hebeljahr 2010‘ stellt der Erwerb der Sammlung einen wichtigen Meilenstein dar, gelang es doch dadurch, die über ein halbes Jahrhundert aufgebaute Sammlung im Ganzen zu bewahren und der Forschung zur Verfügung zu stellen“ (Programm der Literarischen Gesellschaft).

Zum Gedenken an den SPD-Reichtagsabgeordneten vergibt die Karlsruher SPD alljährlich den Ludwig-Marum-Preis

Ernst Otto Bräunche, Leiter des Instituts für Stadtgeschichte, würdigte den Oberstudienrat Gutjahr als einen Historiker und Pädagogen, der zu einer der „tragenden Säulen der Erinnerungsarbeit und der demokratischen Traditionsbildung in Karlsruhe“ geworden sei. Zudem stand für Bräunche außer Frage, die Laudatio zu halten, da er den Preisträger durch jahrelange gemeinsame Aktivitäten kennt. Dazu zählen etwa Beiträge im „Blick in die Geschichte“ und Publikationen, die Gutjahrs wissenschaftliche und pädagogische Arbeiten zusammenführte. Er hat 1985/86 den Arbeitskreis Landeskunde und Landesgeschichte Karlsruhe mitbegründet und arbeitet mit dem Stadtarchiv und historischen Museen zusammen. Eine besondere Aktivität hat der Arbeitskreis im Herbst 1994 entfaltet, als Karlsruher Schüler unter der Regie von Gutjahr eine breit angelegte Zeitzeugenbefragung zum Thema „Kriegsende 1945“ durchführte. Ein besonderes Anliegen von Gutjahr sei gewesen, dass die Jugendlichen selbstständig in Archiven recherchieren. Ein Ergebnis war die Aufarbeitung der Geschichte des Humboldt-Realgymnasiums in der Zeit des Dritten Reiches, die jetzt druckfrisch in der zweiten aufgelegten Broschüre „Schule und NS-Diktatur“ vorliegt.
(BNN)

Jahresrückblick der Regionalgruppen auf das Jahr 2007

Regionalgruppe Baden-Baden

Das Vereinsjahr 2007 wurde von den zahlreichen Veranstaltungen anläßlich der 1507 von Markgraf Christoph gewährten Stadtordnung bestimmt. Baden-Baden verdankt ihm neben der inneren Ordnung der Verhältnisse durch die Stadtverfassung vor allem den Status als Residenz, den es bis 1807 behielt.

Beim Stadtfest war unsere Gruppe mit einem Informationsstand auf dem Marktplatz vertreten. Herrn Joachim O. Engert, dem neu gewählten Vorsitzenden des Arbeitskreises für Stadtgeschichte Baden-Baden e. V. danken wir für die problemlose und freundschaftliche Zusammenarbeit und Unterstützung. Seinem Vorgänger, unserem Mitglied Hannes Leis, wünschen wir auch auf diesem Weg alles Gute. Mit dem Arbeitskreis ist für das Jahr 2008 eine Fahrt nach Marbach a. N. mit Archivbesuch geplant. Interessierte Mitglieder mögen sich bitte bei mir oder Herrn Engert (Tel. 0 72 23/53 77) melden.

Zum 50-jährigen Todestag von Reinhold Schneider findet am 6. April 2008 um 11 Uhr eine Kranzniederlegung statt. Prof. Dr. Hans Maier wird eine Rede halten.

Zum 1. Februar 2008 tritt die „Satzung zum Schutz der Gesamtanlage Baden-Baden“ in Kraft. Damit wird die Hauptforderungen unserer Gruppe für ein 134 Hektar großes Innenstadtgebiet verwirklicht. Für die kurstädtische Gesamtanlagensatzung gibt es eine Probephase von fünf Jahren, danach wird über die endgültige Einführung entschieden.

Vor 90 Jahren, am 24. Mai 1918, wurde im Löwenbräu unsere „Ortsgruppe Baden-Baden im Landesverein Badische Heimat“ gegründet. Bereits damals waren die nach dem Krieg erstellten Wohnbauten ein Hauptthema. Darum sollte auch die Stadt „ersucht werden, den Stadtbaurat Kraut zu ihrer Vertretung in den Vorstand zu senden“. *Dieter Baeuerle*

Regionalgruppe Freiburg

Rückblick auf das Jahr 2007

Das Veranstaltungsprogramm der Regionalgruppe Freiburg wartete zum neuen Jahr mit kleinen organisatorischen Änderungen auf. Künftig ist der Montag als Treffpunkt festgelegt, und die Zeiten wechseln zwischen Nachmittags- und Abendterminen, damit auch die noch berufstätigen Mitglieder an den Veranstaltungen teilnehmen können. Auch das Vereinslokal wurde gewechselt. Der „goldene Anker“ liegt „straßenbahngünstig“ an der Schwabentorbrücke bzw. an der Johanneskirche. Es hat sich eine AG zusammengefunden, die den historischen Bildfundus des Landesvereins archivarisch bearbeiten und für eine Ausstellung zur 100-Jahrfeier 2009 vorbereiten will. Darüber hinaus sollen die jeweiligen Treffen dreimal im Jahr schriftlich oder per E-Mail angekündigt werden, um präsent zu bleiben. Es „läuft“ also etwas.

Für das 1. Drittel des neuen Jahres hatten Dr. B. Oeschger und Frau Julia Dold aus dem Bereich **„Kulturgeschichte des Schwarzwälder Kartenspiels“** Herrn Prof. Dr. Gerold Blümle, Ordinarius für Volkswirtschaftslehre an der Universität Freiburg, eingeladen, damit er über das vor allem in Südschwarzwald und am Bodensee beliebte **„Cegospiel“** berichte. Leider litt die Veranstaltung ein wenig an der (zu) späten Auslieferung der Einladungspost (Mo., 29. Januar). Das dem französischen Tarot (Tarock) ähnelnde und auch dem Skat verwandte Spiel wurde vermutlich von badischen Soldaten, die im Auftrag Napoleons nach Spanien marschierten, mit in die Schwarzwälder Heimat gebracht. Seinen Namen bekam das komplizierte Spiel vermutlich über das lateinische Wort „caecus – blind“, weil das Spiel, mit dem gespielt wird, im Normalfall verdeckt (blind) auf dem Tisch liegt. Einige Figuren der bunten Karten tragen die Namen „Stiess“ (mit der Mandoline), „Räuber“ und „Drescher“. In einigen Tälern des Schwarzwaldes werden in den Gaststätten regelrechte Meisterschaften ausgetragen.

„Marotte, Fez oder einfach kommod“ nannte Tobias Streck, M.A. an der Univ. Freiburg, seinen interessanten Vortrag über „französische Importe im alemannischen Dialekt“ (12. 2. 2007). Bekanntlich hat das Französische durch die Hugenotten in Berlin, und im Ruhrgebiet durch die franz. Besatzung nach dem 1. Weltkrieg, seine Spuren hinterlassen. Im Alemannischen verlief die Aufnahme bereits früher. Sehr temperamentvoll und mit Einsatz eines Projektors wies der junge aus Lahr stammende Mann nach, wie im Rahmen der höfischen Kultur seit dem 16. Jahrhundert neben den lateinischen Wörtern in den Grenzgebieten französische „Entlehnungen“ zunehmend im Bereich von Militär, Kriegswesen und Verwaltung als „Beutewörter“ gebraucht wurden und dann auch im bürgerlichen Leben Eingang fanden. Tobias Streck gab zum Schmunzeln aller Zuhörer mehrere köstliche Proben der französisch gehörten Wörter und deren mundartliche Veränderungen im Alemannischen zum Besten. – Ein gelungener Abend.

In memoriam Kyra Stromberg las Ulla Wyatt aus z. T. noch unveröffentlichten Texten der mit Preisen ausgezeichneten Freiburger Literatin, die 2002 den Reinhold Schneider-Preis der Stadt Freiburg erhielt. (5. März 07).

Die 1916 in Moskau geborene und im November 2005 in Ehrenstetten bei Freiburg Verstorbene hatte sich, obwohl sie sehr zurückgezogen lebte, als Schriftstellerin, Publizistin und Übersetzerin einen anerkannten Namen erworben, ihre Veröffentlichungen in der „Zeit“ und der „Stuttgarter“ waren gefragt. Die Eltern der Schriftstellerin waren vor der Revolution in Russland 1917 geflohen, lebten mit ihrer Tochter in Hamburg und Berlin. Kyra Stromberg war mit einem Arzt verheiratet, den sie häufig auf seinen Auslandsreisen, z. B. nach Persien, begleitete. Die alte und neue deutsche Hauptstadt Berlin blieb ihre Mitte.

Frau Wyad, die sich der Sichtung des hinterlassenen und noch ungeordneten Schrifttums angenommen hat, las aus diesem sehr unterschiedlichen Material jeweils einige Seiten vor, so dass sich ein eindrucksvolles Gesamtbild der Persönlichkeit einer Schriftstellerin ergab, die sehr bewusst und kritisch die sich ändernde Gesellschaft ihrer Zeit zu beschreiben

imstande war und dabei einen Einblick in die Seelenlandschaft einer reifen Frau gestattete.

„Ohne Gedächtnis gibt es keine Kultur“. Unter diesem Thema fand am 23. April ein lohnender Ausflug nach Emmendingen ein größeres Interesse, war doch ein Besuch in das 1998 von Frauke v. Troschke gegründete „Deutsche Tagebucharchiv“ (DTA) vorgesehen. Über 1700 private Dokumente aus der Zeit Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart wurden bisher gesammelt. Es sind Tagebücher, Erinnerungen. Haus- und Hofbücher und persönliche Briefe, d. h., wichtige Quellen für die Geschichts- und Kulturforschung, Belege für die Alltags- und Mentalitätsgeschichte von Autoren aus ganz Deutschland. Viele der Materialien stammen aus der Zeit der beiden Weltkriege, sind z. T. auf winzige Papierstreifen gekritzelt, enthalten Zeichnungen und Skizzen mit politischem und sozialem Hintergrund, beleuchten aber auch zärtlichen Austausch zwischen Liebenden. Lehrer, Pfarrer, Ärzte, übrigens vor allem Männer, haben diese Tagebücher geschrieben, alle sozialen Schichten sind vertreten. Eine große Zahl ehrenamtlicher Mitarbeiter sichtet das Material, gibt es nach der Auswertung in Kurzform in die Datenbank ein, und so sind die Materialien für Studenten aus aller Welt als Arbeitsmaterial verwertbar. Inzwischen gibt es in ganz Europa – wie man während der engagierten Führung durch Frau Werdnik erfuhr – Partnerarchive in mehreren europäischen Städten, mit denen man sich austauscht mit dem Ziel, anhand von eindrucksvollen Lebenszeugnissen eine vergleichende Forschung von Lebensgeschichten im europäischen Raum zu realisieren. Einige Wanderausstellungen zu festen Themen (z. B. Lebensspuren, Frauenaufbruch in den Beruf; der 9. November; Liebe) machten das DTA in weiterem Rahmen bekannt. Die Exkursion hätte ein noch größeres Interesse verdient gehabt. Lag es an der Frühjahrshitze von nahezu 30 Grad?

Zu einem 1½-stündigen Spaziergang durch **Freiburgs neue Stadtteil-Siedlung Vauban** hatten Dr. Oeschger und Julia Dold den stellvertretenden Leiter des Stadtplanungsamtes, Thomas Fabian, gewinnen können (7. Mai 2007) Er machte auf die wenig bekannte Geschichte des inzwischen kinderreichsten Stadtteil Deutschlands aufmerksam, dass nämlich dieses ehemals St. Georgener Territorium bereits 1938 von der Stadt Freiburg gekauft wurde, um auf dem Gelände eine Leo-Schlageter-Kaserne als „Friedensgarnison“ für das 75. Infanterieregiment zu errichten, das nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus von den französischen Soldaten bis 1992 unter dem Namen des französischen Festungsbaumeisters Vauban übernommen wurde. Dann wurden die Militärbauten abgerissen und für den Neubau von Wohnungen für junge Familien freigegeben. Seit dem verwirklichten verschiedene Architekten vor allem Niedrigenergie-Häuser als Solar- oder Passivhäuser. Am Fuße des Schönbergs längs des Baches und des alten Baumbestands entstand ein Biotop. Vor allem: die etwa 6000 Einwohner leben längs der Stichstraßen ohne Autos, die, falls überhaupt vorhanden, dezentral in einer Sammelgarage geparkt sind, während man lieber das Car-Sharing bevorzugt oder neuerdings die neue Straßenbahnanbindung in Anspruch nimmt. Mehrere Wohneinheiten teilen sich Gemeinschaftsräume zum Waschen und Trocknen, der Innenausbau ist mit z. T. Vakuumtoiletten und Ecosan-Abwassertechnologie ausgerüstet. Nicht zu verwundern war auch zu hören, dass bei den Bundestagswahlen 2002 dieser neue Stadtteil mit 70% für „die Grünen“ gestimmt hatte. Eine interessante Stadtteil-Begehung!

Anlässlich der Feier zum 200-jährigen Jubiläum der „Freiburger Museumsgesellschaft“ in diesem Jahr und im Vorgriff auf den 100. Geburtstag unseres Landesvereins „Badische Heimat“ im Jahre 2009 planten die beiden Vereinigungen eine gemeinsame **Veranstaltung im „Basler Hof“**, zu der Präsident Dr. Dold und Prof. Dr. K. W. Benz von der Museumsgesellschaft und unser Präsident Dr. von Ungern-Sternberg (24. Mai 2007) eingeladen hatten, Diese Veranstaltung im Regierungspräsidium fand ein überaus starkes Interesse, und Herr von Ungern-Sternberg gab denn auch seiner Freude darüber Ausdruck, dass die Öffnung des eigentlich staatlichen Verwaltungsbaus auch für kulturelle Veranstaltungen von der Öffentlichkeit so gut akzeptiert würde.

Den Festvortrag hielt der Direktor des Staatsarchivs Freiburg, Dr. Kurt Hochstuhl. Über sein beeindruckendes Referat **„Der freie Geist der Assoziation. Bürgertum und Öffentlichkeit im 19. Jahrhundert“** wurde bereits im letzten Heft berichtet.

Im Anschluss an den Vortrag schlenderte man gemeinsam über den Münsterplatz zum „Wentzingerhaus“ in dem Peter Kalchthaler vom Freiburger Stadtarchiv die kleine Ausstellung über das Werden der Freiburger Museumsgesellschaft bei einem Glase Wein erläuterte.

Zu einem **„Alemannischen Liederabend“** mit dem Markgräfler Sänger und Poeten Frank Dietsche hatten die Verantwortlichen erneut ins Obergeschoss des Regierungspräsidiums Freiburg dem (noch) Amtssitz unseres Präsidenten von Ungern-Sternberg eingeladen (Juli 2007). Der aus dem Südwestfunk, Vorträgen bei der Muettersproch-Gsellschaft und Volkshochschulen bekannte und mit vielen europäischen Mundartpreisen ausgezeichnete „Poet aus dem EggenerTal“ sprach und sang zur Gitarre aus dem Schatz seiner 120 selbst gedichteten Lieder humorvolle Schwänke aus dem Alltag, zärtliche Bekenntnisse aus (seinem?) Liebesleben und traurige Erfahrungen mit der heutigen Gesellschaft und Betrachtungen zur leidenden Natur. Der lang dauernde Applaus war ihm sicher.

Den Schluss des 1. Halbjahres vor der Sommerpause bildete ein Blick in die kunstreiche Welt der **Freiburger Münsterbauhütte** mit Frau Münsterbaumeisterin Dipl. Ing. Yvonne Faller (9. Juli 2007). Der Blick hinter die Kulissen der Steinmetzwerkstatt unter sachkundiger Führung zeigte die Arbeit der Männer (und Frauen), die im Gegensatz zu früheren Zeiten heute mit einer Fülle technischer Geräte die wichtigen Ausbesserungsarbeiten „am schönsten Turm der Christenheit“ vornehmen und dabei den Engeln, Königen und Propheten „ganz nahe“ sind. – Für viele Besucher ein Blick in eine lebenslange Dauer-Arbeitstelle!

Für den Beginn des Herbstprogramms der Freiburger Sektion war unter dem Schlagwort **„Schnaps ist Schnaps“** eine Exkursion zum 1. Badischen Schnapsmuseum in Feldberg-Bärental mit der Besichtigung einer Brennerei geplant (25. 10. 2007). Die Ankündigung versprach die Möglichkeit einer Probe von 45 verschiedenen Schnapssorten. Lag es am kurzfristig verschobenen Termin? Mangels größerer Beteiligung musste die Besichtigung ausfallen. – Peinlich für die Verantwortlichen!

Gut besucht dagegen war die Führung durch das **Freiburger Stadtarchiv,** dem ehemaligen „Haus zum Herzog“, dem späteren Stadtpalais der Äbte von St.

Blasien mit der schönen Stuckdecke in der Präsentationsetage, die die Hochzeit zu Kanaan darstellt. (12. 11. 2007) Dr. Ulrich Ecker als Leiter des Archivs verwies eingangs auf das Bemühen auch seines Archivs hin, zusammen mit den vielen anderen wissenschaftlichen Archiven der Universitätsstadt ein „Verbundarchiv“ zu schaffen, durch das mancherlei Doppelinvestition vermieden werden könne. Er interpretierte dann den speziellen Aufgabenbereich des Stadtarchivs, das trotz der Zerstörungen Freiburgs im 2. Weltkrieg glücklicherweise kaum Schäden gelitten habe, so dass die vorhandenen Bestände an 22 000 Urkunden, die Ratsprotokolle und die kaiserlichen Privilegien, zurück bis auf die Gründung der Stadt, noch vorhanden seien. Zur Illustration hatte er aus dem Stadtrodel von 1220 die Belege mitgebracht, zeigte aus Papsturkunden bleigesiegelte Bullen vor, breitete das Ziegenleder-Blatt von 1368 aus, in dem sich die Stadt an das Haus Habsburg freiwillig anschloss, hatte sogar ein bunt gemaltes Zunftprotokoll der Bäcker parat, die im Haus „zum Elephanten“ ihre Versammlungen abhielten. Natürlich wies er auch auf die Schäden durch „Tintenfraß“ und Temperaturschwankungen hin und gab einen Überblick über die Fülle der jährlich anfallenden Akten. – Ein kurzweiliger und höchst interessanter Nachmittag!

Auf den Spuren der Herzöge von Modena (10. 12. 07) hieß das Thema zum Abschluss des Jahres 2007, mit dem das Interesse für eine 6-tägige Kulturreise nach Carrara, Lucca, Pisa und Modena geweckt werden sollte. Schließlich war der Breisgau nach dem Preßburger Frieden von 1806 kurzfristig dem Herzogtum Modena zugehörig. Erfreulich viele Interessenten waren der Einladung in den Konrad-Stürtzel-Saal des Regierungspräsidiums gefolgt. Dr. Oeschger führte kurz in die Geschichte des Herzogtums Modena und die Beziehung zu Freiburg ein und ließ dann durch den Oberwolfacher Forstmeister Adalbert Koch, einen Kenner dieses Gebietes, das Exkursionsprojekt vorstellen. Spontan meldeten sich einige Mitglieder für diese Reise, die auch Nichtmitgliedern offen steht, an (Pfingstmontag 12. 5. 08–Sa. 17. 5. 08, € 700, telef. Auskunft: Dr. B. Oeschger Tel. 0 76 33/80 64 50)

Hermann Althaus

Regionalgruppe Karlsruhe

Zeitraum: Oktober 2007 bis Februar 2008

Samstag, 13. Oktober 2007, 9 Uhr – ca. 16 Uhr
Exkursion nach Weißenburg

Weißenburg war im Mittelalter Sitz eines bedeutenden Klosters, vergleichbar mit Fulda oder Reichenau. Die Mönche dieses Klosters missionierten im Frühmittelalter in der gesamten Region. Der berühmte Mönch Otfried von Weißenburg schuf dort die ersten Dichtungen in deutscher Sprache. Während ein Großteil der Klostergebäude abgerissen wurde, zeugt das gewaltige Münster St. Peter und Paul noch heute von der einstigen Bedeutung des Klosters.

Wir besichtigten außerdem die reizvolle mittelalterliche Altstadt. Heute ist Weißenburg – nach wechselvoller Geschichte – ein zentraler Ort in der PAMINA-Region.

Mittwoch, 28. November 2007, 17 Uhr
Zu Gast bei Prof. Dr. Gerhard Rechkemmer, Präsident der Bundesforschungsanstalt für Ernährung und Lebensmittel

Forschungsschwerpunkt der Bundesforschungsanstalt für Ernährung und Lebensmittel ist der Verbraucherschutz im Ernährungsbereich im Hinblick auf die Gesundheit.

Bei unserem Besuch hatten wir die Möglichkeit, die Institutsgebäude zu besichtigen. Vor allem aber erhielten wir aktuelle Informationen über Lebensmittel- und Ernährungsfragen (Stichworte: Funktionelle Lebensmittel, Bestrahlung, Nationale Verzehrstudie etc.) Außerdem war die Besichtigung verschiedener Labors vorgesehen.

Mittwoch, 5. Dezember 2007, 13:30 Uhr
Besuch der Arzneimittelfirma Dr. Schwabe

Zu ungewöhnlicher Stunde, am frühen Nachmittag, besichtigten wir die weltweit tätige Arzneimittelfirma Schwabe. Nach der Begrüßung durch Herrn Dr. Klaus Schwabe erhielten wir eine Führung durch die gesamte Firmenanlage und konnten den Produktionsablauf beobachten. Dauer ca 1,5 Stunden.

Mittwoch, 16. Januar 2008, 15:30 Uhr
Regierungspräsidentin a. D. Gerlinde Hämmerle führt durch das Badische Landesmuseum: Baden und Europa im 19. Jahrhundert

Nach dem großen Ansturm auf die Führung von Frau Hämmerle durch die badische Geschichte im 20. Jahrhundert konnten wir nun auch eine Führung durch die Sammlungsausstellung Baden und Europa im 19. Jahrhundert anbieten: eine der Glanzzeiten der badischen Geschichte mit Vormärz und 1848/49.

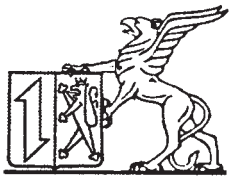
Stationen der politischen Geschichte wurden ebenso anschaulich präsentiert wie Wirtschaftsgeschehen und Alltagsleben. Im Anschluß daran bestand die Möglichkeit, die Eindrücke im Schloßcafé zu diskutieren.

Mittwoch, 20. Februar 2008, 18:00 Uhr
Lokaltermin: Staatsweingut Durlach

Bei der Weinprobe im Staatsweingut Durlach (18 bis ca. 20 Uhr) verkosteten wir einen Sekt und fünf Weine unter sachkundiger Erläuterung durch die Geschäftsführerin Stephanie Fuller. Dabei ging es auch um den aktuellen Durlacher Weinbau, um Rebsorten, Weinbautechnik und Kellerwirtschaft.

Der Weinbau hat hier eine lange Tradition. Seit es Durlach gibt, gibt es Durlacher Wein. Die guten Lagen am Turmberg, die heute als einzige noch bewirtschaftet werden, waren jahrhundertelang in fürstlichem Besitz, später Versuchs- und nunmehr Staatsweingut. Weinkauf war im Anschluß an die Veranstaltung möglich.

Regionalgruppe Mannheim



Im 400. Jahr nach der Mannheimer Stadtgründung von 1607 bot die Regionalgruppe ein buntes Programm. Die Veranstaltungsreihe im Jubiläumsjahr 2007 wurde eingeläutet durch eine Führung mit Lesung von literarischen Texten in der Mannheimer Antikensaal-Gale-

rie. Die Althistorikerin **Dr. Rosmarie Günther** informierte über die Entstehung des Antikensaals mit seinen Skulpturen der Karl Theodor-Zeit. Die Schauspielerin Bettina Franke las Texte aus der Antike bis in die deutsche Klassik. Die Veranstaltung fand am 27. Februar 2007 in der seit 1992 bestehenden Antikensaal-Galerie im Mannheimer Schloss statt.

Das dem Mannheimer Stadtjubiläum gewidmete Heft der Badischen Heimat 1/2007 konnte nach langen Vorbereitungen am 26. März 2007 der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Über 30 namhafte Autoren unseres Heftes hatten einen Beitrag für diese Jubiläumsausgabe geliefert. Mit Hilfe von Sponsoren konnte der übliche Heftumfang beträchtlich erweitert werden. Im Rahmen einer Feierstunde im Florian-Waldeck-Saal des Zeughauses bedankte sich die Regionalgruppe bei allen Beteiligten. Herr **Dr. Peter Kurz**, damals noch Kulturbürgermeister und inzwischen zum Oberbürgermeister gewählt, der Landesvorsitzende der Badischen Heimat, Herr **Dr. Sven von Ungern-Sternberg**, der Hausherr der Museen, **Dr. Alfried Wieczorek** sowie der Schriftleiter Herr **Heinrich Hauß** wünschten dem Heft eine gute Verbreitung. Nach den musikalisch umrahmten Ansprachen lud die Regionalgruppe zu einem kleinen Umtrunk ein (siehe unten stehendes Bild).

„Freimaurerei – Geheimbund oder Sekte?“ Unter diesem Motto stand das Treffen in der Freimaurerloge UNITAS am 4. April 2007 mit **Frau Kögel.** Die 1983 gegründete Loge ist, eine Besonderheit, eine feminine Freimaurerloge. Frau Kögel zeigte die Räumlichkeiten des Logenhauses, erzählte über die Freimaurerei im Allgemeinen und die feminine Loge im Besonderen.

Eine naturkundliche Führung in Sandhofen bot die Exkursion zu den Gebieten „Altwasser, Koksbuckel und Kopflache“ am Altrhein mit dem Biologen und BUND-Mitglied **Jürgen Herrmann** am 21. April 2007. Sie zeugte von der Vielfalt in der Natur und von der Mühe der Naturschützer, einen Sportboothafen zu verhindern, um wichtige Lebensräume zu retten. Das Marina-Gelände wurde durch Wirkung der Naturschützer zum Naturschutzgebiet.

Der Stadtrundgang durch **Tanja Vogel** am 8. Mai 2007 hieß „Mannheimer ABC“. Er vermittelte auf unterhaltsame Weise einen „Rundumschlag“ durch die Stadtgeschichte Mannheims. Zu jedem Buchstaben der Quadrate-Zählung wurden ein oder zwei Begebenheiten aus der 400-jährigen Geschichte der Stadt erzählt, die sich jeweils an diesem Ort zugetragen haben oder mit diesem in Verbindung stehen. Anekdoten und Geschichtchen würzten den Rundgang. Am Ende fügten sich Begebenheiten und Geschichten zu einem historischen Gesamtbild.

Eine weitere Führung bot **Tanja Vogel** am 12. Mai 2007 durch die „Spiegelsiedlung“, die älteste Arbeitersiedlung Mannheims und eine der letzten noch vorhandenen in Deutschland. Die Gebäude wurden vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg zum Kulturdenkmal erklärt. Hierbei spielte eine wichtige Rolle, dass diese die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse von Fabrikarbeitern dokumentieren, auch der Umstand, dass Sepp Herberger in der „Rue de France“ Nummer 171 am 28. März 1897 geboren wurde, spielte in die Entscheidung mit hinein. Frau Vogel gab Erläuterungen zur Geschichte der Spiegelkolonie und dem langen Weg bis hin zur Sanierung der Gebäude.

Arnold Cullmann vom B.U.N.D leitete am 15. September 2007 eine Führung an der „Silberpappel/Waldpark“. Die zunehmende Versiegelung von Freiflächen erhöht den Druck von Erholungssuchenden und „Naturnutzern“ auf die verbleibenden Areale. Das Naturschutzgebiet „Bei der Silberpappel“ ist davon in besonderem Maß betroffen. Es ist für viele Menschen ein attraktiver Ort. Fehlende Sensibilität für diese Naturschönheit wirkt sich allerdings zerstörend aus. Diese Situation stellte der B.U.N.D. vor und regte Lösungen an.

Hans-Joachim Hirsch vom Stadtarchiv führte am 9. Oktober 2007 durch die „KZ-Außenstelle Sandhofen“. Diese Gedenkstätte erinnert an einen historischen Ort. Das Außenlager des Konzentrationslagers Natzweiler-Struthof hat in der Ortsmitte von Mannheim-Sandhofen von September 1944 bis März 1945 bestanden. Dort waren zeitweise mehr als 1000 polnische Männer eingesperrt, die aus dem aufständischen Warschau verschleppt worden waren und im Werk von Daimler-Benz Zwangsarbeit leisten mussten. Die viel von Schulklassen besuchte Ausstellung informiert über die Hintergründe dieser Leidensgeschichte.

Dr. Franz Waller zeigte am 16. Oktober 2007 den Lichtbildervortrag „Rund um die Krappmühlstraße – Zur Industriegeschichte eines roten Farbstoffs“. In der Schwetzinger Stadt zwischen der Krappmühl- und Kleinfeldstraße befand sich ab 1778 die Michel'sche Krappfabrik, die später in die Hände des langjährigen Handelskammer-Präsidenten Friedrich Lauer überging. Das Unternehmen, wo man aus den getrockneten Wurzeln der Krappfanze den roten Farbstoff Alizarin gewann, musste etwa 1865 seinen Betrieb wieder einstellen. Die Powerpoint-Präsentation befasste sich mit der Geschichte und den technischen Abläufen in diesem frühen Mannheimer Industriebetrieb bis hin zur Entdeckung der „Teerfarbstoffe“.

Tanja Vogel bot am 23. Oktober 2007 die Fortsetzung ihrer Führungen durch die Mannheimer Unterstadt mit dem Titel „Vom Henkerhäuschen bis zum Jugendstilbad“. Der Weg führte durch die Unterstadt Mannheims. Wo stand das barocke Henkerhäuschen und was veranlasste laut einer Anekdote einen Geistlichen, in seiner Kirche zu angeln? Welche Adlige wurde in der Gruft der Konkordienkirche nach einer Odyssee des Sarkophags am Ende beigesetzt und was hat es mit dem Marktplatzmonument als Geschenk des Kurfürsten Carl Theodor an die Bürger der Stadt Mannheim „Kostenintensives“ auf sich? Bei diesem Spaziergang ging es um „kleine“ Leute, Menschen mit „unreinen“ Berufen, Revolutionäre, Kurfürsten, jüdisches Großbürgertum und vieles mehr.

Dr. Gerhard Rietschel zeigte am 6. November 2007 den Lichtbildervortrag „Der Wanderfalke in Baden-Württemberg“. Anfang der siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts war dieser faszinierende Vogel in ganz

Deutschland fast ausgestorben bis auf wenige Brutpaare in Baden-Württemberg und Bayern. Bedingt durch gesetzliche Vorgaben (DDT-Verbot) und intensive aktive Schutzmaßnahmen konnte sich die Population langsam wieder erholen, und 1988 brütete erstmals wieder ein Wanderfalkenpaar auf einem Mannheimer Kirchturm. Durch das Angebot weiterer künstlicher Nisthilfen ließen sich in Mannheim zeitweise bis zu fünf Brutpaare nieder. Dadurch sind mehr als 100 Jungvögel in Mannheim herangewachsen, die auch ihren Beitrag zur Wiederbesiedlung der übrigen Bundesländer geleistet haben.

Dr. Michael Tellenbach, 2. Direktor der Reiss-Engelhorn-Museen und **Tanja Vogel** führten am 27. November 2007 durch die Mumien-Ausstellung der Reiss-Engelhorn-Museen „Der Traum vom ewigen Leben".

Von Mumien geht eine besondere Faszination aus. Ausschließlich Ägypten wird sehr oft mit Mumien in Verbindung gebracht. Aber auch in unterschiedlichsten Kulturen Asiens, Amerikas und im Pazifikraum gab es Mumifizierungspraktiken. Dies zeigte die große Präsentation zum Thema Mumien und Mumifizierung in den Reiss-Engelhorn-Museen auf. In einer kultur- und naturgeschichtlichen Gesamtschau beschäftigten sich die Ausstellungsmacher auf behutsame und respektvolle Weise mit dieser Thematik.

Zum Abschluss des Jubiläumsjahrs bot **Dr. Harald Stockert** vom Stadtarchiv am 4. Dezember 2007 die Powerpointpräsentation „Mannheim 1607–2007, Ein Blick durch 400 Jahre Stadtgeschichte". Ausgehend von umfangreichem Bild- und Kartenmaterial erfolgte ein kursorischer Überblick von der Gründung der Stadt durch Kurfürst Friedrich IV. über die kurfürstliche Residenzzeit bis zum wirtschaftlichen Aufstieg als Handels- und Industriemetropole im 19. Jahrhundert. Auch die Entwicklung im 20. Jahrhundert mit der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg, dem Wiederaufbau bis hin zur Gegenwart kam zur Sprache. *Volker Keller*

Regionalgruppe Rastatt

Regionalgruppe Rastatt blickt auf ein erfolgreiches Jahr 2007 zurück

Mit einem sehr guten Besucherergebnis schloss die Badische Heimat in Rastatt das Jahr 2007 ab. Fast 500 Besucher kamen zu den 10 Veranstaltungen der Badischen Heimat im Rossi-Haus, freute sich Martin Walter, der Rastatter Vorsitzende der Regionalgruppe. Dabei wurde den Interessierten ein abwechslungsreiches Vortragsprogramm geboten, das sich aus zahlreichen Themen der deutschen, der badischen aber auch der lokalen Geschichte zusammenstellte. Zur Auftaktveranstaltung, einem Vortrag über den weltberühmten Sprinter Heinz Fütterer von Sportjournalist **Daniel Merkel,** kamen zahlreiche Zuhörer. Mit dabei war auch Fütterer selbst, der bewegt und bewegend aus der Glanzzeit seiner Sportlerlaufbahn berichtete.

Im Februar referierte **Hans Jürgen Günther** aus Emmendingen über die Reformation in Baden, deren Ergebnisse auch heute noch Auswirkungen haben. Der fundierte Vortrag wertete bisher noch wenige beachtete Protokolle aus und zeigte an vielfältigen beispiele, wie die Umsetzung des „cuius regio, eius religio" die Menschen am Oberrhein und deren Lebensumstände nachhaltig veränderte.

Ein weiteres Highlight bot Archivdirektor a. D. **Dr. Herwig John** mit „Johann Gottfried Tulla und der Rheinkorrektion" am Oberrhein. John stellte Tullas Zielsetzung und Konzeption der Oberrheinkorrektion in den Mittelpunkt. Zur Illustration präsentierte er zahlreiche bisher unbekannte und einzigartige Landkarten aus der Schatzkammer des Generallandesarchivs in Karlsruhe. Im April des Jahres bot der Leiter des Freiburger Staatsarchivs, **Dr. Kurt Hochstuhl,** der übrigens in Sandweier zu Hauses ist, einen fundierten und unterhaltsamen Vortrag zur Geschichte des Bürgertums in Baden im 19. Jahrhundert. Die knapp zwei Stunden gingen rasch vorbei. Im Mai führte eine Exkursion unter Leitung von **Dr. Günther Wieland** eine große Schar interessierter Besucher an und auf den Hügelsheimer Heiligenbuck. Trotz widriger Wetterumstände verstand es Günther Wieland hervorragend die Besucher mit seinen spannenden Schilderungen zur Zeit der Kelten zu fesseln.

Vier Wochen später konnte die Badische Heimat gemeinsam mit dem Kreisarchiv das neue Buch von **Gerhard Hoffmann** zur Vor- und Frühgeschichte des Landkreises vorstellen. Von 1982 an führte Hoffmann bis Ende 1999 die Badische Heimat in Rastatt. Fast 100 Personen hatten den Weg in den großen Saal des Rossi-Hauses gefunden, bei der auch Landrat Jürgen Bäuerle anwesend war.

Kurz vor der Sommerpause berichtete **David Depenau,** Direktor des bekannten „Erbprinzen" in Ettlingen, über die Ortsnecknamen in und um Rastatt.

Nach einer dreimonatigen Pause bot die Badische Heimat im Oktober einen Filmabend zur Badischen Weinstraße. Filmautor **Karl-Heinz Kreutler** aus Offenburg stellte anlässlich der Feierlichkeiten zur 50-Jahrfeier 2004 einen sehr unterhaltsamen Film zusammen, der zum ersten Male der Öffentlichkeit präsentiert wurde.

Zu den Highlights 2007 bei der Badischen Heimat zählte im November der Abend mit **Peter Hauns** und seinem Vortrag „Vom Brunnenhaus zum Wasserturm". Das Rastatter Urgestein spürte rund ein Jahr lang in Archiven, Bibliotheken und Sammlungen diesem besonderen Aspekt der Rastatt Geschichte nach. Über 80 Besucher kamen zu diesem mehr als nur unterhaltsamen Abend in die Rastatter Handelslehranstalt. Das erfolgreiche Jahr schloss der Autor **Gottfried Zurbrügg** mit seiner Lesung über „Carl Julius Späth – eine Uhr für die Ewigkeit ab." Während Zurbrügg einige Passagen aus seinem 2006 erschienenen Buch las, erläuterte Udo Götz mit fachkundigem Hintergrundwissen

Für die Badische Heimat war das 81. Jahr des Bestehens in Rastatt wieder ein sehr erfolgreiches, so Walter in seinem Resumée. *Martin Walter*

Buchbesprechungen

Paul-Ludwig Weinacht (Hg.), Baden – 200 Jahre Großherzogtum. Vom Fürstenstaat zur Demokratie, 309 S., Rombach Verlag, 2008. Preis: 29,80 €. ISBN: 978-3-7930-5035-3.

Die Beiträge des vorliegenden Bandes sind aus Vorträgen im Rahmen einer Veranstaltungsreihe der „Landesvereinigung Baden in Europa“ im Jubiläumsjahr 2006 hervorgegangen. Die Vorträge waren unter dem Motto: „Baden 200 Jahre Großherzogtum. Das Musterland“ angekündigt. „Die Vorträge sollen an das Großherzogtum, seine Vor- und Nachgeschichte, an seine Interessen und seine Identitätskerne erinnern“. Es war also nach dem Herausgeber mit den Vorträgen Akte einer „Gedächtniskultur“ der badischen Geschichte um „Kerne ihrer Identität“ (Einleitung) intendiert. Die Vorträge bzw. Aufsätze des Bandes sollten die „badische Identität“ vertiefen und ihr eine „Erzählstruktur“ geben. Der Untertitel lautet für die Buchausgabe „Vom Fürstenstaat zur Demokratie“.

Geht man die Aufsätze durch, hat man nicht den Eindruck, dass sie sich auf der Linie der vom Herausgeber vorgeschlagenen Linie bewegen: „Die Beiträge in diesem Band vertiefen die badische Identität“. „Erinnerung an den alten badischen Staat“ wird wohl geleistet, aber die Chance wird nicht wahrgenommen, aus der Erinnerung an die badische Geschichte „Identitätskerne“ herauszuarbeiten. Der Herausgeber Paul-Ludwig Weinacht hat mit feinem Gespür völlig zu recht erkannt und gefordert, dass Identität, Gemeinschaftsbewusstsein der Badener, „gesamtbadische Zusammenhänge“ im Jubiläumsjahr thematisiert werden müssen. Im Idealfall hätte jedes Thema einen historischen oder aktuellen Beitrag zur Identitätsproblematik einbringen können.

Die Publikation ist, abgesehen von „1806. Baden wird Großherzogtum“ des Generallandesarchivs Karlsruhe, die einzige umfangreiche Veröffentlichung zum Thema 1806 auf badischer Seite und verdient trotz unserer Einwände die Besprechung einzelner Aufsätze.

Hans Martin Schwarzmaier hat in seinem Aufsatz „Vom Haus Zähringen zum Lande Baden. Wendepunkte der badischen Geschichte“ die „Vorgeschichte des vormodernen Baden“ an sechs Wendepunkten (1000–1218–1462–1553–1614–1771) überzeugend und eindrücklich dargestellt. Er kommt zu dem Schluß, dass „hinter den scheinbaren bizarren Zufälligkeiten und komplizierten Vielfalt der Herrschaften und Dynastien“ es eine bemerkenswerte Kontinuität gab. „Es gibt nur wenige Adelsherrschaften, die den Weg einer adligen Familie von der Burg zur fürstlichen Herrschaft, weiter zum Land und schließlich zum modernen Staat über tausend Jahre so deutlich erkennen lassen.“ Es ist ein Land, das „heute noch als eine geistige und reelle Kraft verstanden wird, die aus vielfältigen Traditionen schöpft“. „Diese haben dazu beigetragen, das Gemeinschaftsbewusstsein der ‚Badener‘ bis heute zu erhalten“. Der Aufsatz Schwarzmaiers ist meines Erachtens einer der wenigen Aufsätze der Bezug nimmt auf das geforderte Leitmotiv des Herausgebers.

Annette Borchardt-Wenzel stellt in ihrem Aufsatz „Frauen am badischen Hof am Beispiel von acht Fürstengemahlinnen, Schicksale zwischen Macht und Ohnmacht“ vor. Wieweit die Geschichte dieser Frauen zum „Gemeinschaftsbewusstsein“ der Badener beiträgt, ist allerdings nicht ersichtlich.

Konrad Krimm beschäftigt sich in „Vom Staatsarchiv zum Landesgedächtnis“ mit den Gebäuden, Archiven und der Öffentlichkeitsarbeit des Archivs. Interessant ist die Entwicklung des Generallandesarchivs seit 1952. Bei der Gründung des Südweststaates konnte das Generallandesarchiv noch seine alte gesamtbadische Funktion behaupten. 1974 wurde die Außenstelle Freiburg selbstständig. Schließlich wurden im Zuge der letzten Verwaltungsreform die Staatsarchive als selbstständige Behörden aufgelöst. Sie wurden zusammengefasst unter dem Dach eines Landesarchivs Baden-Württemberg.

Im Katalog zu „1806 Baden wird Großherzogtum“ des Generallandesarchivs, hat Dr. Robert Kretschmar, Präsident des Landesarchivs Baden-Württemberg, das Generallandesarchiv als „Hüter der Quellen und Sachwalter der badischen Geschichte“ (Grußwort) bezeichnet. Leider bezieht der Autor diese Aussage nicht in seine Ausführungen ein. Die Verfassung von 1818 und die Rechtskodifikation waren bevorzugte Mittel, die verschiedenartigen Länder zu einem Staat zu vereinigen. Hans Fenske und Reiner Haehling von Lanzenauer haben zu diesem Thema ausführliche Aufsätze geschrieben. Beide Aufsätze sind Beispiele für die Vertiefung badischer Identität über die Erinnerung an die Geschichte des Landes.

Karl Josef Trauner und Harm-Hinrich Brandt behandeln mit den Aufsätzen zu österreichischen-ungarischen Gesandtschaftsberichten und „Badens Beitrag zur Bismack’schen Reichsgründung“ Themen, die bei aller Wichtigkeit für die badische Geschichte kaum zu Identitätsproblematik in Beziehung gesetzt werden können.

Peter Michael Ehrle beschäftigt sich in dem Aufsatz „Vom markgräflichen Sammeleifer zur Staatlichen Erwerbspolitik“ mit der Geschichte der Badischen Landesbibliothek. Selbstständigkeit und entsprechende ausgewogene Finanzierung durch das Land Baden-Württemberg können durchaus als Voraussetzungen für die Identität der Institution und des Landes Baden gesehen werden. In diesem Sinne weist Ehrle auf die „schlimmsten Drohungen“ hin, die in der Vergangenheit die Badische Landesbibliothek gefährdeten. Einmal war der Fortbestand der Bibliothek gefährdet, nachdem Überlegungen bestanden, beide Landesbibliotheken zusammenzulegen. Zum

anderen zeigt aber erfreulicherweise „eine Betrachtung der staatlichen Zuwendungen weder bei dem Bau- noch bei den Erwerbungsmitteln eine Benachteiligung gegenüber anderen Bibliotheken vergleichbarer Größe oder gegenüber unserer württembergischen Schwesterbibliothek.“ Einen unverständlichen Angriff auf Substanz und Identität der Badischen Landesbibliothek stellte das Ansinnen der Landesregierung am 21. September 2006 in Karlsruhe dar, dem Hause Baden Kulturgüter im Werte von 70 Millionen zu überlassen. Es wurde beabsichtigt, „die 70 Millionen Euro ausschließlich durch den Verkauf von Handschriften und Drucken der Badischen Landesbibliothek zu erzielen. Dies hätte dazu geführt, dass der Kernbestand der international renomierten Handschriftensammlung der Badischen Landesbibliothek für Wissenschaft und Kultur verloren gegangen wäre“.

Der sogenannte Handschriftenstreit, der sich zu einem Kulturgüterstreit ausweitete, zeigte, wie wenig die Kontrahenten die Identität einer badischen Institution unangetastet zu lassen bereit waren.

Clemens Rehm überprüft in „Fremd im eigenen Land. Katholiken in Baden“ die Thesen vom „liberalen Musterland Baden“ aus der Sicht der Katholiken. Er kommt zu dem Schluß, dass die Katholiken – es gab doppelt so viele Katholiken wie Protestanten – „auch nach hundert Jahren (seit 1806) fremd im eigenen Hause“ gewesen seien. Erst mit der Ratifikation des Konkordates am 11. März 1933 waren sie nicht mehr fremd im eigenen Land gewesen.

Gert Kollmer-von Oheimb-Loup untersucht in dem Aufsatz „Wirtschaftliche Folgen der Säkularisation. Klöster in Baden-Württemberg“ die Nutzung geistlicher Besitzungen für Manufakturen und frühe Fabrikanlagen. Die sogenannten Klosterfabriken leisteten einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zu der Industrialisierung des deutschen Südwestens.

Hans-Georg Merz erinnert in dem Beitrag „Bedeutende badische Politiker im 20. Jahrhundert“ an den „Reichtum“ Badens an Persönlichkeiten, die zur politischen Elite der Weimarer Republik und der Bundesrepublik zählen.

Paul-Ludwig Weinacht geht in seinem Beitrag „Baden nach dem Zweiten Weltkrieg. Politik zwischen Karlsruhe und Freiburg“ den Bedingungen nach, unter denen in Karlsruhe und Freiburg Politik gemacht wurde. Als Leitfragen für die Untersuchung legt er dabei die Fragen nach Geschichte und Milieu der beiden badischen Städte zugrunde, ferner das Besatzungsregime, die handelnden Personen und ihre Verhältnisse zueinander. Im Bezug auf die gegenwärtigen Verhältnisse stellt Weinacht fest, dass sich „der badische Zusammenhang am Rhein“ durch „regionale Sonderungen zunehmend gelockert hat“. „Gleichwohl repräsentieren die Regierungspräsidien Karlsruhe und Freiburg noch immer den nördlichen und südlichen Landesteil.“ Zur Hoffnung für den Erhalt der badischen Identität gibt nach Weinacht Anlass, dass Gerlinde Hämmerle, die frühere Regierungspräsidentin in Karlsruhe, sich zur stellvertretenden Vorsitzenden der Landesvereinigung Baden in Europa wählen ließ. Fast gleichzeitig wurde der Regierungspräsident Dr. Sven von Ungern-Sternberg – jetzt in Pension – zum Vorsitzenden des Landesvereins Badische Heimat gewählt. „Es hat den Anschein, als könne zwischen Karlsruhe (Sitz der Landesvereinigung) und Freiburg (Sitz der Badischen Heimat) die alte Wortlosigkeit und das alte Mißtrauen überwunden werden, um Platz zu machen für die überparteilichen Bemühungen um gesamtbadische Identität und um eine abgestimmte Markierung und Verfolgung regionaler Interessen.“

Robert Mürb, der Vorsitzende der Landesvereinigung Baden in Europa, mahnt „Fairneß und Respekt“ gegenüber den vielfältigen badischen Interessen von Seiten der Landesregierung an. Die zukünftige Identität des badischen Landesteils hat sich an der von Prof. Einsele vorgeschlagenen „Städtelandschaft am Oberrhein“ zu orientieren. Diese Städtelandschaft von Basel bis Mannheim unter Einbeziehung Straßburgs würde als Metropolregion ein Mittelpunktsgebiet darstellen und besäße die gleiche Eigenständigkeit wie Stuttgart und der Neckarraum. Die Metropolregion Rhein-Neckar sieht Mürb als den „ersten Schritt für eine größere und schlagkäftigere Europäische Metropolregion am Oberrhein“. In der Zwischenzeit bleiben aber mehrere „aktuelle Interessen gegenüber Stuttgart“ anzumelden. Immer wieder müssen wir dabei von der Vermutung ausgehen, dass der württembergische Landesteil, besonders aber Stuttgart, bevorzugt wird. *Heinrich Hauß*

Isele, Max: Mahlberg – Kaspar Hausers Traumschloss / Napoleons Enkel – ein Opfer der großen Politik? Lochmann: Basel 2006. Kartoniert, 180 Seiten, 20 s/w. Abb., 3 Tab., 40 s/w. Fotos, 5 Zeichnungen, 21,– €, ISBN 978-3-906712-32-1.

„Erbprinz, geboren und gestorben 1812“ – das zweite Kind des jungen Großherzogs Karl von Baden und seiner Frau Stéphanie, geborene Beauharnais, Adoptivtochter Napoleons, lebt immer wieder auf als Hauptfigur im schönsten Krimi aller Zeiten: War der Knabe wirklich nicht lebensfähig, wo Stephanie doch 1811 und 1813 jeweils gesunde Töchter zur Welt gebracht hatte? Stimmt es, dass er nach der Geburt mit einem todkranken Kind aus der Karlsruher Altstadt vertauscht wurde und im Jünglingsalter 1828 als wunderliche Figur in Nürnberg auftauchte? Jener Kaspar Hauser, der in seiner Unbeholfenheit zum Medienliebling wurde und den Beinamen „Findelkind Europas“ erhielt? „Angeblich Kaspar Hauser“ notiert Max Isele vorsichtig und zurückhaltend in der Stammtafel des Hauses Baden, die er seiner Publikation anfügte. Im Text geht er dann zur Sache und erklärt dem Leser, wer ein Motiv hatte, den Enkel Napoleons verschwinden zu lassen: die Thronanwärter aus der ersten und zweiten Ehe des alten Großherzogs Karl Friedrich und die Frauen, die hinter ihnen standen und ihre Intrigen spannen.

Im Zusammenhang mit der angeblichen Kindesvertauschung von 1812 und der Ermordung Kaspar Hausers in Ansbach 1833 taucht unweigerlich der Name des badischen Hofbeamten und Geheimdiplomaten Major Hennenhofer auf. Als „Mörder Kaspar Hausers“ wurde er beschimpft, selbst posthum haftete ihm dieses Odium an; sein Grabstein auf dem Freiburger Alten Friedhof wurde immer wieder verunstaltet. Im Fall Hennenhofer setzt Isele seinen eigenen

Akzent: Er lenkt den Blick auf das Mahlberger Schloss, in dem Hennenhofer als Mieter bei den Freiherren von Türckheim lebte, nachdem er 1831 beim Regierungsantritt Großherzog Leopolds seine Ämter verloren hatte: in Karlsruhe kompromittiert, in einflussreichen Kreisen jedoch nach wie vor geduldet und gefürchtet.

Das Mahlberger Schloss ist für Isele jedoch nicht nur der Ort, an dem Hennenhofer seine bis heute als verschollen geltenden Memoiren verfasste. Isele vermutet, dass sich der vertauschte Erbprinz in seinem zweiten Lebensjahr hier aufhielt, ehe er nach Beuggen am Hochrhein und danach in das fränkische Pilsach mit dem viel beschriebenen dunklen Kerker verbracht worden sei. – Anspruch auf Wissenschaftlichkeit will das Buch nicht erheben. Der Autor versteht es, mit Skandalgeschichten von gestern heute zu unterhalten.

Renate Liessem-Breinlinger

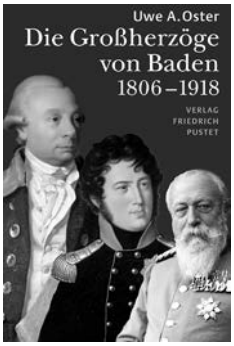
Anna Schiener, Markgräfin Amalie von Baden (1754–1832). Verlag Friedrich Pustet, Regensburg. 208, 16 Bildseiten und Stammtafel. Preis: 22,00 €. ISBN: 978-3-7917-2046-3.

Bisher lag keine Biographie von Amalie Friederike, Prinzessin von Hessen-Darmstadt und Markgräfin von Baden vor. Amalie ist vor allen bekannt geworden als „Schwiegermutter Europas“ und als „Mittelpunkt des Anti-Napoleon-Kreises“. Die macht- und standesbewusste Markgräfin hat es verstanden, ihre Töchter mit regierenden Fürsten zu verheiraten, Friederike mit dem König von Schweden, Karoline mit dem König von Bayern. Luise Elisabeth mit dem Zaren von Russland, Marie mit dem Herzog von Braunschweig und Wilhelmine mit dem Großherzog von Hessen. Die Schilderung der einzelnen Töchter und ihrer Ehen nimmt deshalb im Buch auch den breitesten Raum ein (S. 77–112). Napoleon galt ihr als „Erzfeind“. Amalie sah in der französischen Revolution und ihren Folgen eine gemeinsame Gefahr für die dynastischen Interessen aller Europäischen Fürsten. „Ihr Cercles wurden zum Sammelbecken der antifranzösischen und damit anti-napoleonischen Liga am badischen Hof“. Amaliens Antipathie gegen Napoleon entstammte ihrer Auffassung von Würde und Herkunft aber auch einer „für sie unverzeihlichen Tat Napoleon“. Hatte doch Napoleon Louis Antoine Henri de Bourbon, Prince de Cnde und Duc d’Enghien widerrechtlich aus badischem Gebiet entführen lassen und als angeblichen Anführer einer royalistischen Verschwörung 1804 standrechtlich erschießen lassen. Mit dieser „Ungeheurlichkeit“ konnte sich Amalie nicht abfinden.

Die hessisch-darmstädtische Prinzessin Amalie als Kind des Ancien Regime, geboren 1754, erlebte bis zu ihrem Tode 1830 verschiedensten Phasen der Geschichte vom Heiligen Römischen Reich deutscher Nation bis zur Heiligen Allianz und der Restauration. Dabei blieb sie „Hüterin und Bewahrerin des vergangenen Herrschaftsglanzes“. Ihr Leben war durch persönliche und politische Enttäuschungen gekennzeichnet. Neun Jahre mußte sie die dominante Schwiegermutter, Karoline Luise (gest. 1783) ertragen. Schwer traf sie der Tod des Erbprinzen Karl Ludwig, der die Hoffnung zerstörte, in Zukunft herrschende Markgräfin werden zu können. Ein „Stachel im Fleische„ blieb die Erhebung der Nachkommenschaft der zweiten Frau Karl Friedrichs, Luise Karoline von Hochberg, in den Grafenstand. Im Jahre 1806 bezog sie das Schloss Bruchsal als Witwensitz und starb am 21. Juli 1832.

Heinrich Hauß

Uwe A. Oster, Die Großherzöge von Baden 1806–1918, 240 Seiten, 9 farbige Fotos, Zeittafel und geneologische Tafel, Verlag Friedrich Pustet Regensburg, 2007. Preis: 29,90 €. ISBN978-3-7917-2084-5.



Die Große Landesausstellung „Das Königreich Württemberg 1806–1918“ war den vier Königen Württembergs – Friedrich I., Wilhelm I., Karl und Wilhelm II. gewidmet. Der Katalog der Ausstellung widmete jedem der Könige ein Porträt und stellte es jeweils unter ein Motto: Friedrich I.: Der schwäbische Zar, Wilhelm I.: Der Reformer auf dem Königsthron, Karl: Regent mit mildem Szepter und Wilhelm II.: Der bürgerliche König – der König der Bürger. Für Baden lagen bisher Einzeldarstellungen der Großherzöge Karl Friedrich, Leopold und Friedrich I. vor. Uwe A. Oster hat es nun unternommen, die sieben badischen Großherzöge (mit Ludwig II.: Der Herrscher, der keiner war). erstmals eine biographische Gesamtdarstellung der badischen Großherzöge für einen breiten Leserkreis in gestraffter Form zu schreiben.

Wie bei den Königen Württembergs versucht Oster die jeweilige Besonderheit und historische Stellung der Großherzöge unter einem Motto zu fassen. So sieht er zum Beispiel Großherzog Friedrich I. als „ewigen Landesvater“.

Heinrich Hauß

Uri R. Kaufmann: Kleine Geschichte der Juden in Baden. 224 Seiten, 54 Abbildungen, 12,5 x 19 cm, gebunden. G. Braun Buchverlag, Karlsruhe. 16,90 €, ISBN 978-3-7650-8364-8.

Wer den Historiker Uri R. Kaufmann einmal live bei einer Vortragsveranstaltung erlebt hat, der ist begeistert von ihm. Mit Schweizer Charme, sehr unterhaltsam und pointiert, dabei aber faktenreich wie eine Datenbank, weiß er dem Zuhörer und Leser Geschichte und Alltag der Juden in Baden näher zu bringen. Wer ihm zuhört oder sein neuestes Buch „Kleine Geschichte der Juden in Baden“ liest, dem wird eines sehr schnell klar: eine überregionale Selbstorganisation der

Juden in Baden war vom Mittelalter bis heute ein schwieriges Unterfangen und scheitert bis heute an Meinungsunterschieden und Befindlichkeiten der einzelnen Gemeinden. Dafür gibt es zahlreiche Einzeluntersuchungen, aber seit der Übersichtsdarstellung des Lehrers Berthold Rosenthal aus dem Jahre 1927 kein vergleichbares neueres Werk. In der Reihe „Regionalgeschichte – fundiert und kompakt“ schließt Kaufmann jetzt diese Lücke. Er spannt den Bogen vom „Judentum als Teil mittelalterlicher Kultur“ ab dem 10. Jahrhundert, beschreibt das Leben der Juden als Waren- und Geldhändler in den Städten und nach ihrer Vertreibung auf dem Land und liefert reichlich Material, das belegt, dass die Juden bis zum Ende des 19. Jahrhunderts als Hausierer und Viehhändler einem kräftezehrenden Broterwerb nachgingen. Kaufmann beschreibt auch den mühevollen Kampf um die Gleichberechtigung der Juden im 19. Jahrhundert und die heftigen Debatten über die Modernisierung des Judentums. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts entwickelten sich neue Identitätsformen, die auf die zunehmende Verweltlichung reagierten. Diese Renaissancebewegung fand 1933 ein abruptes Ende. Der Nationalsozialismus brachte für die badischen Juden Verfolgung und Deportation, zumeist ins französische Lager Gurs. In seinem Buch beschreibt Kaufmann auch den schwierigen Neubeginn der jüdischen Gemeinden nach 1945 und die soziografischen Veränderungen, die sich durch die sogenannten DPs (Displaced Persons), also aus Osteuropa vertriebene Juden einstellten, die in Baden ansässig wurden. Auch der Zerfall des Ostblocks zu Beginn der 90er Jahre und die Zuwanderung von Juden aus den Nachfolgestaaten der UdSSR bescherte den jüdischen Gemeinden in Baden zusätzliche Probleme, die nicht nur sprachlicher Natur waren, sondern auch in der atheistischen Erziehung der Menschen ihre Ursachen hatten.

Über den Autor: Uri R. Kaufmann, Jahrgang 1957, war nach einem Studium an der Hebräischen Universität in Jerusalem und seiner Promotion von 1988 bis 1997 wissenschaftlicher Mitarbeiter für jüdische Geschichte an der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg. Er ist heute als freischaffender Historiker tätig und war u. a. Konzeptentwickler für die Dauerausstellung des Jüdischen Museums Berlin 2000/2001.

Thomas Schönknecht

Jürgen Stude, Geschichte der Juden in Bruchsal. Veröffentlichungen zur Geschichte der Stadt Bruchsal. Band 23. Hrsg. von der Stadt Bruchsal. 432 Seiten mit 191 Bildern, 2007. Preis: 22,80 €. ISBN: 978-3-8973-5441-8.

Der Autor gibt einen historischen Überblick von der ersten Ansiedlung von Juden in Bruchsal im 13./14. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Das sind über 700 Jahre jüdischen Lebens in Bruchsal, wobei auch das jüdische Leben in den ehemals selbständigen und

heute zu Bruchsal gehörenden Gemeinden Heidelsheim, Ober- und Untergrombach gestreift wird. Bruchsal kam als jüdische Gemeinde deshalb besondere Bedeutung zu, weil die Stadt in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts eine der größten jüdischen Gemeinden Badens beherbergte (1875: 609, 1925: 603 jüdischen Mitbürger). Bruchsal wurde durch Zuzüge aus den „Judendörfern“ zu einem Mittelpunkt der jüdischen Bevölkerung im Bruhrain und Kraichgau.

Von besonderem, überregionalen Interesse ist Eliser Jakob Süssel (1704 bis 1752) als Beispiel eines „Fürsprechers“ der Judenschaft des Hochstifts Speyer. „Wohl kein anderer hat die Geschicke der Judenschaft so geprägt wie Süssel, der sie fast 50 Jahre als Landesvorsteher anführte. Er war in Bruchsal in kleinerem Maß, was seine bekannten Zeitgenossen Samuel Oppenheimer und Samson Wertheimer in Wien waren.“

Das Kapitel „Der lange Weg zur Emanzipation – Die Juden im Großherzogtum“ behandelt die Phasen der Emazipation vom „Judenedikt“ (1809) bis zur rechtlichen Gleichstellung der Juden (1862).

Noch am 9. Februar 1945, knapp ein Monat vor dem Einmarsch der Franzosen am 2. April 1945 in Bruchsal, wurde den für die Deportation vorgesehenen Personen per Einschreiben eröffnet, sich am 14. Februar auf dem Hauptbahnhof in Karlsruhe einzufinden! Fünf Jüdische Frauen lebten zum Zeitpunkt des Einmarsches der französischen Armee am 2. April 1945 in Bruchsal als die letzten Angehörigen der einmal großen jüdischen Gemeinde Bruchsal. *Heinrich Hauß*

Hugo Ott, „Die Weisheit hat sich ihr Haus gebaut“ (Spr. 9,11) Impressionen zur Geschichte der Universität Freiburg. Rombach Verlag 2007. Preis: 24,00 €. ISBN: 978-3-7930-9505-7.

Der vorliegende Band bietet in kurzgehaltenen Kapiteln einen anschaulichen Überblick über die Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Ott will aus Anlass des 550jährigen Bestehens der Universität. „Zugänge eröffnen und Wege aufzeigen, die in das Geflecht der Vergangenheit dieser Hohen Schule führen“. Dies ist ihm mit der Schilderung wichtiger Etappen in der Entwicklung der Universität, Porträts einzelner Persönlichkeiten, die für die Universität von Bedeutung waren und zum Nachdenken anregende Bemerkungen, vorzüglich gelungen. Das Buch ist so geschrieben, dass es „in einem Zuge“ gelesen werden kann. Ott zeichnet die Jahre der Gründung der Universität nach, vom Bittgesuch Erzherzogs

Albrecht an den Papst im Jahre 1455 bis zur endgültigen Errichtung der Universität am 21. September 1457. Dem Freiburger Münster wird ein eigenes Kapitel gewidmet, da das Münster seit 1457 Universitätskirche war und einen Geistlichen als Münsterpfarrer bestellte. Erst im Jahre 1813 verlor die Universität das Pfarr-Recht über das Münster. Ein Kapitel beschäftigt sich mit den Jesuiten in Freiburg, die in der Zeit von 1620 bis zur Aufhebung des Ordens 1773 im Gymnasium und Universität tätig waren. Obwohl die katholische Restaurationspolitik das „Selbstverständnis und Selbstbewusstsein" der Universität erschüttert hatte, profitiert die Universität bei der Aufhebung des Ordens, „weil sie neben der reichen Bibliothek auch die attraktiven Immobilien übernehmen konnte". Einen breiten Raum nehmen die Kapitel über Edmund Husserl, Edith Stein und das Rektorat Heideggers ein. Bislang wenig bekannt ist „Die Weiße Rose und ihr Umfeld in Freiburg" im Zusammenhang mit einem Vortrag von Theodor Haecker 1935. *Heinrich Hauß*

Karl-Heinz Ott, Heimatkunde Baden, Hoffman und Campe, 224 Seiten, 2007. Preis: 14,95 €. ISBN 978-3-455-38023-1.

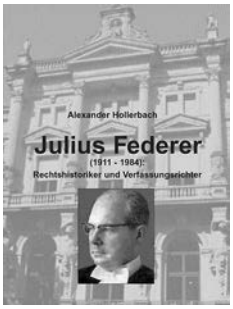
Seit Franz Schnellers „Brevier einer Landschaft", geschrieben zwischen 1930 und 1940, veröffentlicht 1947, „dem wahren Brevier Badens" (Robert Minder), wurde keine Würdigung Badens in erzählerisch lockerer Form mehr geschrieben. Karl-Heinz Ott, der inzwischen zwei Romane veröffentlicht hat (Endlich Stille, 2205, Ins Offene, 2006), hat ein Buch geschrieben, das er „Heimatkunde Baden" nennt. 60 Jahre nach Schnellers Brevier ist das Unternehmen Otts durchaus begrüßenswert, scheint ihm doch eine gewisse Notwendigkeit zuzukommen. Der Titel Heimatkunde klingt schulisch, pädagogisch, war doch Heimatkunde einmal ein Unterrichtsfach. Sollte der Titel nicht ironisch und bewußt übertreibend gemeint sein, sondern die Art und Weise der Abhandlung und den Umfang des Themas bezeichnen, dann muss es sich die Publikation gefallen lassen, wenn es nach diesen Vorgaben beurteilt wird. Was hat eine „Heimatkunde" zu leisten? Sie hat sowohl historische wie aktuelle Aspekte zur Sprache zu bringen. Wenn ich nicht irre, überwiegt der literaturhistorische Aspekt. Die „Heimatkunde" ist überwiegend literaturbestimmt. Der häufige Rekurs auf Dichter und Schriftsteller hat wohl eine erzählökonomische Funktion, steht doch mit Schriftstellern und Dichtern eine leicht erreichbare Erzählmasse zur Verfügung. Wie weit die angeführten Literaten mit Baden in ihren Werken verbunden sind, ist eine andere Frage. Wir erfahren in dem Buch viel über Dichter und Schriftsteller wie Grimmelshausen, Hebel, Scheffel, Hansjakob, Ludwig Finckh, Marie Luise Kaschnitz, Huchel, Martin Walser, Fritz Mauthner, Hermann Kinder, Arnold Stadler. Ich sehe wenig Sinn darin, Huchel zu erwähnen, nur weil er 1971 nach Staufen übersiedelte, das „Markgräflerland in seinen Versen kaum Spuren hinterlassen hat". Vielfach werden Schriftsteller nur erwähnt, um sie kritisch zu taxieren. So ist Moscherosch als „ehrgeiziger Neidhammel" charakterisiert. Hansjakob kam nur deshalb auf vierundsiebzig Bücher, „weil er uferlos darauflosgeschrieben hat". Marie Luise Kaschnitz glaube „auf wolkige Weise zu wissen, wo das Eigentliche beginnt und das Entfremdete endet". Ähnlich ergeht es den badischen Städten. Den Autor wundert, dass der Philosoph Sloterdijk und der Komponist Rihm „kein Bedürfnis haben, ihrer Stadt (Karlsruhe) den Rücken zu kehren". An Heidelberg „läßt sich eh nichts mehr anpreisen". Was die kulinarische Seite Badens anbetrifft, so gewinnt man den Eindruck, dass es nur in Südbaden gute Restaurants gibt. Dafür scheint der Autor sie alle ausprobiert zu haben.

Nach der Lektüre des Buches wird man entdecken, dass alles ironisch gemeint ist. Die „Heimatkunde" ist gar keine im landläufigen Sinne. Das wird besonders deutlich im letzten Kapitel des Buches mit dem Titel „Was fehlt".

„Es fehlt fast alles. Je mehr man entdeckt, desto mehr fehlt. Insofern besteht dieses Buch zum allergrößten Teil aus Lücken. Und das Schöne daran ist: Jeder wird sie auch sofort entdecken".

Heinrich Hauß

Alexander Hollerbach: Julius Federer (1911–1984), Rechtshistoriker und Verfassungsrichter, 60 S., Verlag der Gesellschaft für kulturhistorische Dokumentation Karlsruhe, 2007. Preis 11,– €. ISBN 978-3-922596-71-1.



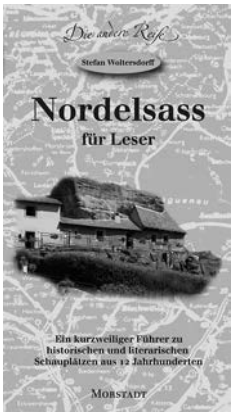
Als Heft 13 der Schriftenreihe des Rechtshistorischen Museums Karlsruhe ist eine Portraitskizze über den früheren Bundesverfassungsrichter Julius Federer erschienen. Der bekannte Freiburger Staatsrechtslehrer Alexander Hollerbach hat Leben und Wirken des namhaften Richters anschaulich nachgezeichnet. Der in Konstanz geborene Jurist kam nach Studienjahren in Heidelberg, München und Freiburg i. Br. als Referendar erstmals nach Karlsruhe. Auch als Gerichtsassessor wirkte Federer in Karlsruhe sowie am Durlacher Amtsgericht. Dort fand er Anschluss an den Gesprächskreis des widerständigen Direktors Gerhard Caemmerer. 1938 schied Federer aus der Justiz aus und trat als Finanzrat in die Dienste des Freiburger Erzbischofs. Beweggrund für diese Gewissensentscheidung, die als innere Emigration verstanden werden kann, war die regimekritische Einstellung Federers und seine aktive Zugehörigkeit zur Katholischen Kirche. Nach Kriegsdienst und Gefangenschaft kehrte Federer im Herbst 1945 nach Freiburg zurück. Dort widmete er sich neben seiner Tätigkeit beim katholischen Oberstiftungsrat auch rechtshistorischen Studien, insbesondere zur Geschichte der Badischen Rechtspflege und des Badischen Landrechts. Ende 1947 nahm Federer wieder sein Richteramt auf und

erreichte bald Spitzenpositionen in der südbadischen Justiz: So unter anderem als Oberlandesgerichtsrat und Richter des Badischen Staatsgerichtshofs zu Freiburg. Von dort wechselte er im September 1951 zum neu eröffneten Bundesverfassungsgericht als jüngster Verfassungsrichter. Bis 1967 gehörte Federer dem Zweiten Senat an, dann verzichtete er aus gesundheitlichen Gründen auf eine erneute Wiederwahl. In seinen letzten Lebensjahren wirkte Julius Federer aktiv am Aufbau des Rechtshistorischen Museums Karlsruhe mit. Den Typus des „rechtshistorisch gelehrten Richters" hat Julius Federer, wie Alexander Hollerbach bilanziert, in einer bewegten Umbruch- und Gründerzeit glaubwürdig repräsentiert.

Die vom Verfasser zusammengestellten Anhänge – u. a. Caemmerer-Memorandum (1946), Briefwechsel mit Gustav Radbruch, Typoskript Rechtspflege aus dem Jahre 1949, als Denkschrift für die südbadische Landesregierung konzipiert – stammen überwiegend aus dem Nachlass von Julius Federer. Sie sind wertvolle Beiträge zu dessen Lebensweg und zugleich aussagekräftige Quellen zur juristischen Zeitgeschichte.

Detlev Fischer

Stefan Woltersdorff: Nordelsass für Leser. Morstadt-Führer für Urlaub und Freizeit, Bd. 19. Morstadt Verlag Kehl 2007. Preis 17,50 €.
ISBN 978-3-88571-526-5.



Unter den Dutzenden von Elsaß-Reiseführern in deutscher Sprache, die der Buchhandel dem Reisenden und Elsaß-Freund anbietet, wird der schmale Band von Stefan Woltersdorff (320 Seiten) einen besonderen Platz einnehmen. Er umfaßt nicht das ganze Elsaß, nicht die so sehr begehrte elsässische Weinstraße, die Hohkönigsburg oder Reichenweier. Er beschränkt sich auf das Gebiet zwischen Weißenburg und Hagenau in der Nord=Südrichtung, Sesenheim und Zäbern in der Ost-Westrichtung unter dem Aspekt literarischer und historischer Denk- und Sehenswürdigkeiten. Wenn ich recht sehe, der erste Versuch, seit Kriegsende diese weniger renommierte ja abgelegene Landschaft als Ganzes darzustellen. Die Beschränkung erlaubt es, eine dichtere Fülle von Informationen einzubringen, doch verliert sich der Leser nicht in gelehrten Daten, sondern wird umsichtig herangeführt.

Wie schon im vorangegangenen Führer des Autors (Straßburg für Leser, Kehl 2000) wird auf literarische Zeugnisse aus zwölf Jahrhunderten, von Otfrid von Weißenburg bis zu Hannes Wader, der eine Hymne auf die Stadt Weißenburg gedichtet hat, verwiesen, wobei nicht nur Romane und Erzählungen, auch Legenden und Sagen, Tagebücher und Briefe einbezogen werden. Woltersdorff brachte die besten Voraussetzungen für diese weitgespannte elsässische Literaturrevue ein. Er ist in allen Fällen an Ort und Stelle gewesen, beherrscht die Sprachenvielfalt der Grenzregion (Latein, Deutsch, Elsässisch, Französisch) hervorragend und übersetzt elegant mitteldeutsche Verse von Reinmar von Hagenau in die Gegenwartssprache. Karten und zahlreiche übersichtliche Ortspläne erleichtern das Auffinden der Orte und Plätze.

Sie sind auf drei vorgeschlagenen Routen aufgereiht. Eine nördliche Route führt von Weißenburg bis Lützelstein (La Petite Pierre) in der Ost-West-Richtung, eine südlichere von Sesenheim über Hagenau bis Pfalzburg (Phalsbourg). Eine dritte Route führt von Lauterburg den Rhein entlang bis Offendorf, wo an den Pfarrer Quirin Moscherosch, den jüngeren Bruder des bekannteren Johann Michael Moscherosch, erinnert wird. Für den Touristen sind diese Streckenführungen nicht verpflichtend. Das Ortsregister läßt ihn leicht finden, was er gerade vor Augen sieht.

Historische Anmerkungen sind häufig den literarischen beigefügt und verweisen auf die territoriale Zerrissenheit des nördlichen Elsaß vor Ära Napoleon. Bei Cleeburg zum Beispiel werden die zehn Dörfer vermerkt, die bis 1787 im Besitz des schwedischen Königs waren. Daß die Herrschaft Beinheim bis 1801 zur Herrschaft der badischen Markgrafen gehörte, daß einige Dörfer um Kutzenhausen von der badischen Markgräfin Karoline Luise bis zu ihrem Tod 1783 persönlich verwaltet wurden, ist übergangen. Doch darf man von einem primär literarischen Führer keine historische Vollständigkeit erwarten. Die Literaten aus dem nördlichen Elsaß sind mit einer bisher nicht bekannten Vollständigkeit erfaßt. Ihre Liste (rund sechzig Namen) repräsentiert eine literarische Kultur, die hinter der der südelsässischen Zentren nicht zurückzustehen braucht.

Walter E. Schäfer

Detlev Fischer, 150 Jahre Badische Amtsgerichte. Heft 12 der Schriftenreihe des Rechtshistorischen Museums, 72 Seiten, 2007. Preis: 12,00 €. ISBN 3-922596-70-3.

Die „Verordnung über die Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung in unterer Instanz" vom 22. Juni 1857 durch Großherzog Friedrich von Baden bildet den Abschluss eines 50jährigen Kampfes für die strikte Trennung der Justiz von der Verwaltung im Bereich der badischen Untergerichte. Die vorliegende Publikation zeichnet den langen Weg zur Bildung selbständiger Amtsgerichte nach. Schon Johann Georg Schlosser forderte bereits im 18. Jahrhundert die Trennung. Freiherr Ludwig von Liebenstein forderte in einer der ersten Motionen in der Landtagssession von 1819 ebenfalls die Bildung eigenständiger Untergerichte. Mit der Zivilprozessordnung von 1832 wurden die Grundsätze der Mündlichkeit und die Öffentlichkeit des Verfahrens eingeführt. Das Jubiläum 150 Jahre badische Amtsgerichte bietet die Gelegenheit, sich „mit einem markanten Datum der badischen Rechtsgeschichte zu befassen." Die Gerichtsverfassung vom 19. Mai 1864 bestätigte dann die Trennung der Rechts-

Pflege von der Verwaltung und ordnete die volle Mündlichkeit und Öffentlichkeit für alle Straf- und Zivilverfahren an. Die Publikation verfolgt das Schicksal der Amtsgerichte in Baden von der Kaiserzeit bis zur Gründung des Landes Baden-Württemberg. Der II. Teil beschäftigt sich mit „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus den badische Amtsgerichten“, d. h. mit den verschiedenen Amtsgerichten, ihren Vorgängen, Persönlichkeiten und Eigenheiten.

Heinrich Hauß

50 Jahre (1957–2007) Patenschaft der Stadt Karlsruhe über die Karpatendeutsche Landsmannschaft Slowakei. Festschrift herausgeben von der Stadt Karlsruhe, der Karpatendeutschen Landsmannschaft und dem Karpatendeutschen Kulturwerk, Redaktion Heinz Schmitt, 85 Seiten, 2007.

Aus Anlass der 50jährigen Patenschaft der Stadt Karlsruhe über die Karpatendeutsche Landsmannschaft wurde eine Festschrift unter der Redaktion des Vorstandsmitgliedes Dr. Heinz Schmitt herausgebracht. Schmitt zeichnet den Weg der Patenschaft von 1957 bis 2007 nach. Am Beginn steht die Übernahme der Patenschaft durch die Stadt Karlsruhe mit Urkunde vom 4. August 1957. Zur Unterstützung der musealen Betätigung wurde im Oktober 1969 der „Förderkreis Karpatendeutsches Kulturwerk – Heimatstube Karlsruhe e. V.“ gegründet. Die Heimatstube wurde dann am 29. Mai 1971 in der Kaiserstraße eröffnet. Später zog das Karpatendeutsche Museum in die Douglasstraße. Heute befindet sich das Museum im Pfinzgaumuseum in Durlach (ab 1982), 1993 wurde eine völlige Umgestaltung vorgenommen.

Weitere Aufsätze der Festschrift beschäftigen sich mit der Geschichte der Deutschen im Gebiet der heutigen Slowakei vom Mittelalter bis 1945 (Ernst Hochberger), mit den Karpatendeutschen nach 1945 (Hans Kobiaka), den Karpatendeutschen in der heutigen Slowakei (Ondrej Pöss). Michael Heck behandelt die Geschichte der Slowakei als Kulturgeschichte.

Heinrich Hauß

1806 – Souveränität für Baden und Württemberg. Beginn der Modernisierung? Herausgegeben von Anton Schinding und Gerhard Taddey. Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B Forschungen 169. Band. Kohlhammer Verlag, 2007. Preis: 19,00 €. ISBN 978-3-1701-9952-1.

In der Spannweite des Themas ›1806‹ liegt die widersprüchlichen Ambivalenz zwischen Revolution und Beharrung. So ist es Absicht der Publikation, die „Doppelgesichtigkeit“ der Epoche um 1806 einzufangen und in verschiedenen Perspektiven zur Sprache zu bringen.

Dieter Langewiesche behandelt in seinem Aufsatz „Das Alte Reich nach seinem Ende. Die Reichsidee in der deutschen Politik“ die von August Winkler favorisierte Idee, dass die Reichsidee der Faden des Verhängnisses sei, der durch das Gewebe der deutschen Geschichte ziehe. Erst der „deutsche Zusammenbruch von 1945“ habe nach Winkler die Deutschen von ihrer Reichsidee befreit.

Dagegen hat der Deutsche Bund erst seit kurzem andere Konturen gewonnen. Der „Deutsche Bund hat die Einheit der Nation gefördert“. Er war kein bloßer „Verhinderer“, wie noch Golo Mann gemeint hat. „Der Deutsche Bund war, so läßt sich die neue Sicht zuspitzen, war zwar unfähig, einen Nationalstaat zu schaffen. Doch leitete er viel für die innere Nationsbildung.„

Armin Kohnle kommt in dem „Aufsatz zur Modernisierungspolitik und Integration“ zu dem Schluß, dass Baden „wirkliche Souveränität nicht schon bei Eintritt in den Rheinbund erlangte, „sondern eher beim Austritt aus dem Rheinbund 1813 und dem Frankfurter Vertrag, der Besitzstand und Souveränität garantierte. Die Situation von 1806 bedeutet zunächst nichts anderes, „als die Bindung an das Reichsrecht gegen ein Abhängigkeitsverhältnis zu Frankreich zu vertauschen“.

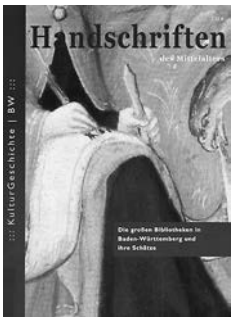
Gert Kollmer – von Oheimb – Loup untersucht „Baden und Württemberg am Übergang zu industriell induzierten Wachstum“. Ein „verbindliches Ergebnis“ kann angesichts der Forschungslage nicht präsentiert werden, doch soll der Aufsatz den Blick schärfen für Problemkreise und Forschungsdesiderate. „Die Ausführungen zu Baden und Württemberg zeigen, welch große Lücken und Forschungsdesiderate bestehen.“

Ute Planert zeigt in „Die Kehrseite der Souveränität Baden und Württemberg im Krieg auf, dass für die Zeitgenossen die Ära um 1800 ein „permaneter Kriegszustand“ war. Sie waren „direkten wie indirekten Folgen kriegerischer Auseinandersetzungen unterworfen gewesen, wie in der 25-jährigen Kriegsperiode zwischen den Revolutionskriegen und dem Ende der napoleonischen Epoche auf dem Wiener Kongreß.“

In dem Aufsatz „1806 und die Rolle der Dynastien“ zeigt Katharina Weigand, wie die Bedeutung der süddeutschen Dynastien im Zusammenhang mit den Ereignissen 1805/1806 wieder zunahm, obwohl die monarchische Idee seit 1789 in die Defensive geraten war. Durch Rangerhöhung der drei süddeutschen Fürsten und „den Heiratsverbindungen zwischen den alteingesessenen Dynastien und dem Haus Bonaparte gewinnt die Dimension des Monarchischen ein Maß an Bedeutung, das im Gefolge von 1789 schon entschwunden schien.“ Das eigentlich Sensationelle dieser Vorgänge liegt darin, dass „die Stabilisierung der Verhältnisse von Monarchien geleistet wurde“ und damit den monarchischen System, ja den einzelnen Herrschern neue Sympathien zuwuchsen. „Die Dignität der Staaten – hinsichtlich Rang und Ausdehnung – wurde dreizehn Jahre nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. vom Profil der monarchischen Politik definiert.“

Heinrich Hauß

Handschriften des Mittelalters. Die großen Bibliotheken in Baden-Württemberg und ihre Schätze. Reihe KulturGeschichte. Staatsanzeiger Verlag Medien aus Baden-Württemberg. Stuttgart, Oktober 2007. 7,50 €. ISBN: 978-3-929981-69-8.



Als der Streit um die Besitzverhältnisse der badischen Kulturgüter ausbrach und die Öffentlichkeit nicht genau wusste, was denn den vom Markgrafen von Baden geforderten Erhaltungskosten für das Schloß Salem entgegen gehalten werden sollte, hätte man sich gewünscht, die Bibliotheken in Baden-Württemberg hätten ihre konservatorischen Bedenken zurück- und ihre Schätze öfters in Ausstellungen vorgestellt. In Karlsruhe ist das inzwischen geschehen und auch durch eine Buchpublikation unterstützt worden (BH 2/2007, S. 379 f.). Die Landesregierung, der man damals den Vorwurf machen konnte, ihre Mitglieder seien kulturgeschichtlich zu wenig informiert, legt nun nach und veröffentlicht im Staatsanzeiger ein großes Heft, in dem die Schätze der bedeutenden Handschriftensammlungen des Landes ausgebreitet werden.

Die Leiter der Sondersammlungen und andere Spezialisten buchbezogener Wissenschaftszweige geben sich große Mühe, einer größeren Öffentlichkeit ihren Bestand und die Notwendigkeit der Konservierung verständlich zu veranschaulichen. 23 Namen enthält das Autorenverzeichnis, die Abbildungen lassen sich kaum zählen. Das Ergebnis kann sich sehen lassen.

Ein verantwortlicher Herausgeber wird nicht genannt, dafür eine Redaktion von: Dr. Frank Thomas Lang, Verena Helfert M. A., Anja Stangl M. A., Petra Schaffrodt M. A.

Auf sie gehen wohl die wenig besagenden Kapitelüberschriften zurück, in die die Beiträge der Autoren mehr oder weniger zwingend eingebettet sind. Was soll schon der Unterschied zwischen „Handschriften neu betrachtet“ und „Handschriften heute“ sein. Die einzelnen Beiträge, – jeder der Autoren hat deren mehrere – sind von einer Reichhaltigkeit, die hier nur pauschal und in Auswahl wiedergegeben werden kann. Im Ganzen erfährt der interessierte Leser nicht weniger, als wenn er Kurse zur Paläographie und Kodikologie in einem mediävistischen Fach absolviert. Das beginnt mit Pirmin und der Geschichte des Klosters Reichenau, die mit der Schriftgeschichte, also der alemannischen Minuskel verbunden wird. Eigentlich ist alles Relevante da, vom Ort der Bibliotheken nach dem (von der Reichenau stammenden) St. Galler Klosterplan bis zur Entwicklung der Lesepulte. Die zweitausendjährige Schriftentwicklung wird auf einer Seite prägnant dargestellt (S. 90).

Das hätte man vielleicht auch mit der mittelhochdeutschen Sprachstufe tun sollen. Dass übrigens das Schreiben ausgerechnet mit dem Pflügen und Säen verbunden wird, kommt nicht nur von der Mühseligkeit, sondern auch vom mönchischen Formulierungsdrang in Rätseln auch für diesen Vorgang in einer vom Ackerbau bestimmten Zeit. Durch die Tätigkeit der Mönche wurde das alemannische Land aus dem Analphabetentum erhoben, und die Handschriften sind das authentische Zeugnis dieser Kultur. Die Bewahrung ist spätestens seit der Auflösung der Klöster in der Säkularisation eine öffentliche geworden (S. 14). Dass nicht nur die Handschriften diesen Originalitätsschutz eines Unikates in Anspruch nehmen müssen, sondern auch wegen der Behandlung nach dem Druckvorgang die Inkunabeln oder Wiegendrucke – so bezeichnet man die frühen Drucke bis 1500 –, wird am Beispiel einer lateinischen Randnotiz in einer Heidelberger Inkunabel deutlich, in der der Familienname der Mona Lisa nun eindeutig und zeitgerecht mitgeteilt wird (S. 20), oder durch eine Offenburger Inkunabel, in der die Karte Martin Seemüllers von 1507 mit der ersten Erwähnung America eingebunden war und erst durch die Katalogisierung der verstorbenen Vera Sack entdeckt wurde (S. 91). Bei Inkunabeln gibt es also so gut wie keine Dubletten, eine Erkenntnis, die bei der Versteigerung der Donaueschinger Bibliothek nicht beherzigt wurde.

Her Kristan von Hamle aus der Manessischen Liederhandschrift (links) und ein Blick in die Kuppel der Badischen Landesbibliothek (rechts) hinter dem Deckblatt dienen als Lockbilder für die Augen; dann nach dem Umblättern kommt ein Doppelblatt mit der eigentlichen Botschaft des Heftes aus Freiburg am Beispiel der kürzlich mit Mitteln des Landes erworbenen Sammlung Leuchte (Hs. 1500, 30, 200 Blatt): „Sie können dieses Digitalisat auch als pdf-Dokument herunterladen.“ Ein großer Teil der „Schätze des Landes“ ist nämlich inzwischen digitalisiert und damit fast unbeschränkt zugänglich, dazu auch die nötigen Kataloge und sonstigen Hilfsmittel, die eher der Wissenschaftler als der Laie braucht, etwa die Kartei Gerhard Picards zur Wasserzeichenforschung (S. 46 f.) und die Einbandstempel der Sammlung Kyriss (S. 48 f.). Das steht im 2. Kapitel des Heftes „Wie entsteht eine Handschrift?“, in dem zwar auch noch über Schätze, fragmentarische beispielsweise, gehandelt wird, aber noch eher über den mühsamen Weg zu ihnen, also die Herstellung von Papier und Pergament, die Mühsal des Schreibens („drei Finger schreiben, und der ganze Leib leidet“), die Herstellung der unterschiedlichen Einbände und der Miniaturen. Mehr Stoff als in mehrere Seminarübungen passt.

Dieser Vorgang ist die Voraussetzung dafür, dass im folgenden Kapitel die besonderen Kostbarkeiten in Großaufnahmen von je einer Seite in einer Auswahl aus allen Bibliotheken mit Beschreibung und Deutung vorgestellt werden können, etwa die Handschrift C des Nibelungenliedes, der Stuttgarter Psalter, ein Stundenbuch aus Salem, dessen Ausschnitt mit Feder und dem Federmesser des Apostels Johannes schon das Titelbild des Magazins abgab. Nur das Blatt des „Codex Manesse“ ist viergeteilt, weil man eben mehr Bilder unterbringen wollte – auf Kosten der Texte, denn eine ebenso schöne Geschichte wie die Beinschienung des von Sachsendorf wäre die des Hündchens bei Hadlaub gewesen, aber die wird nicht mehr mitgeteilt, und ob die Dame den erneut abgebildeten Kristan von Hamle nun ganz zu sich hinaufzieht oder auf halber Höhe hängen lässt, werden die neugierig gemachten Betrachter auch nicht erfahren. Es bleiben schon einige Unstimmigkeiten. Die Redaktion hätte auch darauf achten sollen, dass die Bilder nicht so klein werden, dass man gerade das, was man nach dem Text hätte sehen sollen, nicht mehr erkennen kann wie den Einband der „Kinder von Limburg“ bei der Über-

reichung des Buches (S. 50). Bei etwas mehr Sorgfalt wären im Elsaß Marbach und Murbach (S. 36; 41) zusammengekommen. Und was von Walthers von der Vogelweide bekanntesten Versen zitiert wird, ist eben nicht „der genaue Wortlaut“, sondern ein Fehler, der sich eingeschlichen hat, denn was er, der auf dem Stein sitzt, in seine hant gesmogen hat, ist in C daz kinne, nicht min kin (S. 66).

Das Schlusskapitel bringt nicht nur die Darstellung der obligatorischen großen Bibliotheken, sondern weist auch auf kleinere hin, soweit sie Handschriftensammlungen besitzen, wie die Überlinger Leopold-Sophien-Bibliothek oder die Sammlungen in Konstanz im Rosgarten-Museum und im Suso-Gymnasium.

Im Ganzen, besonders angesichts des Preises, ein außerordentlich informatives Heft mit einigen besonders prächtigen Blättern und Hilfen bei den unbekannten Begriffen des Fach-Jargons. Man hat nur darum einen zwiespältigen Eindruck, da die Aufsätze in einer Zeit erarbeitet wurden, als nicht lange nach dem Verlust der F. F. Hofbibliothek Donaueschingen gerade die den historischen Besitz antasten wollten, die einst und jetzt als Hüter bestellt waren.

Volker Schupp

Briefe an die Redaktion

Ergänzung zu dem Bericht von Hermann Althaus „Georg Hauger: ein Student aus Freiburg als Tiroler Freiheitskämpfer“ – erschienen in Heft 4/2007 der Badischen Heimat

In Heft 4/2007 der Badischen Heimat beschreibt Hermann Althaus sehr anschaulich den Lebensweg von Georg Hauger, jenes Freiburger Studenten und Teilnehmers am Tiroler Freiheitskampf von 1809 unter der Führung des Volkshelden Andreas Hofer. Seinen lesenswerten Bericht lässt der Autor ausklingen mit der Aussage, dass der Hofer-Mythos 1984 noch einmal beträchtlichen nationalen Zündstoff erhielt, weil die Tiroler Schützen als Zeichen der Einheit und Zusammengehörigkeit eine mehrere Meter große metallene Dornenkrone vom Brenner nach Innsbruck tragen wollten. Eine Alternativbewegung habe sich dagegen gewandt, woraus dann „die Tiroler Grünen“ entstanden seien (Wikipedia).

Es mag dahingestellt sein, ob die Tiroler Grünen ihre Entstehung aus der Ablehnung des Bedauerns über die Spaltung ihrer Heimat seit 1918 begründen mögen. Tatsache ist aber, dass die Tiroler Schützen 1984 beim Gedenken an die 175 Jahre zurückliegende Erschießung Andreas Hofers in Mantua durch die Franzosen eine große Dornenkrone im Festumzug durch die Landeshauptstadt Innsbruck getragen haben. Dieses Symbol der Trauer um die andauernde Zerreißung Tirols wie auch das offizielle Motto des Festzuges „Ein Tirol“ hatten die Billigung der Nord-Tiroler Landesregierung insbesondere des damaligen Landeshauptmanns Eduard Wallnöfer. Beides dokumentierte zugleich das Fortbestehen der geistigen und kulturellen Einheit der getrennten Landesteile, wozu sich die Nord-Tiroler Verfassung ausdrücklich bekennt. Heute steht diese Dornenkrone als mahnendes Denkmal in der Nord-Tiroler Gemeinde Telfs. Als Vorgängerin war bereits 1959 eine kleinere Dornenkrone im Festumzug durch Innsbruck getragen worden.

Bei dem alle 25 Jahre stattfindenden und von Nord- und Süd-Tirol gemeinsam veranstalteten Gedenken an das Freiheitsstreben von 1809 und an seine opferbereiten Aktivisten wird so im nördlichen wie im südlichen Landesteil auch an den Freiheitskämpfer Georg Hauger aus Freiburg erinnert. Dass dabei die Annexion des südlichen Tirols durch Italien besonders schmerzlich ins Bewusstsein gelangt, erscheint gerade in heutiger Zeit, in der sich weltweit auf das inzwischen als unverzichtbar anerkannte Recht auf Selbstbestimmung berufen wird, durchaus verständlich.

Wolfram Lindner

Vorteile für Mitglieder der Badischen Heimat

100% Nachlass

Bei Abschluss einer Feuer- & Brandversicherung bei der Feuerkasse der BBBank erhalten Sie das erste Jahr Ihrer Mitgliedschaft bei der Badischen Heimat von der BBBank gezahlt.

Feuer und Einbruchschadenkasse der BBBank Vvag
Feuer- und Einbruchschadenkasse
von-Werth-Straße 4–1450670 Köln
Telefon 07 21/14 16 60
feuerkasse@bbbank.de

15% Nachlass

Beim Kauf des Museums-Passes Oberrhein für Tarif I, II und III. Bitte vermerken Sie Ihre komplette Anschrift auf der Überweisung. Gültig für 1 Jahr ab Kaufdatum.

Überweisen Sie den um 15% reduzierten Preis der gewünschten Karte, d. h. Pass I (1 Erwachsener und bis zu fünf Kinder) = 58,65 €, Pass II (2 Erwachsene und bis zu je fünf Kinder) = 101,15 €, Pass III (Personen in Ausbildung, Arbeitslose, Invalide, Behinderte und bis zu fünf Kinder) = 51,– €, Kurzzeit-Pass (1 Erwachsener, gültig 1 Monat an 4 frei wählbaren Tagen) = 28,90 € auf das Konto der Badischen Heimat, Nr. 11 017 128, BLZ 660 908 00, BBBank Karlsruhe, Stichwort „Museums-Pass“.

Telefon 07 21/1 41-2 42
Museums-Pass-Homepage: www.museumspass.com

10% Nachlass

Auf alle badischen Einkäufe im Souvenirshop am Hauptbahnhof Karlsruhe

Karlsruher Souvenirshop
Bahnhofplatz 10
76137 Karlsruhe
Telefon 07 21/3 42 75

10% Nachlass

Auf alle badischen Einkäufe im

Souvenirshop Durmersheim
Badenfan-Shop
Auer Straße 20
76448 Durmersheim
Telefon 0 72 45/9 33 00

Bitte teilen Sie uns mit, welche weiteren Vorteile Sie sich von Ihrer Mitgliedschaft erhoffen.
E-Mail: *info@badische-heimat.de oder direkt an die Geschäftsstelle*